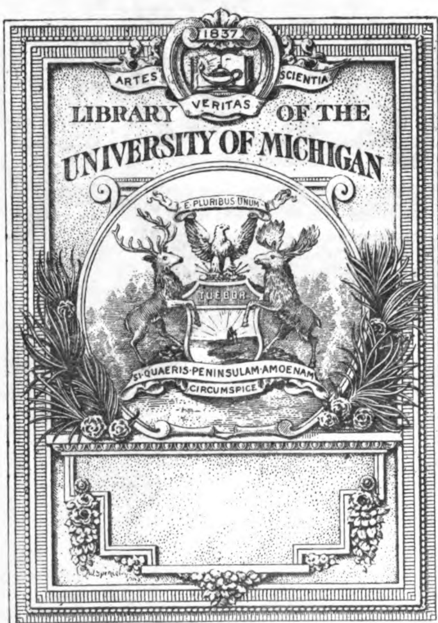

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Im unterzeichneten Verlage erscheint:



Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

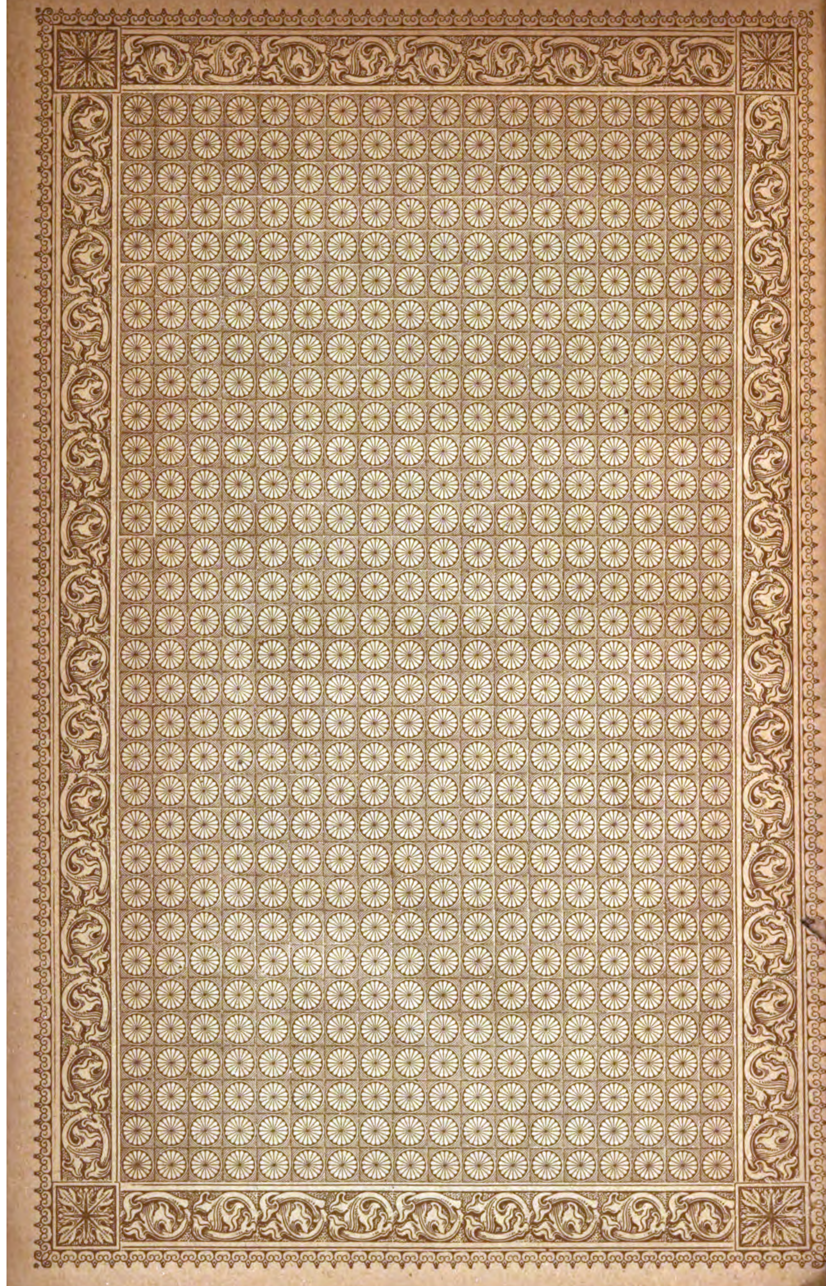
29 Lieferungen à 50 Pfennig.



Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker“ hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

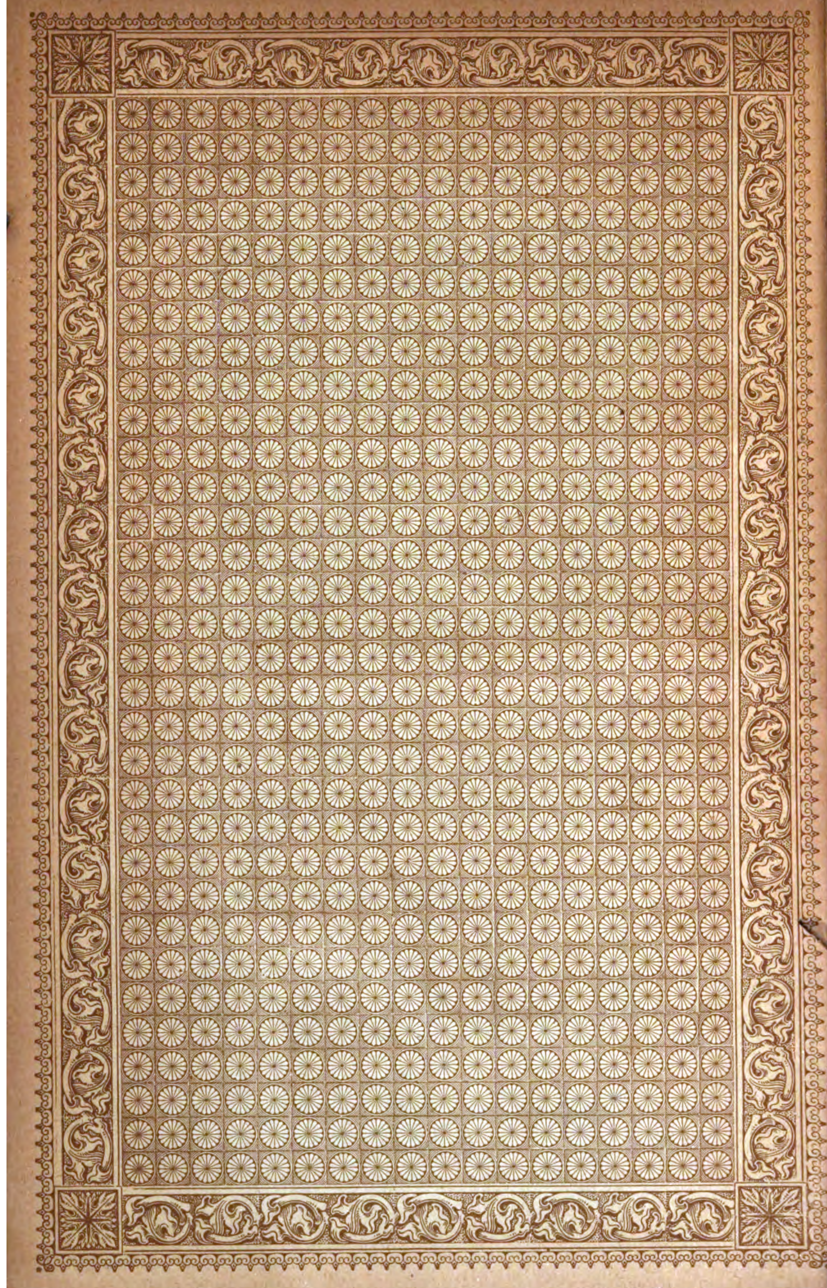
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Novellette „Der Granatstern“ von Robert Robertus. (S. 94)
Originalzeichnung von E. Limmer.



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

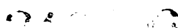
Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.







Fremdes Gut.

Roman von **Fedor v. Zobeltitz.**

(Fortsetzung.)

10.

(Nachdruck verboten.)

Der Winter ging zu Ende, und schon sandte auf brausenden Sturmschwingen der nahende Frühling seine ersten Grüße ins Land. Auf dem freien Platze vor Schraders Wohnung war der Schnee längst geschmolzen und hatte mächtige Wassertümpel hinterlassen, in denen sich der wolkenbedeckte Himmel spiegelte; die Akazien hatten hie und da bereits schüchterne grüne Knospen angesetzt, und an einem besonders schönen Tage kam Herr Pipusi, der Gastwirt mit dem italienischen i als Namensanhang, auf die tollkühne Idee, Tische und Stühle unter die Bäume stellen zu lassen und an den Stamm einer Akazie eine Tafel mit der verlockenden Inschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen“ anzuschlagen. Das war Ende März, zu einer Zeit, da noch niemand daran dachte, im neu eröffneten Sommergarten des Restaurants Pipusi seinen Kaffee zu trinken, aber der dicke Mann war für den Fortschritt und eilte gern der Zeit voran.

An demselben Tage kehrte Max Schrader zu früherer

Stunde als sonst aus dem Bureau nach Hause zurück. Er hatte in Vertretung Müllners, der erkrankt war, einige Geschäfte auf der Reichsbank besorgen müssen und war demzufolge von Freilig beurlaubt worden. Die Geschäfte hatten rasche Erledigung gefunden — der übrige freie Nachmittag aber kam Max besonders gelegen, da Fräulein Martha Riesencamp heute ihren Geburtstag feierte und er von ihr zum Kaffee eingeladen worden war.

Zwischen Max und dem kleinen blonden Fräulein hatte sich rasch ein freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Martha war das Gegenteil ihres verschrobenen Vaters, ein über ihre Jahre hinaus ernst und reif denkendes Mädchen mit weichem Herzen und vortrefflichem Charakter. Dank ihrer verstorbenen Mutter, die die Tochter eines kleinen Beamten gewesen war, hatte sie eine gute Erziehung erhalten, auch selbst noch aus eigenem Antriebe fleißig an sich gearbeitet; sie hatte ursprünglich die Absicht gehabt, ihr Lehrerinnenexamen zu machen, doch reichten die Mittel nicht aus, die notwendigen Studien fortzusetzen. Dem Vater war sie, nachdem der alternde Komödiant Stellung und Brot verloren, eine unentbehrliche Stütze geworden; mit kluger Umsicht schaltete und waltete sie im Hause und wußte immer, ging es in dem kleinen Gemeinwesen auch noch so knapp zu, den Schein einer gewissen Behaglichkeit zu wahren.

Ihre stille Rührigkeit und die Liebe, mit der sie den Vater umgab und alle seine Wunderlichkeiten und Launen schweigend ertrug, machten sie Max Schrader sympathisch. Er hatte die blonde Kleine gern; es lag etwas Poetisches in ihrem ganzen Gehaben, in ihrer flinken Anmut und in ihrer schlanken, graziösen Figur wie in dem blassen, schmalen Gesichtchen, das von dem sonnengoldenen Haar wie mit lichtem Glorienschein umrahmt wurde.

Max hatte, da er Martha am Vormittage, vor seinem

Weggange nach dem Bureau, nicht hatte sprechen können, unterwegs ein paar Blumen gekauft, um sie ihr als kleine Aufmerksamkeit zur Feier zu überreichen. Als er über den Hof schritt, sah er Herrn Pipusi mit einem frohen Lächeln auf dem feisten Gesicht vor der Thür seiner Wirtschaft stehen und ihn kopfnickend begrüßen.

„Tag, Herr Schrader — na?! Nu wird's Sommer!“ sagte der dicke Mann und wies auf die frisch gestrichenen Gartentische unter den Bäumen.

Max lachte. „Sie fangen früh an, Herr Pipusi,“ antwortete er; „freilich — das italienische Blut regt sich in Ihnen! Sie haben es heißer als unsereiner!“

„Ja, ja —“ und der biedere Gastwirt nickte geschmeichelt; „'n Dröppken is immer noch übrig jeblieben vom Jroßvater her! Der war nämlicht aus dem Lombadischen war er un is denn injewandert. Aeußerlicht bin ick janz Berliner jeworden un kann ooch das Ital'sche nich mehr — aber innerlicht hab' ick mir immer noch wat Ital'sches erhalten. Det jeht nich so leichte 'raus, wenn 't mal drin is! Wo woll'n Sie denn mit dem Blumkett hin, Herr Schrader?“

„Fräulein Riesencamp hat Geburtstag —“

„Ach — nu sehn Sie mal an,“ fiel Pipusi ein. „Die Kleene hat heit Jeburtstag hat se! 'n jutes Mächen und ooch 'ne jute Dochter! Aber heer'n Sie, Herr Schrader, der olle Riesencamp, der is j'rade so 'ne verzwickelte Schraube wie der Wasserdoktor! Nu frag' ick 'n Menschen, wenn alle Leite bloß Wasser saufen wollten, denn kennten wir Restaradere eenfach die Bude zumachen! So 'n Unsinn, so 'n dammlichter!“

Er schwippte mit den Fingern durch die Luft, daß es einen klatschenden Ton gab, und machte ein äußerst grimmiges Gesicht. Max ließ ihn mit seinem Zorn allein, denn er wußte, daß Herr Pipusi furchtbar schimpfen konnte,

ging es erst einmal los. Schrader gehörte zu den Bevorzugten des dicken Gastwirts; er ließ sich häufig sein Abendessen von ihm holen, und Pipusi pries ihn infolgedessen als einen „Mann von Bildung und feinen Manieren“, während er den wasserverehrenden, vegetarischen Teil des Hauses für „nich jesund im Koppe“ erklärte.

Als Max die Treppe nach seiner Wohnung hinaufstieg, sah er den „Wasserdoktor“ zufällig in einer absonderlichen Situation. Die Thür zur Wohnung Hallwyls stand weit offen, so daß Max in das mäßig möblierte, teppichlose Zimmer des Naturarztes schauen konnte. Auch die beiden Fenster waren geöffnet und hierdurch ein Zugwind hervorgerufen, den Max bis auf den Flur hinaus spürte. Im Zimmer saß der Schutzmann Schultze, ein würdig aussehender Mann mit schwarzem Vollbart, und hatte die Beine bis zum Knie in einer Wanne mit Wasser; vor ihm aber stand der kleine Hallwyl, eine mächtige Gießkanne in der Rechten, und ließ einen vollen Strahl über die Kniee des Schutzmanns rieseln. Das Bild wirkte so komisch, daß Max trotz des Zugwindes unwillkürlich stehen blieb.

„Zum Henker,“ fluchte der frostklappernde Mann des Gesetzes, „das ist aber kalt, Herr Doktor!“

„Soll's auch, Schultze,“ antwortete Hallwyl trocken, „eiskalt muß es sein! Zieht's ordentlich?“

„Ganz infam, Herr Doktor, — der Wind bläst mir nur so um die Ohren!“

„Das ist gut, Schultze, dann sitzen Sie richtig! Und sitzen Sie ganz stille, rücken und rühren Sie sich nicht! Es ist doch die rechte Backe, die weh thut?“

„Jawohl, Herr Doktor, die rechte — wo mir der Wind draufpustet! Verwünscht weh thut sie!“

„Wird schon besser werden, Schultze,“ tröstete Hallwyl, „bleiben Sie nur ruhig sitzen, ich will bloß die Gießkanne neu füllen! Schade, daß wir kein Eis mehr haben —

und keinen Schnee mehr! Fünf Minuten die Füße im Schnee, und alle Schmerzen wären weg!" Er wendete sich und sah Schrader im Flur stehen. „Habe die Ehre, Herr Schrader, sehr angenehm" — er präsentierte die Gießkanne — „woll'n wohl zu Riesencamp? Kommen sofort nach! Will nur rasch dem Schultze die Zahnschmerzen vertreiben, — das ist gleich besorgt!"

„Aber in diesem Zugwind —?" wagte Max einzuflechten.

„Gerade deshalb," eiferte der kleine Herr. „Wind und Wasser — das kuriert alles! Es ist schon ein bißchen besser, Schultze — was?"

„Besser noch nicht," entgegnete der Gefragte, „aber —"

„Aber es wird werden! Natürlich wird's werden! Noch drei Gießkannen über die Kniee und dann eine tüchtige Promenade mit nackten Füßen, und dann soll'n Sie mal sehen! Schöne Grüße nach oben, Herr Schrader — wir kommen gleich nach!"

Kopfschüttelnd schritt Max weiter. Er war zwar nicht in die Geheimnisse der Naturheilmethode eingeweiht, aber die Kraftkur des Herrn Hallwyl wollte ihm doch wenig in den Sinn. Auch eine seltsame Existenz, dieser Herr Hallwyl — gerade so seltsam, wie manch anderer von den kuriosen Leutchen, die in diesem kleinen, verbauten und winkligen Hause an der Grenze der Residenz Unterschlupf gefunden hatten. — In den ersten vier Wochen hatte Max öfters einmal daran gedacht, sein Quartier zu wechseln und sich in einem behaglicheren Gebäude einzumieten, aber er hatte es immer wieder aufgegeben, einmal der kleinen Martha zuliebe und dann auch, weil die Insassen des Häuschens ihn zu interessieren begannen. Es war eigenartig genug, wie das Schicksal mit ihm spielte! Es hatte ihn in eine vollkommen fremde Welt versetzt — unter Menschen, wie sie ihm noch nie auf seinem Lebenswege

begegnet waren, deren Wesen ihn fremd und absonderlich anmutete. Anfänglich wenigstens; erst mit der Zeit gewann er auch mit dieser Welt Fühlung, und das erweiterte seinen Blick und seine Menschenkenntnis. Das Interesse für die neuen Gesellschaftstypen, die er kennen lernte, und für eine ganze Reihe von Individualitäten, die sich abseits von der großen Heerstraße auf allerhand Wechselpfaden verloren hatten, erwachte in ihm. Er fühlte sich nicht mehr abgestoßen von den kleinen Narrheiten dieser Menschenkinder, nachdem er erkennen gelernt hatte, daß unter dem Schellenhemd dieser Narrheit wackere Herzen schlugen. Waren die Passionen jener vornehmeren Kreise, in denen er einst verkehrt hatte, denn frei von närrischem Beigeschmack? Ganz gewiß nicht, nur eine sorgsam gepflegte gesellschaftliche Ueberlieferung hatte der Spielwut das Abstoßende, den Excentrizitäten der verschiedenen Sportrichtungen das Lächerliche, der Tyrannei der Modeströmungen das Groteske nehmen können. Die Kluft zwischen den beiden Welten war lediglich eine soziale, aber ob die Welt hüben oder drüben die seelisch bessere war — das fragte sich noch.

Unwillkürlich waren derartige Gedanken in Schrader aufgetaucht, als er langsam die schmale, nach der Riesencampschen Wohnung führende Holztreppe hinaufstieg. Er lächelte, als er an den frierenden Schutzmann zurückdachte, dem der Wasserdoktor durch die heilende Kraft der Elemente die Zahnschmerzen zu kurieren versuchte. Der schwarzbärtige Mann hatte komisch genug ausgesehen, und doch war er eine durchaus ernst zu nehmende Natur. Er war ursprünglich ein paar Jahre auf einer Realschule gewesen, hatte dann in seiner Dienstzeit Lust bekommen, beim Militär zu bleiben, und war schließlich, nachdem man ihn mit der Berechtigung einer Zivilversorgung entlassen, in die Berliner Schutzmannschaft aufgenommen worden.

Und jetzt, da ihm mehr freie Zeit verblieb, als er sie im Frontdienste hatte erübrigen können, erwachte plötzlich ein stürmischer Drang nach Wissen in ihm. Er war zu mittellos, sich selbst Lehrbücher anschaffen zu können, hatte aber solche bei seinem früheren Quartierwirt gefunden und warf sich nun mit Eifer auf die Arbeit, ganz allein seinen inneren Neigungen folgend, ohne jede Hoffnung, das Erlernte erfolgreich verwenden zu können. Es lag etwas tief Rührendes in dieser heißen Sehnsucht nach Wissen.

Max hatte inzwischen an die Thür der Riesencampschen Wohnung geklopft und war eingetreten. Er fand Martha noch mit dem Arrangieren des Kaffeetisches beschäftigt, der in der Mitte der kleinen, sauber und behaglich gehaltenen Stube stand. Das junge Mädchen errötete, als sie die Blumen in der Hand Schraders sah und er ihr die Rechte entgegenstreckte.

„Herzliche Glückwünsche, Fräulein Martha," sagte Max im Nähertreten, „und alles Gute für das neue Lebensjahr!"

Er behielt ihre Hand noch eine kurze Weile in der seinen; sie schien verwirrt, wie immer, wenn Max mit ihr sprach, faßte sich aber und erwiderte, während ein freundliches Lächeln über ihre Züge flog: „Vielen Dank, Herr Schrader — o, und diese schönen Blumen! Wissen Sie, daß ich Sie im Verdachte hatte, aber nein, ich will es nicht sagen, Sie könnten mich mißverstehen."

„Habe ich Sie je mißverstanden, Fräulein Martha?" gab er ernst zurück.

„Gewiß nicht — nie! Ich fürchte nur — ich fürchte nur, Sie könnten vielleicht etwas Schlechtes von mir denken, wenn ich Ihnen erzähle, was mir heute früh passiert ist. Also hören Sie, ich will aufrichtig sein: gegen acht Uhr kam ein Dienstmann zu mir — heute früh um acht — und brachte mir ein großes Bouquet weißer Kamelien.

begegnet waren, deren Wesen ihn fremd und absonderlich anmutete. Anfänglich wenigstens; erst mit der Zeit gewann er auch mit dieser Welt Fühlung, und das erweiterte seinen Blick und seine Menschenkenntnis. Das Interesse für die neuen Gesellschaftstypen, die er kennen lernte, und für eine ganze Reihe von Individualitäten, die sich abseits von der großen Heerstraße auf allerhand Wechselpfaden verloren hatten, erwachte in ihm. Er fühlte sich nicht mehr abgestoßen von den kleinen Narrheiten dieser Menschenkinder, nachdem er erkennen gelernt hatte, daß unter dem Schellenhemd dieser Narrheit wackere Herzen schlugen. Waren die Passionen jener vornehmeren Kreise, in denen er einst verkehrt hatte, denn frei von närrischem Beigeschmack? Ganz gewiß nicht, nur eine sorgsam gepflegte gesellschaftliche Ueberlieferung hatte der Spielwut das Abstoßende, den Excentrizitäten der verschiedenen Sportrichtungen das Lächerliche, der Tyrannei der Modeströmungen das Groteske nehmen können. Die Kluft zwischen den beiden Welten war lediglich eine soziale, aber ob die Welt hüben oder drüben die seelisch bessere war — das fragte sich noch.

Unwillkürlich waren derartige Gedanken in Schrader aufgetaucht, als er langsam die schmale, nach der Riesencampschen Wohnung führende Holztreppe hinaufstieg. Er lächelte, als er an den frierenden Schutzmann zurückdachte, dem der Wasserdoktor durch die heilende Kraft der Elemente die Zahnschmerzen zu kurieren versuchte. Der schwarzbärtige Mann hatte komisch genug ausgesehen, und doch war er eine durchaus ernst zu nehmende Natur. Er war ursprünglich ein paar Jahre auf einer Realschule gewesen, hatte dann in seiner Dienstzeit Lust bekommen, beim Militär zu bleiben, und war schließlich, nachdem man ihn mit der Berechtigung einer Zivilversorgung entlassen, in die Berliner Schutzmannschaft aufgenommen worden.

Und jetzt, da ihm mehr freie Zeit verblieb, als er sie im Frontdienste hatte erübrigen können, erwachte plötzlich ein stürmischer Drang nach Wissen in ihm. Er war zu mittellos, sich selbst Lehrbücher anschaffen zu können, hatte aber solche bei seinem früheren Quartierwirt gefunden und warf sich nun mit Eifer auf die Arbeit, ganz allein seinen inneren Neigungen folgend, ohne jede Hoffnung, das Erlernte erfolgreich verwenden zu können. Es lag etwas tief Rührendes in dieser heißen Sehnsucht nach Wissen.

Max hatte inzwischen an die Thür der Riesencampschen Wohnung geklopft und war eingetreten. Er fand Martha noch mit dem Arrangieren des Kaffeetisches beschäftigt, der in der Mitte der kleinen, sauber und behaglich gehaltenen Stube stand. Das junge Mädchen errötete, als sie die Blumen in der Hand Schraders sah und er ihr die Rechte entgegenstreckte.

„Herzliche Glückwünsche, Fräulein Martha,“ sagte Max im Nähertreten, „und alles Gute für das neue Lebensjahr!“

Er behielt ihre Hand noch eine kurze Weile in der seinen; sie schien verwirrt, wie immer, wenn Max mit ihr sprach, faßte sich aber und erwiderte, während ein freundliches Lächeln über ihre Züge flog: „Vielen Dank, Herr Schrader — o, und diese schönen Blumen! Wissen Sie, daß ich Sie im Verdachte hatte, aber nein, ich will es nicht sagen, Sie könnten mich mißverstehen.“

„Habe ich Sie je mißverstanden, Fräulein Martha?“ gab er ernst zurück.

„Gewiß nicht — nie! Ich fürchte nur — ich fürchte nur, Sie könnten vielleicht etwas Schlechtes von mir denken, wenn ich Ihnen erzähle, was mir heute früh passiert ist. Also hören Sie, ich will aufrichtig sein: gegen acht Uhr kam ein Dienstmann zu mir — heute früh um acht — und brachte mir ein großes Bouquet weißer Kamelien.

Als ich fragte woher, sagte er nur: „Von einem jungen Herrn," und war wieder die Treppe hinunter. Ich gestehe, daß ich einen Augenblick glaubte, die Kamelien stammten von Ihnen — andererseits sagte ich mir aber auch wieder, daß Sie doch gar keine Ursache hätten, so geheimnisvoll zu Werke zu gehen, und da kam mir denn ein anderer Gedanke. Sie wissen, daß Vater als ehemaliger Schauspieler dann und wann noch Freibillette zu verschiedenen kleineren Theatern erhält. So auch gestern; Direktor Janke vom Stadttheater, ein einstiger Kollege Vaters, hatte uns zwei Parkettplätze geschickt. Vater war nicht recht wohl und blieb zu Hause, und so ging ich denn allein. Auf dem Rückwege verfolgte mich ein junger Herr, sprach mich auch in zudringlicher Weise mehreremal an; ich antwortete natürlich nicht und rettete mich schließlich in die Pferdebahn. Der junge Herr stieg in denselben Wagen und fuhr bis zur Haltestelle vor unserem Hause mit, stieg gleichzeitig mit mir aus, ging mir zur Hofthür nach und notierte sich, wie ich sehen konnte, die Hausnummer. Als ich schon auf dem Hofe war, und Sie können sich denken, wie eilig ich es in meiner Angst hatte, hörte ich ihn noch von jenseits des Zaunes rufen: „Auf Wiedersehen, Fräulein!" Ich vermute nun, daß dieser — daß dieser — Mensch mir die Kamelien geschickt hat, natürlich ohne zu wissen, daß gerade heute mein Geburtstag ist. Wäre der dumme Dienstmann nicht so schnell wieder fortgelaufen, dann hätte ich die Blumen gar nicht angenommen! Was mache ich mir denn aus den Dingern! Ich habe sie in die Küche gestellt, weil ich sie auf meinem Geburtstagstische nicht sehen will!"

Max hatte schweigend zugehört, dabei jedoch aufmerksam die Gesichtszüge Marthas beobachtet. Einen Augenblick war der Gedanke in ihm aufgestiegen, die blonde Kleine mit dem lieblichen Kindergesicht sei eine Heuchlerin.

Aber auch nur einen Augenblick hindurch konnte diese Vermutung sich halten, dann nahm er von neuem ihre Hand.

„Lassen Sie sich dieses ärgerliche Geschehnis eine Warnung sein, Fräulein Martha,“ sagte er. „Und verzeihen Sie mir, wenn ich als Ihr guter Kamerad noch eine weitere Mahnung anfüge: Sie dürfen nicht mehr in später Abendstunde allein ausgehen, — es schickt sich das nicht für ein junges Mädchen, das auf sich hält! Wirklich, Fräulein Martha, das ist nicht in der Ordnung!“

Sie wurde blutrot. Ihr ganzes Gesicht bis zu dem Ansatz der kleinen Ohren und den blonden Haarwurzeln oberhalb der Stirn färbte sich dunkel.

„Mein Gott, Herr Schrader,“ sagte sie, mühsam mit den ihr in die Augen tretenden Thränen kämpfend, „wie soll ich es denn anders machen?! Vater ist in letzter Zeit so oft leidend und so mürrisch und menschenscheu — er geht ungern aus — und das Theater ist das einzige Vergnügen, das ich mir dann und wann gönnen kann! — Aber wenn Sie es für richtig halten, will ich auch darauf verzichten.“

„Sie brauchen und sollen das nicht, liebe Martha,“ entgegnete Max; „Sie sollen nur nicht allein ausgehen, wenigstens nicht des Abends. Ist Ihr Vater nicht in der Lage, Sie zu begleiten, so sagen Sie es mir; ich bin gern bereit, mitzukommen, wenn ich es irgendwie einrichten kann.“

„Das wollten Sie?!“ rief Martha, und ein heller Glanz flutete über ihr noch immer in rosigen Schimmer getauchtes Gesicht. „Sie wollen — mit — mir — ausgehen —?“

Sie sagte diese letzten Worte zaghaft, fast furchtsam und blickte dabei unter den halb gesenkten Wimpern mit scheuem Ausdruck zu Max herüber.

Er lachte und nickte. „Gewiß will ich das,“ entgegnete

er fröhlich, „und ich freue mich darauf! Ich stehe ja auch ganz allein, habe niemand, an den ich mich anschließen kann, und ich denke es mir sehr hübsch, dann und wann gemeinsam mit Ihnen das Theater besuchen und mit Ihnen über das Geschaute und Gehörte plaudern zu dürfen. Das wird uns beiden eine doppelte Anregung sein. Ja aber, mein Gott, Fräulein Martha, was machen Sie für ein betrübtes Gesicht dazu?! Paßt Ihnen mein Vorschlag nicht?"

Sie hatte sich abgewendet, um die hellen Thränen, die ihr aus den Augen stürzten, zu verbergen.

„O doch," sagte sie, „ich bin glücklich darüber — so glücklich."

Max stutzte. Das seltsame Wesen Marthas ließ ganz plötzlich einen Gedanken in ihm aufkeimen. Eine weiche Stimmung beschlich den jungen Mann. Er fühlte nichts als eine aufrichtig freundschaftliche Zuneigung und eine warme Sympathie für die Kleine, und er war sich auch bewußt, nichts gethan zu haben, was mehr als Freundschaft in ihr hätte wecken und nähren können. Die Vermutung, daß sie ihn liebe, rührte sein Herz und beängstigte ihn zugleich; es war ja eine Thorheit, das unerwiderte Lieben! —

Martha hatte ihre Thränen getrocknet; sie lächelte wieder, ein schamhaft verlegenes und doch so entzückendes Lächeln. „Was bin ich für ein dummes Geschöpf," sagte sie; „immer steht mir gleich das Wasser in den Augen! Ich bin gar zu weichherzig! Statt mich bei Ihnen zu bedanken, vergieße ich ein Thränchen! Wie dumm! Aber dankbar bin ich Ihnen doch, Herr Schrader, weil — weil Sie neben meinem Vater der einzige sind, der es gut mit mir meint!"

„Das thue ich, und aus ehrlichem Herzen," erwiderte Max. „Denn ich bin Ihr Freund, und ich hoffe es zu

bleiben. Und ich denke auch, wir werden häufiger zusammen ins Theater gehen, — wie wäre es mit morgen, Marthchen? Da giebt man im Schauspielhause ein gutes, altes Stück — Brachvogels „Narziß“ — kennen Sie es?“

„Nein, ich kenne es nicht, und ich möchte es wohl gern einmal sehen, aber — aber zum Schauspielhause bekommen wir keine Freibillette.“

„Schadet nichts! Ich lade Sie ein — als Nachfeier zu Ihrem Geburtstage, und ich denke, Sie werden die Einladung eines guten Freundes und getreuen Nachbarn ebensowenig abschlagen wie ich heute die Ihre abgeschlagen habe. „Unter Kameraden ist das ganz egal,“ sagt Reif-Reiflingen — und wir sind Kameraden!“

Er betonte das Freundschaftliche und Kameradschaftliche des gegenseitigen Verhältnisses mit Absicht; er wollte nicht, daß sich die arme Kleine falschen Einbildungen hingebe und unerfüllbare Hoffnungen nähre. Sie aber schien von dieser Absicht nichts zu merken, vielleicht auch wollte sie es nicht; sie hatte ihre Unbefangenheit wiedergewonnen und bedankte sich heiter.

Ein Viertelstündchen später war die kleine Gesellschaft im Wohnzimmer versammelt. Der Schutzmann klagte noch immer über Zahnschmerzen, behauptete jedoch Hallwyl zuliebe, von dem er viel hielt, sie seien bereits bedeutend geringer geworden, was mit seinem schmerzverzogenen gutmütigen Gesicht in entschiedenem Widerspruch stand. Hallwyl erklärte, die Nachwirkung sei die Hauptsache und die Nachwirkung käme erst noch. Der kleine, stets hastige und übereifrige Mensch geriet förmlich in Ekstase, wenn er auf die Naturheilmethode zu sprechen kam. Er war ein geborener Kopenhagener, behauptete Militärunterarzt in dänischen Diensten gewesen zu sein und den bunten Rock nur ausgezogen zu haben, um sich von dem „Arzneiunwesen“ frei zu machen. Er sei der erste gewesen, der die

Erfahrungen des berühmten Prießnitz praktisch verwertet habe.

Er lebte nur von Wasser, Brot und Gemüsen und sah dabei gesund und pausbäckig aus. Es kam selbst vor, daß er wochenlang nichts genoß, als nur Wasser und Brot, und auch eine solche Karenzzeit schlug bei ihm an. Er war ehemals viel kränklich gewesen, doch seit er ein Fleischverächter und ein Wassermensch geworden, hatte er seine Gesundheit wiedergewonnen. Die Erfahrung am eigenen Leibe verführte ihn denn auch zu einem maßlosen Fanatismus für sein System. Glücklicherweise war er arm, er hätte sonst die ganze Welt in eine einzige große Naturheilanstalt verwandelt. So mußte er sich mit vereinzelten Kuren begnügen, die ihm in den meisten Fällen auch glückten. Der Schutzmann Schultze, der ihm ein Zimmer abgemietet hatte, war sozusagen sein Versuchsobjekt, und der gutmütige Mann ließ sich die hydropathischen Quälereien des Wasserdoktors auch ruhig gefallen. Auf Wunsch und Rat Hallwyls war er sogar Vegetarier geworden, aber in aller Heimlichkeit gönnte er sich doch dann und wann eine Jauersche Wurst und ein Glas Bier.

Riesencamp berichtete dem Naturarzt, er habe neulich ein Anerbieten bekommen, im Viktoriasalon als Taschenspieler aufzutreten. „Du, Hallwyl, im Viktoriasalon," wiederholte er entrüstet, „in diesem Tingel-Tangel ich —! Ich! Nein, habe ich dem Agenten geantwortet, ehe ich mich fortwerfe, lieber geh' ich zu Grunde!"

In diesem Momente erschien der Buchhalter Freilig. Auch er trug einen Blumenstrauß in der Hand, den er Martha mit graziöser Bewegung und einigen schön gewählten Worten überreichte. Martha war seine Patin und sein besonderer Verzug.

Dann brachte er allerhand Neuigkeiten mit, die er

stoßweise zum besten gab, während er in den Zwischenpausen gewaltige Massen von Napfkuchen verzehrte und ein halbes Dutzend Tassen Kaffee trank. Denn er liebte den Trank der Levante und behauptete von ihm, er gebe dem Geiste Schwungkraft.

Dann kam das Neue — zuerst das Allerneueste! Das war eine Gründung des Herrn Kommerzienrats Karl Sporrschild, zu der auch Herr Leopold Sporrschild Ja und Amen gesagt hatte, eine Gründung, aus welcher der gute Freilig indessen nicht recht klug geworden war. Man hatte nämlich verabsäumt, ihn zu der Konferenz, die behufs Bildung des Gründungskomitees zusammenberufen worden war, hinzuzuziehen. Es sollte darin sehr viel von Pferden und Pferdezucht gesprochen worden sein.

„Unter uns" — und der alte Freilig legte das Stück Napfkuchen, das er soeben zum Munde führen wollte, auf den Rand der Untertasse zurück — „Fräulein Eva Sporrschild muß bei der Sache auch mitgesprochen haben —"

„Fräulein Eva?!" fiel Schrader staunend ein.

„Jawohl, Fräulein Eva," fuhr der Buchhalter fort. „Dieses junge und ich kann nicht anders sagen sehr liebliche Geschöpf ist nämlich der Abgott unseres Chefs und erreicht bei ihm, was sonst kein anderer Mensch auf der Welt zu erreichen fähig wäre. Sie braucht ihm bloß einmal die Backen zu streicheln, und er ist hin. Sie vermag alles. Na, und sehen Sie, das weiß der Kommerzienrat, und wenn er mal was ganz besonders Verzwicktes will, dann muß Evchen es einleiten. Und sie macht das immer höllisch geschickt, sie macht ihrem Namen Ehre, sie ist eine Eva aus dem ff. In den letzten Wochen war sie alle Augenblicke mal bei Onkel Leopold im Bureau. I, dacht' ich, da ist wieder etwas im Werke! Vielleicht sitzt der Kommerzienrat wieder mal in der Tinte oder der Herr Referendar haben wieder mal einen fetten Bären

angebunden. Die beiden machen nämlich um die Wette Schulden und immer abwechselnd, erst der Alte und dann der Junge, immer umschichtig."

Max wollte etwas erwidern, als es wiederum an die Thür klopfte und das bärtige Antlitz eines Dienstmanns sichtbar wurde. Er fuhr zurück, als er die kleine Gesellschaft erblickte, und wollte die Thür wieder schließen, aber Riesencamp rief ihm ein donnerndes: „Immer herein, Herr Gesandter, wem gilt Eure Post?" entgegen.

Der Dienstmann zwängte sich ungeschickt ins Zimmer und blieb mit verlegenem Grinsen an der Wand stehen, indem er seine Handflächen gegen die Beinkleider rieb.

„Nun?" fragte der Mimiker. „Was soll's? Was giebt's? Was ist los?" Und leiser fügte er, zu Hallwyl gewendet, hinzu: „Eine neue Botschaft aus dem Viktoriasalon — ich wette! Aber ich pfeife ihnen was — haha!"

Der Dienstmann hatte inzwischen die Gesellschaft gemustert; schließlich blieb sein Auge an Martha hängen, die unruhig zu werden begann.

„Nun?" fragte Riesencamp nochmals mit gehobener Stimme.

„Ach, entschuldigen Sie man," platzte der Dienstmann heraus, „ick weeß jar nich, ob ick hier ooch recht bin! Da hat mir uff de Straße een junger Herr verangaschiert, ick sollte hier 'rin jehn un an eene junge blonde Dame, die hier wohnen dhun sollte, aber von deren Namen er nischt wußte, 'ne Bestellung ausrichten, — na, un nu weeß ick nich so recht, ob ick hier nu an de richtige Adresse bin oder mir verfehlt habe."

Aller Augen richteten sich bei dieser Botschaft auf Martha. Sie blieb ruhig sitzen, war aber sehr blaß geworden.

Das Gesicht des alten Mimikers nahm einen drohenden Ausdruck an. „Martha," sagte er ernst, und auch

bei dieser Gelegenheit schwellte ein unwillkürlicher theatralischer Pathos seine Stimme, „antworte: geht dich diese Sache etwas an?"

Sie erhob sich. „Ich glaube — ja, Vater," entgegnete sie fest, und zum erstenmal sah Max bei dieser Gelegenheit, daß sich zwischen ihren Augenbrauen, oberhalb der Nasenwurzel, eine feine Falte bildete, die ihrem Antlitz ein Gepräge charaktervoller Entschiedenheit gab; „ich sage dir aber vornweg, daß du nichts Böses von mir zu denken brauchst. Nein, Vater, nichts Böses! Höre mich an!" Und sie erzählte ruhig und ohne Verschüchterung von dem jungen Manne, der sie am gestrigen Abend vom Theater aus bis vor das Haus verfolgt, und von dem Kamelienbouquet, daß sie heute früh von anonymer Seite erhalten hatte. „Ich vermute," schloß sie, „daß derselbe freche Mensch mir auch jetzt die Bestellung geschickt hat. Frage du selbst den Dienstmann, Vater, was er mir sagen sollte!"

Riesencamp wandte sich nach dem Dienstmann um, der sich in komischer Verzweiflung mit den Fingern im Haare kraute.

„Det is ja 'ne verfluchtige Jeschichte," meinte er, ohne erst die Frage des alten Mimikers abzuwarten; „da hab' ick mir in 'ne scheene Breduhlje 'rinjeritten! Aberscht ick kann nischt vor, Herrschaftens; ick dhue, wat mir jesagt un anbefohlen wird, un mir is anbefohlen worden: „Jehn Sie 'ruff un suchen Sie sich die scheene junge Dame, blond is sie, die da wohnen dhut, un sagen Sie ihr, sie möchte mal vor nen Oogenblick 'runnerkommen, es wäre wer da, der sie sprechen wollte." Und davor hab ick zwee Mark jekriegt, un warum soll ick denn det vor zwee Mark nich dhun, Herrschaftens? Ick kann ja nich wissen, daß —"

„Erlauben Sie mir, Herr Riesencamp, daß ich mich der Sache annehme," sagte Max aufstehend. „Ich werde dem Herrn selbst Antwort bringen, und Sie können sicher

sein, daß sie energisch genug ausfallen wird. Der Dienstmann ist unschuldig — wir können ihn beruhigt entlassen."

Max griff nach seinem Hute, aber Freilig wehrte ihm. Er hatte die gesetzte Miene eines Brutus angenommen.

„Kein Aufsehen, Herr Schrader," warf er ein, „und keine Scene. Wir dürfen Fräulein Martha nicht der Gefahr aussetzen, in das Gerede der Leute zu kommen. Ihre jugendliche Heftigkeit kann böse Folgen nach sich ziehen. Ich selbst werde heruntergehen. Ich bin ein alter Mann, und vor der Würde meiner grauen Haare" — er strich mit der flachen Hand über seinen Kopf — „wird jener lockere Fant sich beugen."

„Bravo!" rief Hallwyl und klatschte in die Hände. „Geben Sie's ihm tüchtig, Freilig, machen Sie ihm den Standpunkt klar!"

Der Buchhalter gab dem Dienstmann einen Nickel und sagte ihm, er möge sich einen Schnaps bei Pipusi kaufen, das Lokal aber nicht vor Ablauf einer Viertelstunde verlassen. Dann schritt er steifen Ganges über den Hof, der Ausgangsthür zu.

Es war bereits dämmerig geworden, und auf den Straßen zündete man schon die Gaslichter an. An der Bretterthür des Hofes stand, mit dem Rücken gegen den Zaun gelehnt, ein junger Herr und vergnügte sich damit, mit den gespitzten Lippen kunstreiche Ringel aus dem Dampfe der Cigarette zu formen, die er zwischen den Fingern hielt.

„Aha," dachte Freilig, „das ist mein Mann!" — Und während seine Gesichtszüge etwas Imperatorisches annahmen, schritt er dem jungen Herrn entgegen, lüftete seinen Hut und sagte höflich: „Pardon, mein Herr, wenn ich störe —"

Aber das weitere blieb dem Buchhalter in der Kehle stecken. Er sah plötzlich ein blasses, feines und hochmütiges

Gesicht vor sich, das er sehr gut kannte, ein Gesicht mit umschatteten Augen, blondem Schnurrbärtchen und gerader, schmaler Nase, mit lächelnden, blutleeren Lippen — Herr des Himmels, das war ja der Doktor Sporrschild, Herr Kurt Sporrschild, der Referendar, der Sohn des Kommerzienrats!

Freilig war so überrascht, daß er nach Worten ringen mußte. Und auch der Referendar war sichtlich unangenehm berührt, den ersten Buchhalter seines Vaters so unerwartet vor sich zu sehen, aber er wußte bei seiner Weltgewandtheit rasch Herr dieses fatalen Empfindens zu werden.

„Ei, sieh mal an," sagte er, den Vokalen einen nasalen Tonklang gebend, „der Herr Freilig! Ja aber, Herr Freilig, was schwimmen Sie denn hier herum — was? So in der Dämmerung und in einer Gegend, wo allerhand hübsche kleine Mädchen wohnen? Was? Herr Freilig, Herr Freilig —"

Und er hob lächelnd den Zeigefinger.

„Herr Doktor," erwiderte der Buchhalter, der seinen Mut der letzten Anspielung des jungen Mannes gegenüber wiedergefunden hatte und in dem plötzlich ein ehrlicher Zorn erwachte, „ich bitte in aller Ergebenheit, mir nichts Schlechtes zumuten zu wollen. Ich war drüben in jenem Hause zu Besuch — bei einem alten Freunde von mir, der eine schöne blonde Tochter hat, ein braves und gutes Kind, Herr Doktor, ein Mädchen, das Achtung verdient. Während meines Besuches trat ein Dienstmann ins Zimmer, der von einem jungen Herrn beauftragt worden war —"

Ein zischender Ton unterbrach ihn. „Verwünscht!" stieß der Referendar zwischen den Zähnen hervor und schleuderte seine Papyros in einem weiten Bogen über den Straßendamm, während er gleichzeitig heftig mit dem Fuße den Boden stampfte. „Das ist ja ein infames

Zusammentreffen! Ein nie—der—träch—tiges Zusammentreffen!" ... Er stierte einige Augenblicke vor sich hin und zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Dann lächelte er wieder. „Na — und — wie weiter? An Stelle der blonden Schönheit machten Sie sich selbst auf den Weg, den Hüter der Tugend zu spielen und das Laster vom Eingange des Paradieses zurück in den Sumpf Babylons zu treiben. Ist's so?"

„Genau so, Herr Doktor, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es eine traurige Ueberraschung für mich war, den Sohn eines meiner Chefs hier wartend — wartend und auf der Lauer zu finden."

Kurt warf den Kopf hochmütig in den Nacken und blähte die Nasenflügel auf. „Auf der Lauer," wiederholte er, „Herr Freilig, das ist ein Ausdruck, der mir nicht recht gefallen will! Aber — aber das Mißliche der Situation mag es entschuldigen, daß Sie sich im Haschen nach Worten ein wenig vergriffen haben. Schwamm drüber — über den ganzen Vorfall, Herr Freilig! Sie wissen, daß ich auf einige Zeit nach Berlin kommandiert worden bin, und da wünscht man denn, das Großstadtleben kennen zu lernen — man guckt hierhin und dahin — und — na, ich bin ein bißchen Schmetterling. Also lassen wir die Sache auf sich beruhen und sprechen wir nicht weiter darüber! Verstehen Sie, Herr Freilig, die Sache ist abgemacht!"

Der Buchhalter verbeugte sich. „Ich bin damit einverstanden, Herr Doktor," entgegnete er, „und bitte nur noch, daß Sie mir das Versprechen geben, der bewußten jungen Dame nicht mehr nachstellen zu wollen. Ich erlaubte mir schon einmal zu bemerken, daß sie die allergrößte Hochachtung verdient."

Der Referendar zog ein Tulaetui hervor und steckte sich eine neue Cigarette an. „Selbstverständlich," sagte

er; „ich werde mir nicht die Finger verbrennen! Seien Sie ohne Sorge, Sie Engel mit dem flammenden Schwerte! Adieu, Herr Freilig! — He, Droschke — Kutscher!"

Er winkte einen vorüberrollenden Wagen heran und stieg ein.

„Adieu, Herr Freilig!"

Der Buchhalter zog noch einmal den Hut und schritt dann langsam, in Sinnen verloren, über den Hof zurück. Es hatte zu regnen begonnen. Der vom geschmolzenen Schnee noch weiche Boden gab unter den Schritten Freiligs elastisch nach; dem Buchhalter kam es vor, als wandele er in einem Morast. Er schüttelte sich; ein Empfinden heftigen Ekels überschlich ihn. Morast, wohin man kam und wohin man schaute! —

„Nun?" fragte Riesencamp, als Freilig wieder in das Zimmer trat, in dem Martha inzwischen die Lampe angezündet hatte; „haben Sie es dem Jüngling gegeben?"

„Gehörig," antwortete der Gefragte. „Er wird nicht wiederkommen, Klein-Marthchen, Sie können unbesorgt sein."

Martha, die noch immer sehr blaß war, schaute den Alten mit einem Ausdruck im Auge an, der dem beobachtenden Max auffiel. Es war ein Ausdruck geistiger Leere, der sich auch auf ihrem ganzen Gesicht, vor allem in den schlaff sich senkenden Mundwinkeln kundgab.

Sie neigte schweigend den Kopf und verließ rasch das Gemach, schritt durch ihr Schlafstübchen in die anstoßende Küche und riß das Kamelienbouquet, das auf dem Tisch stand, aus dem Glase heraus. Mit zitternden Fingern griff sie in die Blumen hinein, zerpflückte sie, daß die weißen Blätter wie Schneeflocken über ihre Hände rannen, öffnete ein Fenster und warf die blühende Pracht in die sinkende Nacht hinaus. Dann setzte sie sich auf einen niedrigen Schemel am Küchenherd, stützte den Kopf in die Hände und weinte.

11.

Am nächsten Vormittag wurde Schrader in das Privatcomptoir des Herrn Leopold Sporrschild gerufen. Er fand daselbst auch den Kommerzienrat vor, der, eine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und ab schritt, bei seinem Eintritt indessen stehen blieb und ihn mit sichtlichem Interesse betrachtete.

„Guten Morgen, Herr Schrader," sagte Leopold Sporrschild, „nehmen Sie einen Augenblick Platz; es ist Wichtiges, das ich mit Ihnen besprechen möchte. Wollen Sie Ihre jetzige Stellung zu Gunsten einer besser bezahlten und, wie ich glaube, für Sie auch angenehmeren vertauschen?"

Max war überrascht durch dies unerwartete Angebot. „Warum nicht, Herr Sporrschild?" erwiderte er. „Darf ich fragen, welchen Posten Sie mir zugedacht haben?"

Es handelte sich um den Sekretärsposten bei dem ins Leben gerufenen „Verein zur Einführung russischer Pferde in Deutschland". Sporrschild setzte, dann und wann durch eine die Sachlage noch näher erläuternde Zwischenbemerkung seines Bruders unterbrochen, Max die Gründung in großen Zügen auseinander. Sie trat unter dem Protektorat des Großfürsten Wladimir mit einem Grundkapital von zwei und einer halben Million Mark ins Leben; ebensoviel sollte durch Aktien aufgebracht werden. Den Vorstand bildeten der Kommerzienrat Karl Sporrschild und Herr James Behrend als Direktoren, sowie zwei Herren aus dem Hochadel als Delegierte des Aufsichtsrats. Als Chef des Aufsichtsrats war in der konstituierenden Versammlung Herr Leopold Sporrschild gewählt worden; neben ihm fungierten noch verschiedene Vertreter der Finanz, der Aristokratie und der Sportswelt als Aufsichtsräte. Der Verein oder vielmehr die Gesellschaft, die den offiziellen Namen „Russischer Tattersall" angenommen hatte, stellte

es sich zur Aufgabe, die Einfuhr russischen Pferdematerials zu fördern und durch geeignete Kreuzungsversuche eine neue gängige Rasse zu schaffen, die sich in erster Linie durch Zähigkeit, Schnelligkeit und Billigkeit auszeichnen sollte. Gewiegte Fachleute waren zu Rate gezogen worden und hatten sich günstig über den Plan geäußert. Der Thatsache, daß das arabische Blut sich wenig zur Kreuzung mit dem einheimischen Material eignete und das englische Vollblut immer mehr im Preise stieg, stand die andere gegenüber, daß gerade der mittlere russische Pferdeschlag die günstigen Vorbedingungen für eine Kreuzung mit den inländischen Pferden bot. Man plante neben der Anlage eines großen Gestüts in der Provinz Posen, unweit der russischen Grenze, die Errichtung einer Berliner Verkaufsstelle für Luxuspferde russischer Abstammung, den Bau eines neuen Tattersalls oder Etablissements für die Ausstellung und den Verkauf von Pferden und ähnliches mehr. Agenturen sollten in Rußland begründet werden und Angestellte der Gesellschaft die Einkäufe an Ort und Stelle abschließen; es war ein vielverzweigtes Unternehmen, über dem als leuchtender Stern, gewissermaßen als Bürgschaft für die Solidität der Gründung, der Name jenes russischen Großfürsten schwebte.

Daß das Unternehmen, so wie es entworfen war, auf einer reellen Grundlage fußte, sah Max, der mit Interesse und Aufmerksamkeit den Auseinandersetzungen der beiden Herren folgte, ohne weiteres ein. Schon die Thatsache, daß Leopold Sporrschild Teilnehmer an der Gründung war, bürgte ihm dafür — mehr noch wie die aristokratischen Namen (auch ein russischer General und ein russischer Wirklicher Geheimer Staatsrat befanden sich darunter), welche die Liste des Aufsichtsrats aufwies. Max war niemals ein leidenschaftlicher Sportsman, aber in besseren Zeiten immer ein großer Sportsfreund gewesen. Dazu

kam, daß seine gegenwärtige Thätigkeit im Bureau der Firma Sporrschild ihm doch nicht die Befriedigung gewährte, die er von ihr erhofft hatte, es war ein zu beschränkter geistiger Kreis, in dem er sich bewegen mußte und über den er nicht hinaus durfte. Auch die Möglichkeit, in der ihm angebotenen neuen Stellung allmählich wieder Fühlung mit der vornehmen Welt gewinnen zu können, lockte ihn; infolge seiner Erziehung und seiner Neigungen zog es ihn immer wieder nach jenen Kreisen hin, aus die ihn der Bankbruch seines Vaters hinausgedrängt hatte. So erklärte er sich denn einverstanden mit dem vorgeschlagenen Wechsel seiner Stellung und bat um die näheren Bedingungen.

Jetzt nahm der Kommerzienrat allein das Wort. Die Pflichten, die Schrader aus dem Sekretärsposten erwachsen würden, könnten sich im einzelnen erst im Laufe der Zeit ergeben. Vorläufig handle es sich nur um Führung der Bücher und der Korrespondenz unter Beihilfe eines Schreibers; es sei selbstverständlich, daß das Bureau späterhin erheblich vergrößert werden müsse, unter allen Umständen würde Schrader aber immer der Chef dieser Abteilung des Unternehmens bleiben. Als Anfangsgehalt bot man ihm eine Summe von viertausendfünfhundert Mark jährlich an.

„Und noch eins, lieber Herr Schrader,“ fügte der Kommerzienrat im Tone freundlichen Wohlwollens hinzu, der ihm besonders gut zu Gesicht stand, „noch eins, auf das ich Sie aufmerksam machen möchte, weil ich gewiß bin, daß gerade diese Zukunftsaussicht Sie erfreuen wird. Ich höre, daß Sie der Sohn unseres ehemaligen Geschäftsfreundes Philipp Schrader sind und daß Sie dereinst in unserer“ — er lächelte gewinnend — „in unserer besten Gesellschaft verkehrt haben. Wie die sozialen Verhältnisse einmal liegen, entfremdet man sich der Gesellschaft sehr

leicht, sobald man durch irgend welche äußere Umstände gezwungen wird, eine Verschiebung seiner Stellung nach unten hin vorzunehmen. Nicht wahr, Sie mißverstehen mich nicht? Der Posten, den ich Ihnen jetzt anbieten durfte, nähert Sie wieder der Gesellschaft in recht erheblicher Weise; der Sekretär des Unionklubs, um ein Beispiel anzuführen, verkehrt als Kavalier und Gentleman in unseren ersten Cirkeln, und der Posten, den Sie einnehmen würden, dürfte Ihnen das im Laufe der Zeit ebenfalls ermöglichen. Herr James Behrend und auch mein verehrter Freund, der Graf Tokowa, haben mir so viel Gutes von Ihnen erzählt, daß ich mich aufrichtig freue, Sie für uns gewonnen zu haben."

Er streckte Max mit einer Bewegung von Herzlichkeit, die halb natürlich und halb erkünstelt war, die Hand entgegen, und dieser schlug mit einer Verbeugung ein. Das, was der Kommerzienrat zuletzt gesagt hatte, entsprach in gewisser Weise seinen eigenen Empfindungen, aber es berührte ihn trotzdem nicht angenehm. Er hätte es für taktvoller gehalten, wenn jener sich die Erörterungen über die Gesellschaftsfähigkeit seines neuen Sekretärs erspart hätte. Er verbeugte sich daher auch nur wortlos, doch mit hellem Erröten, denn er hatte ein sarkastisches Lächeln um den Mund des Herrn Leopold Sporrschild bemerkt. —

In den nächsten Tagen nahm die neue Thätigkeit Schraders ihren Anfang. Der Kommerzienrat sorgte dafür, daß das Unternehmen mit einem gewissen Pomp in Scene gesetzt wurde. Als Bureau war ein Stockwerk Unter den Linden gemietet worden, das neben den notwendigen Comptoirräumlichkeiten auch einen Konferenzsaal enthielt, in dem das lebensgroße Oelbild des hohen Protektors der Gesellschaft hing. Sämtliche Zimmer waren mit gediegenem Geschmack möbliert und eingerichtet worden; ein Hauch von Vornehmheit wehte durch die Räume,

und damit man auch gleich wisse, welchen Charakter die Gründung trage, hatte man die Wände mit den Porträts bedeutender Sportsmen und den Photographien und Heliogravüren berühmter Rassepferde geschmückt. Die Zeitungen brachten in ihren Annoncenteilen spaltenlange Prospekte und in ihrem textlichen Inhalt fachmännisch geschriebene Reklamen über das neue Unternehmen — kurzum, es wurde nichts versäumt, die Aufmerksamkeit derjenigen Kreise rege zu machen, auf die das Institut in erster Linie rechnen mußte.

Konferenzen fanden anfänglich Tag für Tag statt — es herrschte ein reges Leben in den Bureaus des „Russischen Tattersalls“. Neben Interessenten aus der hohen Aristokratie, wie dem Herzoge von Fay, dem Prinzen Viktor von Schlehen, den Herren der russischen Botschaft, den einflußreichsten Vertretern der Sportswelt und der Kavallerieregimenter, fanden sich auch mancherlei zweifelhaftere Erscheinungen ein: Pferdehändler aus der Hauptstadt mit großen Brillanten im Vorhemd; andere aus der Provinz, die sich äußerlich weniger modernisiert hatten, kleine, verschmitzt aussehende polnische Juden mit geölten Ringellocken; Trainer und Jockeys, die ein absonderliches Englisch-Deutsch radebrechten und nur aus Haut und Knochen zu bestehen schienen; Reporter, die ihre Federn gegen klingenden Dank dem Dienst der guten Sache widmen wollten; Grundstücksmakler, die ihre Terrains anboten; Sattlermeister, die sich um die Lieferung der einschlägigen Materialien bewarben, und Hunderte von Stellensuchenden aller Art. Es war ein buntes Hin und Her, das Max zwar auf das lebhafteste interessierte, seine Zeit aber auch vollauf in Anspruch nahm. Er mußte von früh bis spät auf dem Posten sein.

Es war vorauszusehen, daß er in seiner neuen Stellung manchem Freunde aus früherer Zeit begegnen würde, und

er sah dieser Erneuerung alter Bekanntschaften mit einem gewissen peinlichen Empfinden entgegen.

Der erste, der ihn begrüßte, war sein jetziger Vorgesetzter, Herr James Behrend, der Mitdirektor des „Russischen Tattersalls", der schon seit Monaten seinen ständigen Wohnsitz nach Berlin verlegt, nachdem er sich in Hamburg einer thörichten Affaire halber gesellschaftlich unhaltbar gemacht hatte. Die Art und Weise, wie er Max entgegenkam, war freundschaftlich und herzlich; er war gewandt genug, sofort den richtigen Ton zu finden. Im übrigen war Mister James — er hörte die englische Anrede gar zu gern — seinem äußeren Gehaben nach noch eleganter geworden als ehemals. Der neuen Gründung nahm er sich mit glühendem Eifer an; zum Teil aus wahrem sportlichen Interesse, das die Erfolge seiner Rennpferde in letzter Zeit mächtig geschürt hatten, zum großen Teil aber auch aus Eitelkeit, denn an Eitelkeit hatte Mister James nichts verloren — im Gegenteil, sie war erheblich gewachsen. Es war ihm eine Wonne, einmal ein paar Worte mit dem Prinzen Soundso und mit dem Erbgrafen von Dingshausen wechseln zu können, und er hoffte auch zuversichtlich darauf, daß ihm von Norden her für seine Verdienste um russische Pferdezucht ein hübsches blankes Vögelchen ins Knopfloch fliegen würde. Er trug so gern den Frack, und eine Dekoration auf der linken Frackklappe, auf der noch immer der Orden der Zuversicht von San Salvador einsam trauerte, machte sich doch gar zu gut!

Ungleich zurückhaltender, wenn auch durchaus nicht zurückweisend, benahm sich Graf Demeter Tokowa bei dem gelegentlichen Wiedersehen. Max saß in den Vormittagsstunden eines der ersten Maitage in seinem Comptoir und war soeben damit beschäftigt, die Eingänge der letzten Post durchzusehen, als der Graf in Begleitung eines jungen

Herrn von der serbischen Gesandtschaft und des Regierungsreferendars Doktor Kurt Sporrschild ins Zimmer trat und nach dem Kommerzienrat fragte.

Max erhob sich, ohne sofort Antwort zu geben, begrüßend von seinem Platze — und jetzt erst erkannte Tokowa ihn wieder. Ein etwas verlegenes Lächeln glitt über sein hübsches Gesicht, doch streckte er Max ohne weiteres die Rechte entgegen.

„Herr Schrader — sieh da!“ sagte er, die Hand des anderen schüttelnd; „ich hörte bereits, daß Sie gleichfalls an unserem Unternehmen beteiligt sind. Wie geht es Ihnen? Sapperlot, wir sind uns lange aus den Augen gekommen! Kennen sich die Herren? — Der Sekretär des Tattersalls, Herr Schrader — Herr Legationssekretär Ivanovicz, Herr Doktor Sporrschild.“

Die beiden jungen Herren ließen die Augengläser fallen, verbeugten sich sehr kurz und nahmen dann ihr Privatgespräch über die Chancen beim morgigen Flachrennen wieder auf.

Der leicht kühle Ton des Grafen bewog Max, sich gleichfalls nicht allzu herzlich zu geben. „Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ entgegnete er, „es geht mir gut. Und Ihnen, wenn ich fragen darf, und der gnädigsten Komtesse?“

Er horchte scharf auf. Der Serbe spielte mit dem Malachitknopf seines Stöckchens und nickte. „Merci — merci bien — ich lebe so langsam weiter,“ erwiderte er. „Aber mit meiner Schwester steht's leider nicht sonderlich. Sie hat den ganzen Winter über gekränkelt, das Klima bekommt ihr nicht. Ich denke, sie im Herbst nach Nizza zu schicken — das wird ihr wohl thun. Es ist ja glücklicherweise nichts Gefährliches, aber man muß vorbeugen. Ist der Kommerzienrat zu sprechen, lieber Herr Schrader?“

Max ließ die Herren eintreten und vertiefte sich dann wieder in seine Arbeit. Aber sie ging ihm nicht sonder-

lich von der Hand; immer und immer wieder stieg das Bild einer für ihn Verlorenen vor ihm auf, das Bild seiner ersten Liebe.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Wochen später war Pfingsten. Der Lenz hatte in vollem Prangen Einzug ins Land gehalten. Baum und Gesträuch standen in lichtem Grün, der Flieder blühte, und sommerlich warm strahlte die Sonne vom blauen Himmel herab.

Am zweiten Pfingsttage war Max etwas später als sonst aufgestanden; die Reaktion der letzten anstrengenden Arbeitswochen machte sich geltend — er hatte die Zeit verschlafen. Nachdem er, noch in Hausrock und Morgenschuhen, das Spiritusflämmchen unter seiner Kaffeemaschine entzündet hatte, stieß er die Fensterflügel auf und ließ die wundervolle Frühlingsluft in das Zimmer strömen. Draußen auf dem Hofe schmückten sich die Akazien, sehr früh in diesem Jahr, mit weißen Dolden, und aus dem sandigen Boden sprießte zartes Grün hervor.

Beim Anblick des schönen Tages fiel es Max ein, Martha zu einem Ausfluge nach dem Grunewald aufzufordern. Er war dann und wann mit ihr ins Theater gegangen, und ihrer überströmenden Dankbarkeit für seine kleinen Aufmerksamkeiten merkte er es an, wie glücklich er sie machte. Sie war fast gänzlich vereinsamt, besaß keine Freundinnen und war lediglich auf den wenig anregenden Umgang mit den Bekannten ihres Vaters angewiesen. Eine Partie in den lenzduftenden Grunewald würde sie gewiß ganz besonders erfreuen.

Max kleidete sich schnell an und klopfte dann, schon im Paletot und Hut, an die Riesencampsche Thür.

„Herein!“ rief die Stimme Marthas.

Sie saß am geöffneten Fenster vor ihrem Nähtischchen und häkelte. Max blieb einen Augenblick an der Thür

stehen. Das Bild war hübsch. Der Sonnenschein umfloß sie warm und leuchtend und verlieh ihrem schönen blonden Haar einen sanft goldigen Schimmer. Sie trug ein hellgraues einfaches Wollenkleid mit einem weißen Schürzchen darüber, und gerade diese Schmucklosigkeit stand ihr entzückend. Sie sah so frisch und sauber aus wie eine Maienknospe; eine Atmosphäre von Reinheit schien sie zu umschweben.

„Guten Morgen, Doña Martha," sagte Max frohgelaunt. „Kennen Sie die zehn Gebote nicht?"

„Und wie!" antwortete sie lächelnd. „Soll ich sie hersagen?"

„Was nützt das, wenn Sie sie nicht halten! Fräulein Martha, Sie sind eine große Sünderin. „Du sollst den Feiertag heiligen," steht im kleinen Katechismus, und Sie stricken!"

„Bitte — ich häkle. Und das ist keine Arbeit für mich. Ich kann doch nicht die Hände in den Schoß legen und mich langweilen!"

„Aber Sie können mit mir einen Ausflug in den Grunewald machen — nach Halensee oder wo Sie sonst hin wollen! Sehen Sie nur, wie herrlich die Sonne scheint und wie grün die Bäume sind, und hören Sie, wie die Vögel singen und sämtliche Leierkästen spielen, auch die verstimmtesten! Lockt Sie das nicht? Im Ernst: legen Sie schleunigst Ihre Häkelei beiseite, ziehen Sie sich Ihr Jäckchen an, setzen Sie den Hut mit den Mohnblumen auf den Kopf, sagen Sie „Adieu, Vater" — wo ist er denn? — und kommen Sie mit!"

Martha war aufgesprungen. Ihr Gesicht leuchtete vor Freude. „In den Grunewald?!" rief sie, in die Hände klatschend. „Ach, in den Grunewald! Ich kenn' ihn noch gar nicht, und ich habe mich immer danach gesehnt — denken Sie, ich bin noch nie im Leben im Grunewald

gewesen! Mit wem denn auch? Ich habe ja niemand! Und Sie wollen mich mitnehmen?"

„Natürlich will ich das — deshalb bin ich hier. Wo ist Hut und Jacke?"

Sie warf ihre Arbeit hin und flog davon. Schon in fünf Minuten war sie zurück, den kleinen Filzhut mit den Mohnblumen auf dem blonden Haar, ein dunkelgraues Jackett über dem Kleide und einen Sonnenschirm in der Hand.

„Wie ich mich freue!" sagte sie, ihre Handschuhe zuknöpfend, „und wie dankbar bin ich Ihnen, Herr Schrader! Vater hat gleich die Erlaubnis gegeben; er läßt grüßen."

„Danke. Wie geht es ihm?"

„Schlecht. Ach du lieber Gott, es ist ein Elend! Die Direktion des Viktoriasalons will ihn durchaus haben und hat ihm ein gutes Gehalt anbieten lassen, stellt aber die Bedingung, daß er sich bei seiner Taschenspielerei durch eine junge und hübsche Dame assistieren lassen müsse. Das ist so Sitte in diesen Lokalen. Und nun ist Vater auf die unsinnige Idee gekommen, ich solle mitgaukeln."

„Welcher Wahnsinn!" rief Max erschreckt aus. „Hoffentlich haben Sie dem alten Herrn diese thörichte Zumutung — ich finde keinen anderen Ausdruck — ausgeredet!"

„Gewiß habe ich das! Aber nun ist Vater mürrisch und thut so, als ob ich ihm das Engagement verdorben hätte. Ach, und ich bin so froh, daß er nicht in diesem wüsten Lokale aufzutreten braucht! Zuerst war er selbst dagegen, und dann erwachte die Eitelkeit in ihm, sich wieder einmal produzieren zu dürfen, und die Hoffnung, zu Gelde zu kommen. Wir können aber auch so leben; Vater soll seine traurigen Künste lassen!"

Sie sprach diese letzten Worte leiser und mehr in sich hinein als zu Max gewendet. Max antwortete auch nicht; er begriff, daß es ihrer Feinfühligkeit widerstehen mußte,

den Vater in einer verräucherten Singspielhalle und vor einem johlenden Publikum seine Taschenspielerkünste zeigend sich vorzustellen. Und wie mußte das Empfinden dieses Alten abgestumpft sein, daß er auch seine Tochter in den Schmutz eines solchen Lokals hinabziehen wollte!

Schweigend zog Max den Arm Marthas durch den seinen. Er fühlte ein herzliches Mitleid für das brave, tapfere Kind.

Man fuhr mit der Dampfbahn durch den Grunewald, um dort, am föhrenumkränzten Waldsee, die erste kleine Station zu machen. Es war gegen elf Uhr am Vormittag, aber auf den nach dem See abfallenden Terrassen des hübschen und beliebten Restaurants hatte sich bereits ein zahlreiches Publikum Platz gesucht. Als Max und Martha sich zwischen den Tischen hindurchdrängten, wurde ersterer von einer bekannten Stimme angerufen. Unweit von ihnen saß Herr Müllner, der Prokurist des Hauses Sporrschild, ihm gegenüber der elegante, tiefgescheitelte Herr Follenius und zwischen beiden ein kleines, kokett aufgeputztes und niedlich ausschauendes Frauchen, die Gattin Müllners. Der Othello hatte in seinem Dilemma zwischen seiner neuen Freundschaft für Follenius und seiner grimmigen Eifersucht auf ihn eine zufriedenstellende Lösung gefunden: er bewachte Frau und Hausfreund mit gleich scharfem Auge und war immer der dritte im Bunde.

Max grüßte und winkte nur im Vorübergehen, bemerkte aber wohl, wie die drei die Köpfe zusammensteckten und mit forschenden Blicken auf Martha leise miteinander tuschelten. Das ärgerte Max; sicher vermutete man in der kleinen Blonden irgend ein zartes Verhältnis von ihm.

Abseits von der großen Gesellschaft und ganz nahe am Weiher, dessen Ufer Schilf und Röhricht umbuschten, fand Max noch ein hübsches Plätzchen, an dem er sich mit

Martha niederließ. Er rief nach dem Kellner und bestellte Bier und die Speisekarte.

„Worauf haben Sie Appetit, Fräulein Martha?" fragte er.

Sie errötete und entgegnete, sie habe noch gar keinen Hunger.

„Der kommt bekanntlich beim Essen," erwiderte Max; „heute sind Sie mein Gast und zu Appetit verpflichtet. Hören Sie, ich habe eine hübsche Idee! Wir wollen meine neue Stellung einweihen und uns einmal etwas zu gute thun. Nehmen Sie das Bier wieder fort, Kellner, und bringen Sie uns eine Flasche Scharzhofberger! Und nun die Speisekarte."

Er wählte ein paar Gänge aus: zuerst einen frischen Hummer, dann einen Braten mit Gemüse und schließlich eine süße Speise.

Der Kellner hüpfte mit flatternder Serviette davon und brachte zuerst den Wein und später den Hummer. Martha gestand, daß sie noch nie in ihrem Leben von den schmackhaften Schaltieren gekostet habe. Max brach eine Schere auseinander, spießte das Fleisch heraus und reichte es Martha. „Nun noch einen Tropfen Remoulade dazu — und nun kosten Sie! Schmeckt es?"

Ja, es schmeckte ihr prächtig. Obwohl sie behauptet hatte, gar keinen Hunger zu haben, aß sie doch mit recht gesundem Appetit. Es war so wunderschön hier — sie war ganz glückselig. Der herrliche Tag, der Ausblick auf den sonnenschillernden See mit seinen leicht bewegten Wassern und seiner grünen Umkränzung, die frohgestimmten Menschen ringsum, dazu der leichte Uebermut, den der Wein in ihr erweckte, — das alles kam zusammen, sie in die gehobenste Laune zu versetzen. Max freute sich von Herzen darüber. Es that ihm aufrichtig wohl, dieser hübschen armen Kleinen, die zwanzig Jahre alt geworden

war, ohne aus dem eng begrenzten Kreise ihres Heims hinauszukommen, einmal ein klein wenig von den Genüssen der Welt kosten zu lassen. Wie ihre Augen lachten, und welch heller Sonnenschein auf ihrem Antlitz lag!

Die Zeit verrann schnell. Wenn man noch in den Wald wollte, mußte man an den Aufbruch denken. Max bezahlte und verließ mit Martha das Restaurant. Die beiden schritten einen weniger vom großen Publikum betretenen Forstweg hinab, der durch Föhren und Buchen in weitgezogenem Bogen nach dem Jagdschlosse Grunewald führt.

„Wie herrlich — o, wie herrlich!“ rief das junge Mädchen aus, als links vom Wege durch die Baumstämme das von Erlen umbuschte Ufer des Grunewaldsees sichtbar wurde, an dessen jenseitigem Strande sich aus dunklen Wipfeln die massive Rückfront des Jagdschlosses erhob. „Sehen Sie nur, Herr Schrader, dies köstliche Bild! Und da sagt man noch, daß unsere Mark arm an landschaftlichen Schönheiten sei!“

Max antwortete nicht — eine um die Ecke des Weges in schnellster Gangart einherstürmende Kavalkade von Reitern nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Die Straße teilte sich an der Stelle, auf der die beiden standen, und die Reiter erschienen so unvermutet in ihrer Sehweite, daß Martha mit einem leisen Aufschrei des Erschreckens zur Seite sprang und hinter einen Baumstamm flüchtete.

Auch Max war zurückgetreten, aber nur für einen Augenblick. Allen anderen voran galoppierte auf einem schönen Goldfuchs eine junge Dame. Sie saß tadellos zu Pferde, aber an der Zügelführung und an den unter dem flatternden Reitkleide sichtbar werdenden, bis zum Absatz in die Bügel geschobenen, ruhelos arbeitenden Füßchen sah man es, daß es keine leichte Mühe für sie war, Herrin des feurigen Tieres zu sein. In dem Moment,

da die junge Dame — Max erkannte in ihr sofort die Tochter des Kommerzienrats Sporrschild — um die Straßenwendung bog, drängte das Pferd ziemlich dicht an eine der den Weg einfassenden Buchen heran, und ein niedrig hängender Zweig streifte Fräulein Eva den Hut vom Kopfe.

„Aho," rief sie mit Lachen, „— mein Hut!"

Er flog durch die Luft, und der lange weiße Schleier, der ihn umschlang, flatterte wie ein Wölkchen hinterher. Die Pferde der nachfolgenden vier Herren scheuten leicht — die Reiter zogen die Zügel straffer an, und einer von ihnen beugte sich über den Sattelknopf, den Hut zu erhaschen. Vergeblich — ein Windstoß führte ihn davon, dann rollte er in den weißgrauen Staub. Nun sprang, während die Herren der Kavalkade parierten, Max hinzu, griff nach dem Hut, stäubte ihn mit dem Taschentuch ab und brachte ihn der jungen Dame zurück, die ihren Goldfuchs mit sichtlicher Anstrengung anhielt.

„Tausend Dank, mein Herr... vielen Dank."

Sie neigte den Oberkörper ein wenig vor und griff nach dem kleinen, schleierumwehten Kastor. Aber dieser wehende Schleier schien dem Fuchs gar nicht zu behagen; mit erschreckten Augen und mit offenen Nüstern sprang er plötzlich zur Seite und stieg dann kerzengerade in die Höhe. Max sah, daß Fräulein Eva im Sattel schwankte — sie hatte bei dem unvermuteten Seitensprung den Bügel verloren — und nun griff er mit fester Faust dem Tier in die Zügel, packte es zwischen Kandare und Trense, riß es herab und stürzte dabei selbst in die Kniee. Der Gaul, an allen Gliedern zitternd, stürmte vorwärts und schleppte Max einige Schritte weit mit — aber schon hatte Fräulein Sporrschild die Herrschaft über das Tier zurückgewonnen, die vier sie begleitenden Herren galoppierten heran, und im Kreise seiner vierbeinigen Gefährten fand der Gold-

fuchs, noch immer prustend, schnaufend und Schaum werfend und mit den zierlichen Hufen den Staub aufwühlend, allgemach seine Ruhe wieder.

Max war emporgesprungen. Er sah übel aus. Sein Anzug war beschmutzt, die Handschuhe waren zerrissen und zwischen den Löchern sickerte Blut hervor. Die Trensenkette hatte ihm durch den Handschuh eine Rißwunde ins Fleisch geschnitten. Er war blaß geworden, aber er lächelte dennoch. Er konnte nicht recht sehen, da ihm der feine Mehlsand des Weges bei seinem Hilfsdienste ins Auge geflogen war, doch schien es ihm, als erkenne er unter den ihn umgebenden Reitern bekannte Züge. Und dann hörte er noch einmal das Dankwort des Fräuleins: „Tausend, tausend Dank, mein Herr“ ... und fast zu gleicher Zeit die wohlbekannte Stimme des Lieutenants v. Emsteeg: „Schraderchen — wo um aller Welt kommen Sie denn so urplötzlich her?!“

„Weiß Gott, der Herr Schrader!“ fügte eine zweite bekannte Stimme an. Max rieb sich die Augen, sah die ihm entgegengestreckte Hand Emsteegs und hinter diesem die vom schnellen Ritt erhitzten Gesichter Demeter Tokowas, des Referendars Sporrschild und des Barons v. Rasmus, der sich angelegentlich damit beschäftigte, Fräulein Eva bei dem Befestigen ihres Hutes behilflich zu sein, eine Arbeit, die Ausdauer zu erfordern schien, denn sie ging recht langsam von statten.

Max drückte die Hand Emsteegs. „Der Zufall spielt gern den Schalk, Herr v. Emsteeg,“ sagte er. „Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn —“

Er brach das Citat ab. Eva lenkte ihr Pferd zwischen die anderen hindurch.

„Ein Bekannter?“ fragte sie, und mit erhöhter Aufmerksamkeit ruhte ihr Auge auf dem jungen Mann.

„Und ein guter, gnädiges Fräulein," antwortete Emsteeg, der zur Zeit in Berlin die Kriegsakademie besuchte. „Gestatten Sie mir: Herr Max Schrader —"

„Sekretär unseres Tattersalls," fügte Tokowa hinzu; ein seltsames Lächeln glitt dabei um seinen Mund.

„Ah — also zu uns gehörig!" sagte Eva lebhaft. „Um so besser!" Ihr forschender Blick fiel auf die verwundete Hand des anderen. „Sind Sie verletzt worden, Herr Schrader —?"

„Ganz unbedeutend, gnädiges Fräulein — nicht des Erwähnens wert —"

„O nein — ich sehe ja, daß das Taschentuch, das Sie um Ihre Hand gebunden haben, vollkommen blutdurchtränkt ist! Warten Sie!"

Sie zerrte aus der Tasche ihres Reitjacketts das eigene Battisttüchlein und reichte es Max. „Nehmen Sie, Herr Schrader! Frischer Verband — ungebraucht! Und bringen Sie mir das Tuch eigenhändig zurück, damit Sie einen Vorwand haben, bei uns Besuch machen zu können."

Schrader verneigte sich dankend, indes Baron Rasmus seinen hochbeinigen Schimmel dicht neben ihn steuerte.

„Hab' ich nicht auch schon mal das Vergnügen gehabt?" fragte er. „Mein Gedächtnis ist freilich ein Sieb, durch dessen Löcher die Erinnerungen leicht in einen Lethestrom rutschen, — aber mir ist so, als ob — als ob wir uns schon einmal irgendwo begegnet wären!"

„Ganz richtig, Herr v. Rasmus," erwiderte der Angeredete, „auf einer Fahrt von Hamburg nach Berlin, im vorigen Sommer!"

Der Baron schlug sich vor die Stirn und wurde enthusiastisch. Ja, nun entsann er sich! Der liebenswürdige Begleiter im Kurierzuge! Daß er den nicht gleich erkannt hatte! Der Hilfespendende damals und der Hilfespendende heute!

Max sah, daß Fräulein Sporrschilds Goldfuchs wieder ungeduldig zu werden begann und hielt es für an der Zeit, sich zurückzuziehen.

„Darf ich mich empfehlen, gnädiges Fräulein?“ sagte er, seine noch an der Erde liegende Kopfbedeckung aufhebend.

Sie brach sofort die Unterhaltung mit ihrer Umgebung ab und reichte ihm vom Pferde herab die Hand.

„Ich hoffe auf Wiedersehen, Herr Schrader,“ entgegnete sie. „Nun vorwärts, meine Herren, und zunächst noch einmal zurück. Wollen sehen, ob es nicht möglich ist, auch einmal meinen Troilus müde zu machen!“

„Auf Wiedersehen, Schrader!“ rief auch Emsteeg, sein Pferd in Galopp setzend. Tokowa und der Referendar lüfteten nur die Hüte, und Rasmus streckte Max, ehe er weiterritt, drei Finger seiner Rechten entgegen. „Freuen Sie sich der blutenden Wunde! Ich wollte, ich wäre Sie!“

Er flog davon und den anderen nach. Schrader blieb noch kurze Zeit mitten auf dem Wege stehen, bis die Reiter hinter der Straßenkrümmung verschwanden. Dann schaute er auf das kleine, zierlich gestickte und ein feines Parfüm ausströmende Battisttuch, das er in der Hand hielt, und barg es schnell in der Brusttasche. Hinter den Bäumen tauchte das blasse Gesicht Marthas auf, und in diesem Augenblick fiel Max etwas Befremdliches ein: er hatte die Kleine vollkommen vergessen!

Mit leicht verlegenem Ausdruck auf dem Antlitz wandte er sich an sie zurück. „Warum hielten Sie sich so ängstlich verborgen, Fräulein Martha?“ fragte er mit erzwungenem Lächeln; „hatten Sie Furcht vor dem scheuenden Pferde?“

Jetzt bemerkte er erst, daß ihre Wangen fast blutlos geworden waren und daß, während sie den rechten Arm um den Stamm einer Birke geschlungen hatte, ein nervöses Zittern ihren Körper durchschauerte.

„Ich habe noch nie Furcht vor einem Tiere gehabt," entgegnete sie, „oft aber vor Menschen. Und unter den Herren, mit denen Sie sprachen, war einer, den ich besonders fürchte — mein Verfolger, derselbe, der mir an meinem Geburtstage die Kamelien sandte —"

„Ah —!" Max trat näher; „und wer von den Herren war dies? War's der, der mich zuletzt begrüßte —?"

„Nein, der mit dem grauen Cylinderhute und dem fahlen Gesicht."

Max ließ seinen Spazierstock wuchtig durch die Luft pfeifen. „Der junge Sporrschild also," sagte er halblaut, der Richtung nachblickend, in der die Reiter verschwunden waren. „Hüte dich, Bürschchen, daß wir nicht einmal aneinander geraten!... Hat er Sie noch einmal belästigt, Fräulein Martha, seit Ihrem Geburtstage?"

„Nein," erwiderte sie zögernd, „aber — aber ich weiß nicht, ob es Zufall war, daß ich ihn in unserer Gegend in letzter Zeit wieder häufiger getroffen habe und — und dann läuft er mir immer ganze Strecken weit nach. Mich anzureden, hat er freilich noch nicht wieder gewagt."

„Er möge es auch nicht versuchen!" brach Max ärgerlich aus. „Fräulein Martha, ich verpflichte Sie, mir sofort Mitteilung zu machen, wenn er Sie noch einmal belästigt! Hand darauf — versprechen Sie es mir?"

Ihre Rechte lag schlaff in der seinen. „Ja," sagte sie leise, „ich will alles thun, was Sie wünschen."

Sie schritten Arm in Arm den Weg zurück, aber sie sprachen wenig miteinander. Die rosige Stimmung war verflogen; ein unbestimmtes Etwas, das ihnen Gemüt und Herz beengte und über dessen Wesen sie sich nicht klar waren, lastete auf beiden.

Plötzlich ertönte dicht hinter ihnen noch einmal das dumpfe Geräusch rasch nahenden Hufschlags. Sie sprangen zur Seite, die Kavalkade von vorhin brauste im Zurück-

kehren in weit ausgreifendem Galopp an ihnen vorüber. Aller Köpfe wandten sich ihnen zu, und alle grüßten. Im Vorbeifliegen sah Max verwunderte, spöttisch lächelnde Gesichter — und ganz zuletzt noch unter einem grauen Cylinder ein böse blitzendes Augenpaar, das ihn und seine Begleiterin mit hämischem Ausdruck streifte. Dann fühlte er, daß der Arm Marthas stark in dem seinen zitterte und fühlte zugleich eine leichte Last auf seiner Schulter.

„Fräulein Martha!“ Erschreckt fing er die wie leblos in seine Arme Sinkende auf. Ihre Augen waren geschlossen, und ihre Lippen murmelten: „Ich fürchte mich... ich fürchte mich...“

12.

Drei Tage später machte Max seinen ersten Besuch im Hause des Kommerzienrats, fand die Herrschaften indessen nicht daheim und konnte nur seine Karte zurücklassen. Zu seinem Erstaunen erwiderte der Kommerzienrat diese Visite fast umgehend.

In den ersten Tagen der folgenden Woche trat Sporrschild unerwartet in das Bureau Schraders und begrüßte ihn gegen seine sonstige Gewohnheit mit einer gewissen Freundschaftlichkeit im Tone.

„Habe sehr bedauert, daß wir uns gegenseitig verfehlt haben, mein verehrter Herr Schrader,“ sagte er, „habe sehr bedauert.“ Kleine Pause; der Kommerzienrat nahm ein Lineal vom Schreibtische und spielte damit. „Ich würde mich indessen freuen,“ fuhr er fort, „Sie einmal in meinem Hause begrüßen zu können — sehr freuen, Herr Schrader.... Am — am nächsten Mittwoch um — um sechs Uhr findet ein kleines Diner bei mir statt — um sechs Uhr — darf ich Sie bitten, daran teilzunehmen? — Sie werden allerdings in den Frack schlüpfen müssen, weil der Geburtstag Evas ist — Herrgott, das sollte ich ja

nicht — na — also — nicht wahr, ich kann Sie erwarten? — Um sechs Uhr, wenn ich bitten darf."

Schrader verneigte sich dankend. Sporrschild nickte wohlwollend und verließ mit gewohnheitsmäßigem leisen Räuspern das Gemach.

Seine Liebenswürdigkeit war nicht ganz echt. Im Familienkreise hatte er sich etwas verwundert über die Visite Schraders ausgesprochen und die Frage aufgeworfen, ob es angebracht sei, ihn gelegentlich einmal einzuladen. Eva war eifrig dafür gewesen und hatte dem Vater ihre Begegnung mit Max im Grunewald erzählt. Kurt erklärte dagegen schlankweg, „subalterne Naturen wie dieser Schrader" seien nicht gesellschaftsfähig, und auch die Kommerzienrätin, deren krankhafte Vornehmthuerei leicht die Empfindungen ihres von Grund aus guten Herzens verdrängte, stellte sich auf die Seite Kurts und meinte, es könne möglicherweise hie und da Anstoß erregen, wenn man den Sekretär des Tattersalls in den Verkehr ziehen wolle. Der Trotzkopf Evas empörte sich gegen die schroffe Ablehnung des Bruders und die Vorurteile der Mutter; sie bestand darauf, daß ihr Vater die Visite erwidere und Max in höflichster Form zu ihrem Geburtstagsdiner einlade — sonst danke sie überhaupt für jegliche Feier. Sie habe Herrn Schrader persönlich gebeten, das väterliche Haus zu besuchen, und sie wünsche keinen Mißdeutungen ausgesetzt zu sein. Dieser junge Mann habe sich ihr gegenüber ritterlich und liebenswürdig benommen, er sei ihr angenehmer als zwanzig andere, mit denen zu verkehren man sie zwinge. Und dabei nickte sie energisch mit dem hübschen Kopfe und ließ ihre Augen blitzen. Es war wieder einmal eine der unbegreiflichen Launen des gnädigen Fräuleins. Der Referendar zuckte mit den Schultern, die Rätin seufzte, und Sporrschild folgte gehorsam dem Befehle seiner kleinen Haustyrannin. —

Seit jenem Ausfluge in den Grunewald hatte Max Martha nicht wiedergesehen. Sie hielt sich sichtlich zurück. Sie räumte seine Zimmer auf, während er auf dem Bureau war, und zeigte sich sonst nicht. Und das war ihm in diesen Tagen nicht unlieb, ohne daß er sich einen Grund dafür angeben konnte. Vielleicht verstimmte es ihn, daß Herren der Gesellschaft, in der er künftig verkehren sollte, ihn Arm in Arm mit ihr gesehen hatten, vielleicht ärgerte es ihn auch, daß gerade der Sohn seines Chefs, also einer, mit dem er gewiß öfters zusammentreffen würde, dem hübschen Mädchen nachlief. Als Ursache einer Verstimmung war beides Thorheit, um so mehr, als für beides die arme Martha nichts konnte, und Max schalt sich selbst recht kleingeistig, wenn er erwog, daß dies der Grund seines Launenwechsels sein könne. Aber an der Thatsache änderten auch die Vorwürfe, die er sich machte, nichts.

In dem kleinen Hause am Kreuzberg hatten sich in den letzten Tagen mancherlei erregte Scenen abgespielt. Riesencamp hatte das Engagement als Taschenspieler für den Viktoriasalon angenommen, nachdem ihn die Direktion von der Verpflichtung, für eine weibliche Assistenz Sorge zu tragen, entbunden hatte. Martha war unglücklich darüber; in Wahrheit schämte sie sich seines Berufes, der ihn täglich zu einem mehrstündigen Aufenthalt in einem zweifelhaften Lokal verdammte. Aber der Alte wußte sich zu verteidigen. Er wollte nicht mehr auf der faulen Bärenhaut liegen, und die zweihundert Mark Monatsgage seien kein Pappenstiel! Er wolle wieder Geld verdienen, er sei noch nicht alt genug, sich von seiner Tochter ernähren zu lassen! Er sehne sich auch wieder nach seiner Kunst zurück — und Kunst bleibe Kunst, ob sie auf der Bühne des Schauspielhauses oder im Keller des Viktoriasalons ausgeübt werde — und was der schönen Redewendungen mehr waren.

Martha mußte sich schließlich fügen, aber sie verkroch sich in die Küche, als der Alte aus Koffern und Spinden die abgegriffenen Kartenspiele mit ihren mannigfachen Vexierblättern hervorsuchte, die ihm ehemals für seine „Arbeit“ gedient hatten, und dann in der Wohnstube die fast vergessenen Kunststückchen von neuem durchprobierte. Es hielt anfänglich schwer, denn die Finger hatten die notwendige Gelenkigkeit verloren, und auch die begleitenden Phrasen — der Redefluß, der die Aufmerksamkeit des Publikums teilen und ablenken sollte — wollten nicht mehr so recht glatt und treffsicher von der Zunge rollen; es war keine leichte Arbeit. Aber Riesencamp ermüdete nicht. Er studierte seine Hilfsbücher, die „Quellen seiner Kunst“, durch und begann die Uebungen immer wieder von neuem — stundenlang hintereinander.

Max wußte noch gar nichts von dem Entschlusse Riesencamps, die Kunst wieder aufzunehmen; er hörte es zuerst durch Hallwyl, der eines Abends mit allen Zeichen innerer Aufregung auf sein Zimmer stürzte und sich eine kurze Unterredung erbat.

„Mit Freuden, mein bester Herr Hallwyl,“ entgegnete Max, dem Wasserdoktor einen Stuhl zuschiebend. „Wollen Sie eine Cigarre? Ach so, das ist ja gegen Ihre Wissenschaft! Wein darf ich Ihnen auch nicht anbieten — aber vielleicht nehmen Sie ein Glas frisches Wasser?“

„Danke, danke tausendmal,“ ächzte Hallwyl, sich auf den Stuhl fallen lassend, „ich habe bereits, meine Erregung niederzukämpfen, ungeheure Quantitäten Wasser geschluckt, auch schon ein Fußbad mit kalten Kniegüssen genommen.... O, Herr Schrader, es ist furchtbar! Ich bin wie ein gehetztes Wild — Ahasverus war ein Waisenknabe gegen mich! Ich soll hinaus aus Berlin, soll abermals zum Wanderstabe greifen, abermals in die weite Welt! Man will mich ausweisen lassen!“

„Was?!“ Max schaute erstaunt und interessiert auf den vor ihm Sitzenden. „Ausweisen lassen? Ja, aber weshalb?“

„Hören Sie! Irgend ein Esel muß mich denunziert haben — vielleicht ein neidischer Medizinmensch oder ein Apotheker. Heute früh erhielt ich ein Schreiben vom Polizeipräsidium mit dem Befehle, jedwede Ausübung einer ärztlichen Praxis, in welcher Form sie sich auch geben möge, unter Androhung sofortiger Ausweisung zu unterlassen. Ich bin Däne von Geburt, Herr Schrader, und nicht in Deutschland naturalisiert — man kann mich demgemäß jeden Augenblick ausweisen. Und wissen Sie, wer mit meiner Beobachtung betraut worden ist? Das ist das Tollste! Niemand anders als Schultze, mein Freund Schultze, mein Faktotum, der Genosse meiner Ideen, sozusagen mein Assistent! Nun denken Sie sich dies Dilemma! Der arme Schultze ist ganz schwermütig geworden, aber seine Pflicht geht ihm über alles!“

„Ich bedaure Sie aufrichtig, lieber Herr Hallwyl,“ sagte Max, „aber ich weiß wahrhaftig nicht, in welcher Weise ich Ihnen hilfreich sein könnte.“

„Sind Sie nicht auf dem Polizeipräsidium bekannt?“

„Gott bewahre — wie käme ich dazu?“

„Sie haben durch Ihre neue Stellung doch sicher mancherlei Beziehungen zu gewichtigen Persönlichkeiten,“ fuhr Hallwyl fort; „besinnen Sie sich einmal, Herr Schrader, ob nicht jemand darunter ist, der ein gutes Wort für mich einlegen könnte! Wenn Graf X oder Y zum Polizeipräsidenten sagt: „Hören Sie, Excellenz, der Hallwyl ist ein guter und harmloser Kerl, lassen Sie den nur zufrieden“ — dann ist mir geholfen. Ueberlegen Sie mal, Herr Schrader; denken Sie, in welcher Patsche ich stecke! Wo soll ich denn hin, wenn man mich ausweist? Und übrigens auch, wovon soll ich leben, wenn man mir meine

paar Wasserkuren verbietet? Viel verdiene ich so wie so nicht an ihnen."

Max dachte darüber nach, ob es ihm möglich sein werde, Hallwyl in irgend einer Art helfen zu können. „Wüßte ich nur, wie!" sagte er unmutig. „Ich kann mich doch nicht ohne weiteres an einen beliebigen hohen Herrn, der Sie gar nicht kennt, Ihrethalben wenden! Das einzige wäre — ah ja, das ginge! Ich treffe aller Wahrscheinlichkeit nach morgen abend im Hause des Kommerzienrats Sporrschild mit einem Herrn der dänischen Gesandtschaft zusammen, dem ich Ihre Geschichte erzählen könnte. Ich will versuchen, den Baron Rasmus für Sie zu interessieren —"

„Baron Rasmus?" fiel Hallwyl aufhorchend ein. „Was für ein Rasmus? Ein Hellensteedter?"

„Das weiß ich nicht, ich kenne den Baron auch nur ganz flüchtig. Aber ich will ihn, wie gesagt, in Ihre Angelegenheit einweihen und ihn bitten, sich Ihrer anzunehmen. Dann ist er vorbereitet, wenn Sie sich persönlich an ihn wenden."

„Das ist famos," sagte Hallwyl hocherfreut. „Die Gesandtschaft hat die Verpflichtung, sich meiner anzunehmen! Dänemark hat seine Landeskinder zu schützen! Ich bin nicht heimatlos und bin kein Vagabund! Wenn Ihr Rasmus ein Hellensteedter ist, kenne ich übrigens die Familie. Ein gutes altes Geschlecht, wenn auch nicht begütert. Wenigstens die Hellensteedter Linie nicht, die Horsenschen Rasmus sind reicher. Eine Baronesse Rasmus, eine Hellensteedterin, war im Jahre vierundsechzig Diakonissin in Friedericia, mit mir zusammen, — das heißt, ich war natürlich keine Diakonissin, sondern Lazarettgehilfe, — ich wollte sagen Unterarzt, Militärunterarzt, in derselben Baracke, in der sie thätig war. Ein schönes Mädchen, das sich in einen verwundeten Preußen verliebte und in-

folgedessen mit ihrer Familie Krach bekam. Vielleicht ist das eine Verwandte Ihres Rasmus gewesen!“

„Fragen Sie ihn danach, Herr Hallwyl, dann haben Sie gleich einen Anknüpfungspunkt,“ entgegnete Max kopfnickend.

„Ja, das thue ich auch, Herr Schrader, ich werde mich nicht genieren! Auf den Mund bin ich nicht gefallen. Also ich kann mich darauf verlassen, daß Sie den Baron vorbereiten?“

Max versprach es nochmals, und der Fanatiker der Naturheilkunde verließ befriedigt das Zimmer, ohne zu ahnen, wie sehr er selbst seinen Gönner zu Dank hätte verpflichten können.

— — — — — — — — — — — —

Zur angegebenen Stunde fand sich Max pünktlich zum Diner im Sporrschildschen Hause ein. Der Kommerzienrat wohnte in der Tiergartenstraße und war mit dem geschmackvollen Luxus eines reichen und vornehmen Mannes eingerichtet. Das Treppenhaus war eine förmliche Orangerie, und aus dem Grün der Citronen- und Gummibäume, der Agaven und Palmen schauten marmorne Götterbilder hervor. Ein Portier in blauer Livree mit Gold und einem mächtigen Thürhüterstab in der Rechten wies Max in den ersten Stock, wo zwei Lakaien ihm die Garderobe abnahmen und dann die Thür des Salons vor ihm öffneten.

Er war einer der ersten. Neben der Familie des Hauses waren erst wenige Herren und Damen als Gäste anwesend. Der Kommerzienrat trat ihm in gewinnender Haltung mit freundschaftlichem Gruße entgegen. Es entging Max, daß Sporrschild mit raschem Blicke die Toilette des jungen Mannes musterte. Aber er schien zufrieden zu sein, denn er lächelte. Das war ein Sekretär, mit dem man schon Staat machen konnte! Frack und Beinkleid von tadellosem Sitz, die Wäsche blendend, neue Hand-

schuhe in der Klappfalte des Chapeau claque — in der That, der Kommerzienrat war zufriedengestellt. Er gab viel auf das Aeußere.

„Mein werter Herr Schrader — ich bin erfreut,“ sagte er, immer mit demselben liebenswürdigen Lächeln, das sehr schöne weiße Zähne enthüllte, „darf ich Sie gleich einmal zu meiner Frau führen?!“

Er nahm Max mit legerer Bewegung unter den Arm und stellte ihn seiner Gemahlin vor, einer kleinen Dame mit feinem und regelmäßigem Gesicht, aber ausgeprägtem Hochmut in den Zügen und in den hellen und kalt blickenden Augen.

„Liebe Thekla, wenn ich bitten darf, Herr Maximilian Schrader, unser Held aus dem Grunewald.“

Während Max, sich verbeugend, innerlich etwas verwundert war, als „Maximilian“ vorgestellt zu werden — vielleicht hielt der Kommerzienrat diesen Namen für klangvoller, als das schlichte Max — hatte auch Frau Thekla den Kopf geneigt und mit sanfter, fast leidend klingender Stimme gesagt: „Sehr angenehm, mein lieber Herr“ — kleine Pause — „Herr Schrader.“

Ihr Blick hatte etwas Spitziges. Max bemerkte es nicht; Sporrschild zog ihn bereits weiter, — die Vorstellung nahm ihren Fortgang.

„Herr v. Rangun, Herr Ehrenheim, Rittmeister v. Trollopp und Frau Gemahlin, Graf Pethusi, Frau v. Kochien, mein Sohn.“

„Hatte bereits den Vorzug,“ schnarrte der Referendar, und sein Auge maß in unverhohlener Feindseligkeit den Nähertretenden.

„Herr Philipps, Herr und Frau Doktor Lenau, Lieutenant v. Neeren-Dievenow, Herr v. Emsteeg, meine Tochter.“

Eva, die mit Herrn v. Emsteeg in eifriger Unterhaltung begriffen war, schaute auf und reichte Max, ein ent-

zückendes Lächeln um ihren hübschen Mund, die Hand. Max brachte seinen Glückwunsch vor, begrüßte dann auch Emsteeg und befand sich mit beiden bald in angeregtem Plaudern.

Inzwischen erschienen auch die übrigen Gäste. Zunächst Herr Leopold Sporrschild, der nie an den Geburtstagsfesten im Hause fehlte. Er sah ernst und gemessen wie immer aus und bewegte sich ein klein wenig gezwungen, wie unter einem auf ihm lastenden Drucke. Nur als er Eva seine Glückwünsche aussprach und ihr dabei ein kleines Etui in die Hand drückte, glitt ein warmer und freundlicher Zug über sein strenges Gesicht, ein Abglanz von Sonne und Herzlichkeit. Eva, die auf dem roten Seidenfutter des Etuis eine Brosche aus Perlen und Brillanten schimmern sah, fiel dem Onkel stürmisch um den Hals und bedankte sich mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, ohne Rücksicht auf die Umstehenden und den verweisenden Blick der Mutter, der diese ungenierte Familiarität in Gegenwart von Gästen durchaus nicht genehm war.

Die Thür schloß sich kaum noch, einer nach dem anderen erschien — die „kleine Gesellschaft von Freunden", von welcher der Kommerzienrat gesprochen, bezifferte sich auf gegen fünfzig Personen. Auch Herr James Behrend fehlte nicht, ebensowenig Baron Rasmus, den man als einen der eifrigsten Verehrer Fräulein Evas kannte, und den auch die junge Dame gern sah. Als letzter erschien Graf Demeter Tokowa mit einer Dame am Arm.

Max wurde bleich, als er diese Dame eintreten sah. Es war Komtesse Lia, aber — großer Gott, wie hatte sie sich verändert! Wo war ihre Schönheit und der bestrickende Reiz ihrer Persönlichkeit geblieben? Eine dämonische Krankheit, ein qualvolles inneres Leiden mußte an ihr zehren und sie einer langsamen Auflösung entgegenführen. Sie erweckte den Eindruck einer Schwindsüchtigen,

wenigstens bei denen, die sie früher gekannt, doch hatte ihre Erscheinung wie bei vielen ähnlich Leidenden dadurch nichts Abstoßendes, nur etwas unsäglich Rührendes bekommen. Das blasse schmale Gesichtchen zeigte auf den Wangen ein verräterisches Blühen, das Blühen des Todes, das der Volksmund „Kirchhofsrosen“ zu nennen pflegt; die Augen waren dunkel umschattet, leuchteten aber in fieberigem Glanze, die ehemals so formenschöne Gestalt war abgemagert und eckig geworden. Die außerordentlich geschickt zusammengestellte Toilette der Komtesse und die vollendete Anmut ihres Wesens und der vornehme Chic ihres Sichgebens, nicht am wenigsten auch die Energie, mit der sie sich zu beherrschen verstand, konnten die, welche ihr fremder waren, freilich leicht über ihren Zustand täuschen. Max aber sah mit wehem Gefühl im Herzen auf dies arme Mädchen, dessen Bild bis heute in so ganz anderen, frischeren und duftigeren Farben in seiner Seele gelebt hatte, und unwillkürlich tauchte in ihm die grausame Frage auf: Ist dies das Wesen, das du einst mit einer alle Schranken niederreißenden Leidenschaft liebtest?

Die Komtesse blieb einige Minuten plaudernd neben der Kommerzienrätin stehen, während ihr Bruder die übrigen Anwesenden, auch Max, begrüßte. Dann schritt Demeter wie unabsichtlich an seiner der Gruppe Eva, Emsteeg und Schrader den Rücken wendenden Schwester vorüber und flüsterte ihr dabei hastig und leise in serbischer Sprache zu: „Nimm dich zusammen, Lia, und sei vorsichtig, — Schrader ist hier!“

Sie zuckte unmerklich mit den Schultern und sprach ruhig mit der Kommerzienrätin weiter. Erst als sie eine geeignete Gelegenheit fand, das Thema abzubrechen, wandte sie sich um und Eva zu.

„Guten Tag, mein liebes Fräulein Eva, — guten Tag, Herr v. Emsteeg, — ah, Herr Schrader, begegnet

man Ihnen auch einmal wieder?! Wir haben uns lange nicht gesehen, — wissen Sie noch, zum letztenmal bei dem kleinen Frühstück meines Bruders am Tage Ihrer Abreise von Hamburg?"

Sie spielte ihre Komödie gut und mit der Sicherheit einer Dame von Welt. Und auch Max war Weltmann genug, sich in den leichten Konversationston hineinzufinden; er bemerkte auch nur allein das zeitweilige Zucken der kirschrot schimmernden Lippen Lias, den Ausdruck fragender Angst in ihren Augen, das nervöse Hasten ihrer Hände. Welche Marter mußte es sein, über der sie verzehrenden inneren Unruhe die Maske heiterer Geselligkeit zu tragen!

Man ging zu Tische. Max hatte Frau Doktor Lenau zu führen, die Gattin des Sporrschildschen Hausarztes, eine wortkarge, langweilige Dame mit einem ewigen Lächeln auf dem ausdruckslosen Gesicht. Aber es war Schrader nicht unlieb, durch die Unterhaltung mit seiner Nachbarin nicht gar zu viel in Anspruch genommen zu sein; ihm lag an zeitweiliger stiller Beobachtung.

Es ging durchaus vornehm zu in diesem Hause. Alles hatte einen gediegenen und soliden Anstrich, der die höchste Eleganz mit einer wohlthuenden Prunklosigkeit verband. Von der Gesellschaft gehörten nur wenige dem Kaufmannsstande an: neben dem Hausherrn und seinem Bruder noch James Behrend und die Bankiers Ehrenheim und Philipps, die letzteren Hauptaktionäre des Russischen Tattersalls; Herr Philipps war zudem wie Behrend ein eifriger Sportsman, der als „Captain O'Kelly" seine sehr schönen Pferde bei jedem Meeting ins Treffen schickte. Die ganze übrige Gesellschaft gehörte, den Hausarzt und seine Gattin ausgenommen, dem Hof- und Militäradel an.

Das Mahl währte, obwohl rasch serviert wurde, über drei Stunden. Es war reichhaltig und gewählt, ohne übertrieben zu sein. Bei jedem Gange wechselten die

Weine — Kabinettsweine, die einem fürstlichen Keller Ehre gemacht haben würden. Max sah, daß Leopold Sporrschild nur roten Tischwein, mit Wasser gemischt, trank, aber er ließ sich ein Glas Pommery einschenken, als er sich erhob, um in kurzen Worten ein Hoch auf das Geburtstagskind auszubringen. Unwillkürlich kam Max der Vergleich zwischen dieser Geburtstagsfeier und jener anderen in den Sinn, die er vor einiger Zeit in dem kleinen Hause am Kreuzberg verlebt hatte. Und noch ein zweiter Vergleich drängte sich ihm auf, während sein Blick über die Tafel schweifte, — der zwischen Lia und der Tochter des Hauses. Die eine ein Bild blühenden Lebens, rosiger Frische und sonniger Heiterkeit, die andere ein Bild des Verfalls, seelischen und körperlichen Zusammenbruchs. Beim Anblick dieses armen Wesens schwand auch der letzte Rest von Bitterkeit in Max darüber, daß sie, die er geliebt und von der er sich wiedergeliebt wähnte, ihn in der Stunde der Not verlassen hatte. Aber seltsam, — nichts schien in seinem Herzen für sie übrig geblieben zu sein, als unsägliches Mitleid. Nichts anderes! War seine heiße Liebe so plötzlich erloschen? Und weshalb — weshalb? Weil sie, die sein Idol gewesen, nicht mehr im Prangen ihrer einstigen Schönheit vor ihm stand? Weil er an Stelle des blühenden Mädchens ein schwer leidendes Weib vor sich sah? Kann echte Liebe so grausam und so erbarmungslos sein?

Die heimliche Frage trieb ihm eine heiße Röte, vielleicht die Röte der Scham, ins Antlitz. Er griff nach dem Kelche mit perlendem Pommery — und in diesem Augenblick sah er mit freudigem Erstaunen, daß auch Eva an ihr Champagnerglas faßte, um ihm lächelnd zuzutrinken. Er neigte den Kopf und stürzte den kalten Sekt hinunter; eine plötzliche Verwirrung kam über ihn, denn er hatte bemerkt, daß die Komtesse die kleine Scene beobachtet

hatte. Es schien ihm, als grabe sich um ihre blutroten, wie gefärbt aussehenden Lippen ein schmerzlicher Zug ein, und als zitterten ihre Hände, die in gedankenlosem Spiel ein Weißbrötchen zerkrümelten. Ach, diese armen, zarten Hände, wie waren sie einst die Wonne seiner Augen gewesen, wenn sie in traulicher Theestunde sich am blinkendem Samowar zu schaffen machten! Wie hager und spitz waren sie geworden, und wie zeichnete sich am Armgelenk, oberhalb des Armbandes, unter der feinen Haut so hart und häßlich die Knochenrundung ab! — Das war eine andere Hand, die da soeben in die Jardiniere griff, sich aus dem Wirrwarr der Blumen eine gelbe Rose herauszulösen — die Hand Evas! Klein, weiß und fleischig und doch nervig geworden beim Zügeln der Pferde. Die Hand einer an Leib und Seele Gesunden! Und wieder errötete Max, weil er sich abermals auf einer Grausamkeit ertappt hatte. Wie hart und wie lieblos, die vollduftige Blüte schöner zu finden, als die langsam welkende, auf die der Mehltau gefallen ist! Hart und lieblos, und dennoch so menschlich! —

Max war froh, daß das Mahl zu Ende ging. Er war unruhig geworden und fand selbst zu der gleichgültigen Unterhaltung mit seiner Nachbarin nicht mehr so recht die geeigneten Phrasen. Man erhob sich endlich und wallfahrtete in die Salons zurück, dort den Kaffee zu nehmen.

„Gesegnete Mahlzeit, mein werter Herr Schrader,“ sagte der alte Herr Leopold, Max' Hand im Vorüberschreiten drückend. „Wie gefällt es Ihnen denn in Ihrer neuen Stellung?“

„Ich danke verbindlichst, Herr Sporrschild,“ erwiderte Max, „ich habe keinen Grund, zu klagen.“

„Glaub' ich,“ meinte der alte Herr, „bei dem Umgange! Fürstlichkeiten, Grafen und Barone, — das bloße

„von“ spielt schon gar keine Rolle mehr. Haben Sie noch keinen Orden bekommen?“

„Nein,“ antwortete Max lächelnd, „bis jetzt noch nicht.“

„Dann seien Sie vorsichtig. Es ist eine ganze Ladung von Petersburg aus unterwegs. Man hat so ein Ding im Knopfloch und weiß nicht wie. Und so etwas fällt immer auf die Brust.“

Er ging schmunzelnd und kopfnickend weiter. Max schaute ihm nachdenklichen Gesichts eine Weile nach und suchte dann mit den Augen Eva, der er noch das Taschentuch zurückzugeben hatte, das sie ihm neulich geliehen. Er fand sie in einem Nebensalon allein — denn die meisten Herren hatten sich bereits in das Rauchzimmer zurückgezogen — auf einem Taburett neben dem Kamin kauernd, den man, da es zu warm war, um ein Feuer in ihm anzuzünden, mit blühenden Blumen gefüllt hatte. Eine Schale Kaffee stand neben ihr auf dem Teppich; sie selbst hatte die Hände um die hoch emporgezogenen Kniee geschlungen und schaute träumend vor sich hin.

„Störe ich, gnädiges Fräulein?“ fragte Max beim Nähertreten.

„Ja,“ erwiderte sie, „aber das schadet nichts. Sie können trotzdem bleiben. Ich wollte eigentlich ein bißchen schlafen, — mit offenen Augen, wie die Hasen. Ich thue das gern, wenn ich mich einmal sehr gelangweilt habe, und die drei Dinerstunden waren zum Sterben. Herr v. Trollopp, mein Tischnachbar, hat mir immer nur von seinen Feldzugsheldenthaten erzählt. Holen Sie sich einen Sessel heran, Herr Schrader, und versuchen Sie den üblen Eindruck, den ich beim Mittagessen von der Männerwelt empfangen habe, so gut es geht zu verwischen.“

„Wenn es mir nur gelingt,“ antwortete Max, sich einen Sessel an den Kamin rollend. „Vorläufig gestatten Sie mir, Ihnen dankend das Verbandtüchlein zurück-

zuerstatten, das Sie vor kurzem die Güte hatten, mir zu leihen."

„Danke," sagte Eva, das Tuch nehmend, „haben Sie es benutzt?"

„Ja, aber wie Sie sehen, habe ich es chemisch reinigen lassen. Es klebt kein Blut mehr daran."

„Sie sagen das so feierlich, als ob ich mich vor Blut fürchtete. Aber ich fürchte mich bisweilen nur vor meinem eigenen Blute."

Das klang keck, und Max, der seine Laune wiedergefunden hatte, nahm den frischen Ton auf.

„Pulsiert es zu schnell?" fragte er.

„Zeitweilig, wenn ich übermütig bin. Und das kommt häufig vor und sollte doch nicht sein. Wenigstens nach Mamas Ansichten nicht, die in allen Etikettefragen sehr streng denkt. Aber wie öde wäre das Leben, wenn man nicht dann und wann einmal über die Stränge schlagen könnte! Sagen Sie selbst: Ist das menschliche Dasein nicht eigentlich unerhört langweilig?"

„Das fand ich auch einmal, zu einer Zeit, da ich noch reich und unabhängig war und infolgedessen nichts zu thun hatte oder nichts that. Jetzt finde ich's abwechslungsreicher."

„Und was soll i ch arbeiten, wenn ich fragen darf? Wir jungen Mädchen sind ja doch gewissermaßen zur Unthätigkeit verdammt! Handarbeiten sind mir ein Greuel, — da bin ich wie König Ringans Töchterlein, die auch nicht „spinnen und nähen" mag, und andere Talente besitze ich nicht. So bleibt mir nur noch die frisch-fröhliche Reiterei als Zerstreuung. Sind Sie Sportsman? — Doch sicher als Sekretär des Russischen Tattersalls?"

„Nur in beschränktem Maße. Ich bin mittellos, und der Turf verlangt Opfer."

Eva lachte auf. „Aber Herr Schrader," sagte sie heiter, „kokettieren Sie doch nicht immer mit Ihrer Mittel-

losigkeit! Wer dreimalhunderttausend Mark oder darüber auf der Reichsbank liegen hat, steht freilich am Bettelstab!"

Max schaute voll maßloser Ueberraschung in die lachenden Augen des jungen Mädchens.

„Woher wissen Sie denn das, gnädiges Fräulein?" fragte er.

Sie errötete leicht. „Verzeihen Sie," entgegnete sie, „ich war indiskret! Ich hörte vorhin ganz zufällig, wie mein Vater zu dem Grafen Tokowa — übrigens kein angenehmer Mensch — sagte: „Ich habe mir immer eingebildet, daß unser guter Schrader infolge des Zusammenbruchs seines Hauses gänzlich verarmt sei, und da erfahre ich gestern zufällig durch einen Bekannten von der Reichsbank, daß er an die dreimalhunderttausend Mark im Depot liegen hat. Ein sparsamer junger Herr, unser Schrader!" — So, nun wissen Sie's!"

Max war peinlich berührt durch diese Erzählung, gab sich aber Mühe, sich seine Verstimmung nicht merken zu lassen.

„Wäre diese Summe mein Eigentum, gnädiges Fräulein," entgegnete er, „so würde ich die Sekretärstellung am Tattersall wahrscheinlich nicht angenommen haben. Das Geld gehört indessen nicht mir, sondern einem zur Zeit Verschollenen, — es ist fremdes Gut und wird nur auf meinen Namen verwaltet."

„Verschollenen? — Das ist interessant und romantisch! Doch so oder so — es soll mir gleich sein. Ich bin zwar eine Feindin der Armut, aber auch eine Verächterin des Geldes."

„Feindin der Armut — weshalb?"

„Weil ich sie mir unbequem denke und weil sie mir eine ästhetische Mißstimmung verursacht. Ich suche daher auch niemals die Armut auf, obwohl ich gern mildthätig bin. Ich unterstütze den Bettler, gehe ihm aber geflissentlich aus dem Wege."

„Das halte ich für sehr unrecht — verzeihen Sie, daß ich offen bin, gnädiges Fräulein. Ich glaube schon, daß Ihnen das Leben langweilig dünkt, wenn Sie es sich lediglich nach egoistischen Grundsätzen einrichten! Die Selbstsucht ist stets einseitig, und jede Einseitigkeit ermüdet auf die Dauer."

„Wie schön Sie predigen können! Nehmen Sie einmal an, Sie wären ich, — wie würden Sie dann versuchen, sich das Leben auszugestalten?"

„Ich würde mich schleunigst verheiraten."

Eva lachte. „Dazu gehören gewöhnlich zwei, — in diesem Falle außer mir noch ein Jemand, der nicht nur mich, sondern den auch ich heiraten möchte. Es fand sich bisher aber noch kein Jemand, der mir gefallen hätte. Papa, Mama und Onkel Leopold haben nebenbei auch noch mitzusprechen, und dadurch wird die Neigungsfrage mit einem ganzen Garn verschiedenster Wünsche umwickelt. Papa will mich mit einem Offizier, Mama mit einem Adeligen, Onkel mit einem Bürgerlichen verheiratet wissen; ich selbst bin für niemand, denn ich glaube, ich passe nicht für die Ehe."

Ihre Art zu plaudern hatte etwas Freimütiges und Neckisches, etwas sehr Reizendes; doch aus jedem Wort, das sie sprach, klang das Naturell eines eigenwilligen und verzogenen Kindes hervor. Max verschloß sich dieser Beobachtung nicht, aber auch in ihr lag etwas, was ihn lockte und anzog. Vielleicht war es nur das Gegensätzliche seines eigenen Selbst.

Er wollte antworten, als er den Kommerzienrat mit Herrn v. Emsteeg in das Zimmer treten sah. Beide rauchten.

„Noch ohne Cigarre, Herr Schrader?" rief Sporrschild gut gelaunt. „Die Damen haben Rauchfreiheit verkündet. Gestatten Sie, daß ich Sie nach Havannaland geleite."

Er nahm den Arm Schraders und führte ihn in das Herrenzimmer. Vieler Blicke folgten den beiden. Der Chef des Russischen Tattersalls mit seinem Sekretär Arm in Arm! Mußte aus sehr guter Familie sein, der junge Mann! Vielleicht auch reich! Man fragte hie und da nach ihm und begann sich für ihn zu interessieren.

Max aber wußte genau, daß der Kommerzienrat nicht so familiär mit ihm umgegangen sein würde, wenn nicht am gestrigen Tage zufällig die Mär von seinem Depot auf der Reichsbank zur Sprache gekommen wäre. Die dreimalhunderttausend Mark machten ihn in den Augen des Geldmanns mit einem Schlage gesellschaftlich ebenbürtig. Als er durch den Salon schritt, glaubte Max auf den Lippen des alten Herrn Leopold, der in einer Fensternische stand, wieder das sarkastische Lächeln zu sehen, das dem Gesicht des Kaufmanns zuweilen einen so seltsamen Ausdruck von Weltverachtung verlieh. Wußte auch er schon von jener goldenen Brücke über die Kluft der Gesellschaftsunterschiede?

13.

Herr v. Emsteeg war mit einer Verneigung vor Fräulein Eva stehen geblieben. Sie blieb sitzen, aber unwillkürlich flog ihr Blick durch das Zimmer. Sie hätte gewünscht, mit dem jungen Offizier nicht allein sein zu müssen, denn sie ahnte, daß er sie liebte. Seiner Augen Sprache hatte es ihr gesagt, seine mühsame Zurückhaltung, sein ganzes Wesen. Sie erwartete einen Antrag von ihm, und sie fürchtete sich davor, ihm einen Korb geben zu müssen, weil sie ihm gern den Schmerz einer Abweisung erspart hätte.

„Täusche ich mich, gnädiges Fräulein,“ sagte Emsteeg, „oder sind Sie gerade heute nachdenklicher als sonst, an

einem Tage, an dem Sie alle Ursache hätten, jede Wolke von Ihrer Stirn zu verbannen?"

„Sie täuschen sich, Herr v. Emsteeg," antwortete Eva, „ich bin heiter wie immer, aber ich war vielleicht wirklich ein wenig nachdenklich geworden, denn ich hatte mit Herrn Schrader ein ziemlich ernsthaftes Gespräch geführt. „Ernsthaft" ist natürlich nicht allzu schwer zu nehmen." Sie neigte den Kopf ein wenig vor und begann die gelbe Rose zu zerpflücken, die sie sich während der Tafel vor die Brust gesteckt hatte. Sie überlegte, ob es nicht am besten sein würde, dem jungen Offizier von vornherein, ehe er selbst noch gesprochen, jede Hoffnung auf eine Zusage zu nehmen. Sie ersparte sich damit eine unangenehme Auseinandersetzung und ihm das Peinliche eines Korbes. Und sie war nicht nur für das Bequeme, sondern auch, ihrer ganzen Art entsprechend, für das Rasche.

„Wir sprachen," fuhr sie fort, die Rosenblätter im Schoße sammelnd, „über die zweckmäßigste Ausgestaltung unseres Lebens. Herr Schrader meinte — so ungefähr — daß das idealste, praktischeste und naturgemäßeste Lebensziel jedes Mädchens das sei, Frau zu werden. Ich opponierte — aus angeborenem Widerspruchsgeist und aus eigenem Empfinden heraus. Es giebt Mädchen, die sich durchaus nicht für die Ehe eignen, und zu diesen gehöre ich. Ich bin launisch, eigensinnig, faul und ohne Hausfrauentugenden. Ich würde nicht einmal an einem Schrank voll Leinwand Gefallen finden."

„Oho," sagte Emsteeg, „ich muß doch dringend bitten, gnädiges Fräulein, sich nicht selbst in so grausamer Weise zu verleumden." Dann schwand plötzlich das Lächeln, das seinen Mund umspielt hatte, und er wurde ernst. „Im übrigen meine ich," setzte er hinzu, „daß das erste Erfordernis für die Ehe ein liebendes Herz ist."

„Dann müßte ich in ein Kloster gehen, wie Hamlet

Ophelien rät," antwortete Eva, „nicht in die Ehe, denn mein Herz ist der rechten Liebe nicht fähig."

„Gnädiges Fräulein, machen Sie sich doch nicht selbst schlecht!" Es vibrierte ganz leise durch den Ton, in dem Emsteeg sprach. „Ihr Herz ist gütig und milde —"

„Und kühl wie der Nordwind," fiel Eva ein, „und verstockt und zerfahren und tieferen Regungen unzugänglich! Ich kenne mich sehr genau, Herr v. Emsteeg, und mache kein Hehl aus meinen Fehlern. Eine gewisse Gutmütigkeit ist noch keine Güte und eine gewisse schnelle Empfänglichkeit noch keine Wärme des Herzens."

„Und ich sage Ihnen, Sie beurteilen sich falsch!" entgegnete Emsteeg; seine ernsten braunen Augen schauten fest in das Gesicht Evas, und seine Stimme, obwohl er sie dämpfte, wurde leidenschaftlicher. „Aber wären Sie wirklich so, wie Sie sich schildern, Sie würden sich ändern, sobald die Liebe Herrin über Sie würde! Und jedes Herz ist der Liebe fähig —"

„Wenn sie geweckt wird! Aber Herr v. Emsteeg, es haben schon viele an mein Herz gepocht, und es blieb ganz still. Und es werden noch viele kommen und anpochen wollen, und es wird still bleiben."

Der junge Offizier saß auf demselben niedrigen Sessel, den Schrader vorher eingenommen hatte. Er beugte sich vor, um Eva in die Augen schauen zu können, und sie hielt den Blick aus. Sie spürte die tiefe innere Bewegung, der er nur schwer Meister wurde, im eigenen schnelleren Schlagen der Pulse. Und sie wußte, daß es nun zur Entscheidung kommen mußte, wußte aber auch, wie sie ihr zu begegnen hatte.

„Fräulein Eva," begann er von neuem, „seien Sie nicht so hart — o, so hart! Was Sie da sagten, trifft mich tief und schmerzlich. Ich habe schon lange eine einsame Stunde herbeigesehnt, in der ich mich einmal aus=

sprechen könnte, und es ist so viel, was ich Ihnen zu sagen habe —“

„Still!“ Sie erhob sich rasch und blieb vor ihm stehen. Ein weicher Ausdruck lag auf ihren Zügen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, ich sah diesen Augenblick kommen, deshalb versuchte ich vorzubeugen. Sie wollen mein Unglück nicht, Herr v. Emsteeg, und ich nicht das Ihre. Bleiben wir Freunde — nicht mehr! Und kein Wort über eine ehrliche Freundschaft hinaus!“

Sie ging, und in der Thür atmete sie hoch auf. Wieder einer! Der wievielte wohl schon? Einer, der es einmal ehrlich meinte mit seinem guten Herzen und seinem ritterlichen Sinn, aber doch kein Geliebter! Würde er denn je kommen — der, den sie lieben könnte, und wie müßte er sein? Kein Fehlerloser, kein Mustermensch, aber anders — ganz anders als die übrigen! — Und sie preßte plötzlich beide Hände stark gegen die Brust und grub die Zähne in die Unterlippe ein. Es schmerzte sie etwas; ein Augenblick tiefen Elends kam über sie, ein wehes Gefühl, das seelisch und physisch zugleich war und so stark wirkte, daß sie glaubte, mit einem Schwindelanfall kämpfen zu müssen. Es ging schnell wieder vorüber, und auch die Röte kehrte in ihre Wangen zurück. Nur im Auge blieb noch eine Zeitlang ein fremder Ausdruck haften, ein Ausdruck starrer Leere. Wenn es wahr ist, daß das Auge das Leben der Seele widerspiegelt, so mußte es ganz öde in Eva Sporrschild sein. —

Emsteeg stierte in den Blumenflor hinein, der die Marmorfüllung des Kamins mit lichten Farben schmückte. Er hatte nicht an einen raschen Sieg geglaubt, doch auch nicht an eine so hoffnungslose Niederlage. Er war eine tief angelegte Natur, und der Kampf wurde ihm schwer. Er hätte weinen können in der stillen Verzweiflung, die ihn packte, — aber da trat Herr

v. Trollopp mit einem Scherzwort in das Gemach, und Emsteeg lächelte.

— — — — — — — — — — — —

Der Kommerzienrat hatte Schrader in das Rauchzimmer geführt, wo auf einem schwergeschnitzten Eichentische eine Reihe geöffneter Kisten mit den ausgesuchtesten Cigarrenmarken, ein Blechkästchen mit Papyros und die üblichen Rauchutensilien standen. Auf den Sesseln ringsum hatte es sich ein halb Dutzend meist jüngerer Herren bequem gemacht. In einem Schaukelstuhl dehnte sich, die Cigarette zwischen den Lippen, Baron Rasmus; ihm gegenüber lehnte Kurt Sporrschild im Sessel, während James Behrend soeben im Begriff war, sich aus den auf einem Nebentischchen stehenden Likörflaschen den geeignetsten Magenschluß herauszusuchen.

Max zündete sich gleichfalls eine Cigarre an und nahm in einer freien Sofaecke Platz. Er saß hier in der Nähe des Barons v. Rasmus und nahm, während die übrigen Herren den nie reißenden Faden ihrer sportlichen Interessen weiterspannen, die Gelegenheit wahr, mit dem Legationssekretär einige Worte über die drohende Ausweisung Hallwyls zu sprechen.

Rasmus verhielt sich anfänglich — wenn auch immer in der ihm eigenen liebenswürdigen Art und Weise — ein wenig abwehrend. Er könne so gut wie nichts in dieser Sache thun. Hallwyl — „er heißt doch Hallwyl, Ihr Schützling?“ — solle seine Wasserdoktorei lassen, dann werde ihn die Polizei nicht behelligen. Es sei gar zu schwer, sich in Angelegenheiten der örtlichen Behörden hineinzumischen. Schießlich versprach er indessen, Hallwyl zu empfangen und persönlich anzuhören, nötigen Falls auch mit dem Gesandten zu sprechen.

Damit war Max vorläufig zufrieden. Er rückte noch tiefer in seine Ecke, als Graf Demeter im Zimmer erschien und um ein Plätzchen auf dem Sofa bat.

„Ich habe mir eine Cigarette redlich verdient," sagte der Graf, nach einer Papyros greifend; „Frau v. Kochien hat mich bis jetzt nach den klimatischen Verhältnissen und den Landesprodukten Serbiens ausgefragt. Ich taxiere, daß sie Absichten auf Milan hat."

„Machen Sie sich nicht einer Majestätsbeleidigung schuldig, Graf," sagte Rasmus. „Wie geht's Ihrem Schimmel?"

„Er hustet noch immer. Ich habe seit zwei Jahren greuliches Pech mit meinen Gäulen und möchte am liebsten meinen ganzen Stall verkaufen."

„'s wär' auch ein Leichtsinn, wenn Sie ihn komplett halten wollten," warf James Behrend ein, „während Sie in Rußland umherreisen."

„Wollen der Herr Graf nach Rußland?" fragte der Referendar.

„Nicht gerade zu meinem Vergnügen," entgegnete der Angeredete; „ich soll für den Tattersall Ankäufe abschließen. Eine schwierige Aufgabe. Hoffentlich mache ich es einem hohen Direktorium recht."

„Lassen Sie sich nur ordentlich den Säckel füllen, Bester," riet Baron Rasmus; „in Rußland hat der Mammon doppelten Wert."

„Um Gottes willen, reden Sie dem Grafen nicht so etwas ein!" flehte James. „Er wirft sonst mit den Doppelkronen um sich, als wären es Kopeken — und wir haben mit unseren Aktionären zu rechnen. Habe ich recht, Herr Schrader?"

Max hatte sich bisher nicht in das allgemeine Gespräch gemischt. Nun sein Name genannt worden, legte plötzlich Graf Tokowa mit fast vertraulicher Bewegung seinen Arm um die Schulter Schraders und sagte lachend: „Antworten Sie nein, lieber Freund, — man wird mich so wie so schon sparsam genug ausrüsten!" — Dann

klopfte er die Schulter Schraders und fügte hinzu: „Warum lassen Sie sich denn gar nicht einmal bei mir sehen, Freund? Ich habe immer gehofft, Sie würden mir einmal die Freude Ihres Besuchs machen!“

Das war abermals eine neue Tonart, die Tokowa anschlug. War diese scheinbare Herzlichkeit auch eine Folge des so plötzlich in Umlauf gesetzten Gerüchts von dem Depot auf der Reichsbank?

Ehe Max antworten konnte, hatte Doktor Sporrschild, der Referendar, eine Bemerkung in das Gespräch geworfen, die der Unterhaltung sofort eine veränderte Wendung gab und eine peinliche Situation herbeiführte. Kurt hatte bei Tische ziemlich stark pokuliert, und in seiner Weinstimmung ärgerte es ihn noch mehr, als es sonst vielleicht der Fall gewesen sein würde, daß Schrader sich so ganz als Gentleman unter Gentlemen gab. Seit er ihn Arm in Arm mit Martha gesehen, haßte er ihn, und er gab sich auch keine Mühe, seine Feindseligkeit zu verbergen. Den Rest seiner Cigarre in den Aschbecher werfend, sagte er mit seiner gewöhnlichen schleppend und langweilig klingenden Stimme: „Ein Verlobter hat eben nur sehr selten Zeit, Herr Graf — selten!“

Die Augen aller wandten sich auf Max, und Tokowa rief erstaunt: „Was tausend, Schrader, Sie sind verlobt?“

„Ich denke nicht daran,“ entgegnete Max ruhig und gleichgültig, obwohl er den Zweck der Bemerkung Kurts sofort durchschaute; „ich weiß auch nicht, wie der Herr Referendar zu dieser Vermutung kommt!“

Graf Demeter haschte nach der Linken Schraders und hielt sie scherzend in die Höhe. „Wir müssen ihm glauben,“ sagte er dabei, „denn seine Hand ist noch rein vom Golde des Verlobungsrings.“

Der junge Jurist schielte mit tückischen Augen über den Tisch. „Dann Pardon,“ näselte er, „ich habe ver-

mutet, die Dame, mit der wir Sie kürzlich im Grunewald sahen, sei Ihr Fräulein Braut gewesen. Also Pardon, Herr Sekretär!"

Er betonte dies letzte Wort. In Max kochte der Aerger auf, aber er bezwang sich. Es wäre lächerlich gewesen, eine Scene hervorzurufen, wo kein eigentlicher Grund dafür vorlag.

„Ich habe nichts zu verzeihen, Herr Referendar," entgegnete er, „es ist ja doch schließlich keine Schande, verlobt zu sein!"

„Ei nein — wahrhaftig nicht!" fiel Herr v. Rasmus ein; „sagen wir, es kann zuweilen eine Last sein, wenn auch eine süße, aber für eine Schande halte ich das Verlobtsein nicht. Uebrigens ein niedliches blondes Dingelchen, Ihre — Ihre — Ihre kleine Amorosa!"

„Auch keine Amorosa, Herr Baron," erwiderte Max kopfschüttelnd, „sondern nichts als reine Freundschaft! In der That, eine reine, schlichte, anspruchslose Freundschaft! Ich möchte das um so stärker betont wissen, als jene junge Dame, die Tochter meines Wirts, die größte und höchste Hochachtung verdient —"

Ein spöttisches Räuspern von seiten des Referendars unterbrach ihn. Und da flammte auf einmal im Gesicht Schraders die Röte des Zornes hoch auf. Mit blitzendem Auge maß er den Referendar.

„Ich bedaure tief, Herr Doktor," sagte er, ohne die Stimme zu erheben, aber fest und mit kalter Entschlossenheit, „daß ich unter dem gastlichen Dache Ihres Herrn Vaters gezwungen bin, mir jede Abschwächung meiner Worte Ihrerseits auf das entschiedenste zu verbitten. Ihr Räuspern mußte und sollte wohl auch den Eindruck erwecken, als ob Sie in das Lob, das ich einer Dame zollte, Zweifel setzten, — und ich bin nicht willens, das zu dulden!"

In diesem peinlichen Augenblick befanden sich nur noch sechs Herren in dem kleinen Kabinett: außer den beiden Hauptbeteiligten noch Rasmus, Tokowa, James Behrend und Emsteeg. Der letztere war erst vor wenigen Minuten eingetreten, aber der erste, der sofort das Wort zur Sache ergriff.

„Ich kann Herr Schrader nur recht geben," sagte er ernst; „auch ich habe das Räuspern des Herrn Sporrschild in diesem Sinne aufgefaßt, bin indessen überzeugt, daß Sie, Herr Doktor, nicht zögern werden, uns zu sagen, daß wir uns im Irrtum befanden."

„Um so weniger," fügte Baron Rasmus an, „als es sich um den Ruf einer Dame handelt."

„Keine Scene, Doktor," flüsterte im gleichen Moment James Behrend hinter dem Stuhle des Referendars diesem zu. „Recht oder unrecht — Sie müssen sich fügen, wir dürfen es zu keinem Auftritt kommen lassen!"

Der junge Sporrschild erhob sich. Er hatte sich in Schrader getäuscht und eine so scharfe Zurückweisung nicht erwartet. Er sah vor allem, daß man auf keiner Seite geneigt schien, ihm beizuspringen, daß die Anwesenden vielmehr eine unbegreifliche Sympathie für den Sekretär seines Vaters hatten. Das allein bewog ihn zum Rückzuge.

„Der Herr Sekretär hat mich mißverstanden," sagte er kurz und scharf. „Ich habe nicht die Absicht gehabt, ihn oder seine Dame zu beleidigen. Durchaus nicht!"

Er nahm eine neue Cigarre, schnitt gemächlich die Spitze ab, setzte seine Londres in Brand und schritt langsam aus dem Zimmer.

Damit war der Vorfall erledigt; es wurde kein Wort mehr darüber gesprochen. Nur Herr v. Rasmus pfiff, sich in den Schaukelstuhl zurückwerfend, leise durch die Zähne und murmelte halblaut in sich hinein: „Unausstehlicher Bengel!" —

Im großen Salon brach man bereits auf. Die alte Frau v. Kochien machte den Anfang. Im Rauchzimmer erschien einer der Diener, um dem Grafen Tokowa zu melden, die gnädigste Komtesse habe ihre Garderobe befohlen. Nun dachte man auch hier an die Verabschiedung, obwohl der Kommerzienrat, in der Thür stehend, bat, doch nicht gleich massenweise zu flüchten.

Die jüngeren Herren defilierten wie bei einer Hofcour an den Damen des Hauses vorüber. Schrader fiel es auf, daß die Kommerzienrätin ihn bei weitem liebenswürdiger verabschiedete, als sie ihn begrüßte hatte; er durfte ihr sogar die Hand küssen. Auch Eva reichte ihm die Hand mit einem „Auf Wiedersehen!"

In dem Flur des Hauses vereinigten sich verschiedene Gruppen für Heimgang und Heimfahrt.

„Wer kommt noch mit in den Klub?" fragte Baron Rasmus. James Behrend und der Referendar, der nicht bei den Eltern wohnte, waren dabei.

„Sie nicht, Emsteeg?"

„Danke! Ich gehe nach Hause."

Der kleine Marko, noch immer in den Diensten Tokowas, half der Komtesse, in ihre Umhüllungen zu schlüpfen.

„Ist unser Wagen unten, Dem?" fragte sie ihren Bruder.

„Gewiß," bestätigte dieser.

„So schick ihn voran," bat sie, „ich möchte zu Fuß gehen. Ich dürste nach frischer Luft." Und sich rasch nach Schrader umwendend, flüsterte sie diesem zu: „Begleiten Sie mich, ich möchte Sie sprechen!"

Schrader verneigte sich kurz. Man brach auf. Vor der Hausthür trennten sich die Gruppen. Tokowa wollte seiner Schwester den Arm reichen, aber Max war ihm zuvorgekommen. Der Graf ging nun mit Emsteeg einige Schritte voran, und Max mit Lia folgte.

Es war gegen elf Uhr abends und eine schöne milde Luft. Die Straßen waren noch von zahlreichen Passanten belebt, die Vorgärten der Restaurants menschenüberfüllt. Max und die Komtesse schritten dicht an den Zäunen und Häuserreihen entlang, um bequemer und unbehelligter vorwärts zu kommen.

„Warum habe ich Sie heute zum erstenmal gesehen?“ fragte die Komtesse leise; ihre Stimme war melodisch und klangvoll geblieben wie ehemals. „Wußten Sie nicht, daß wir in Berlin waren?“

„Ja, Komtesse, ich wußte das,“ entgegnete Max; „ich hörte es schon in meiner früheren Stellung im Sporrschildschen Bankhause. Aber — aber ich mußte annehmen, daß nach dem letzten Briefe Ihres Bruders an mich jeder weitere Verkehr zwischen uns unmöglich sei. Es war eine Absage entschiedenster Form, — zumal nach dem“ — er zögerte ein wenig — „nach dem vorhergegangenen Briefe meinerseits.“

Sie antwortete nicht gleich. Es kam Max wie ein Traum vor, an ihrer Seite zu gehen. Wenn er seitwärts schaute, sah er im wechselnden Scheine der Gasflammen ihr spitz gewordenes, doch noch immer anmutiges Profil aus Schleiern und Tüchern hervorschauen. Ihr Auge suchte den Boden; es hatte den Anschein, als wollte sie ihm nicht ins Gesicht blicken.

„Ich wußte um den Brief meines Bruders,“ sagte sie nach kleiner Pause. „Er hatte den Ihren gelesen und wünschte die Antwort zu übernehmen. Er las mir diese Antwort vor und schickte sie ab, obwohl — ja, ich kann es und muß es sagen, obwohl ich mich dagegen wehrte!“

Bei diesen Worten zuckte Max zusammen. Bitterkeit und Empörung überkam ihn.

„Wirklich?!“ antwortete er, „wirklich gewehrt?! Und es war Ihnen nicht möglich, diesen Brief zu verhindern,

trotzdem Sie selbst nicht mit seinem Inhalte einverstanden waren?! Trotzdem Sie wußten und genau wußten, wie viel und wie großes Elend er mir brachte? Haben Sie nicht mehr als einmal versichert, daß Sie ein tapferes Weib seien, erstarkt im Kampf mit dem Leben und gewappnet gegen weitere Kämpfe? Und schon bei der ersten entscheidenden Gelegenheit sank Ihnen der Mut? Sie haben sich gewehrt, sagen Sie, weil jener Brief nicht Ihrem Empfinden entsprach. Warum schrieben Sie mir nicht selbst noch? Warum schrieben Sie mir nicht: Der Brief meines Bruders ist ungültig, hören Sie, wie ich denke?"

Max hatte das alles, der Stimmung des Augenblicks folgend, rasch hintereinander und in sichtlicher Erregung gesprochen. Aber er hatte kaum geendet, so ärgerte ihn das schnelle Wort auch schon. Wozu, sagte er sich, wozu das alles? Wozu bei ihr und bei mir alte Wunden aufreißen, die schon im Vernarben sind? Wozu eine zwecklose Erregung? Uns beide bringt nichts mehr zusammen, nun, da die Liebe verflogen ist, die vielleicht nur ein Rausch war!

„Ich habe unrecht gethan," antwortete sie, „ich weiß es am besten. Ich log, wenn ich sagte, ich sei ein starkes Weib und könne dem Schicksal trotzen. Ich war schon damals schwach, hinfällig und elend — körperlich und geistig. Und Dem nützte meine Schwäche aus. Warum soll ich nicht wahr sein Ihnen gegenüber?! Ich habe keine Rücksichten mehr zu nehmen, denn ich werde nicht mehr lange leben, und zwischen uns — zwischen uns ist doch alles aus! Ja, alles aus — und es mußte so kommen!"

Rührung und Mitgefühl gewannen wieder die Oberhand in Max. Durch die Stimme Lias klang es wie leises Schluchzen, und das stimmte ihn weich. Er glaubte sich klar über seine Herz zu sein: er liebte sie nicht mehr!

Er forschte nicht nach den Gründen dieser erloschenen Neigung, er wollte nur frei sein von Selbsttäuschung.

„Wir wollen vor allem wahr zu einander sein und ehrlich, Komtesse,“ sagte er, „denn Sie haben recht, wir haben keinerlei Ursache, uns gegenseitig zu belügen. Und so will ich Ihnen denn auch sagen, daß ich heute an Stelle der heißen Leidenschaft, die mich einst beseelte, ein warmes und herzliches Freundschaftsgefühl für Sie empfinde, und daß ich glücklich sein würde, wenn Sie meine Freundschaft erwidern wollten. Wir stehen alle im Bann unserer Empfindungen und können nicht über sie hinaus. Und das ist kein Unglück, wenn unser Empfinden rein und wahrhaftig ist. Ich bin mir bewußt, daß dies bei mir der Fall ist.“

„Und ich glaube Ihnen,“ gab sie zurück. „Ich will auch nichts weiter als Freundschaft, ich habe abgeschlossen mit allem anderen. Ich bin sehr bescheiden und anspruchslos geworden, Herr Schrader, denn mir ist nichts geblieben von den tausend Hoffnungen, mit denen ich ins Leben trat. Und ich bin zufrieden, wenn Sie mein Freund bleiben wollen; ich habe keine Freunde, und ich brauche sie doch nötig!“

Max fühlte den stärkeren Druck ihres Armes, dann blieb sie stehen. Emsteeg und Tokowa warteten bereits vor dem Hause der Voßstraße, in dem der Graf eine Wohnung gemietet hatte. An der geöffneten Hausthür stand Marko, der mit dem Kutscher gefahren war, und leuchtete mit einer Laterne.

„Daheim!“ sagte Graf Dem und faßte an seinen Hut, während ein rascher, prüfender Blick über Schrader und Lia glitt. „Nun einen Vorschlag, meine Herren! Kommen Sie noch auf ein Plauderstündchen mit zu mir herauf und kosten Sie den echten Slibowitz, den ich kürzlich aus Serbien geschickt erhielt! Sagen Sie nicht nein, mein

Himmel, vor Mitternacht kann doch ein Mensch von Bildung nicht in die Federn kriechen, und so hübsch wie in einem Kaffeehause ist es bei mir auch noch! Allons, Marko, leuchte voran!"

Die beiden Herren sträubten sich anfangs; weder Emsteeg noch Schrader hatten besondere Lust, der Aufforderung zu folgen, als aber auch die Komtesse ein Wort der Bitte hinzufügte, erklärte man sich einverstanden.

Max war es eigen zu Mut, als er den kleinen Salon mit seinen orientalischen Waffen und Teppichen betrat, dies Zimmer, in dem ihn jedes Stück der Einrichtung an die Vergangenheit erinnerte. Da stand derselbe Flügel, an dem die Komtesse so oft das Lied von Ruwims Tochter, jenes alte serbische Heldenlied, gesungen hatte, und da der Tisch mit den geschnitzten Löwenpranken, auf dem gewöhnlich der Samowar brodelte, und da, über dem Halbsofa, lag noch immer das weiße Wolfsfell, in das sie sich fröstelnd einzuhüllen pflegte. Und damit nichts fehle, die Erinnerung, die sich Max mit Wucht aufdrängte, zu ergänzen, erhob sich aus einem Sessel dicht vor dem Kamin, in dem trotz der Wärme des Tages ein Kohlenhäuflein glimmte, beim Eintritt der Herren eine große, dürre, dicht vermummte Frauengestalt mit pergamentgelbem, uraltem Gesicht und dicken Brauen über den schwarzen Augen: die wallachische Ehrendame der Komtesse, die immer frierende und an ewiger Migräne leidende lebendige Mumie. So ganz umwehte Max der Zauber der Vergangenheit, daß es ihm war, als müsse er vom Fenster aus über die dunkle Bläue des Alsterbassins und die es umgrenzenden Lichterreihen schauen können.

(Fortsetzung folgt.)





Der Granatstern.

Novellette von **Robert Robertus.**

Mit Illustrationen von E. Limmer.

(Nachdruck verboten.)

„Franziska!“

„Gnädige Frau!“

„Reiche mir noch etwas von meinem Haarschmuck, einen Pfeil oder eine Nadel,“ sagte Frau v. Fürsen, die in einer prachtvollen Gesellschaftstoilette vor einem großen Spiegel stand, in dem sie mit zufriedenem Lächeln ihr glänzendes Bild betrachtete.

In dem mit überreicher Eleganz ausgestatteten Zimmer hörte man während einiger Minuten nichts als das Knistern des schweren Damastkleides und das Geräusch, das die Finger der Jungfer verursachten, die emsig in dem Schmuckschränkchen der Gebieterin suchten.

Franziska kannte jede einzelne all dieser Kostbarkeiten und hatte während ihrer bisherigen Dienstzeit gelernt, genau auf den Geschmack der Herrin zu achten, so daß diese ihr meist die Wahl des Schmuckes überließ.

Plötzlich wurde die Stille durch einen Ausruf der Jungfer unterbrochen. Sie hatte in einem kleinen Nebenfache unter allerlei wenig benutzten Broschen und Armbändern etwas entdeckt, das sie bisher noch nicht gesehen hatte.

„Diese Nadel haben gnädige Frau ja noch nie getragen. Sie ist zwar nicht modern, aber zu dieser Toi-



lette würde sie sich vielleicht doch recht gut ausnehmen," sagte Franziska, indem sie sich der Herrin näherte.

Frau v. Fürsen wandte sich langsam um. Einen Moment ruhten ihre schönen, dunklen Augen auf dem

etwas plumpen Haarschmuck von großen Granaten, die in Form eines Sternes gefaßt waren. Dann nahm sie die Nadel rasch, beinahe heftig aus den Händen ihrer Jungfer.

„Ich werde sehen, ich werde sehen,“ sagte sie mit einer Hast, die der ruhigen, kalten Weltdame sonst ganz fremd war. „Ich bin fertig. Wenn ich dich brauche, werde ich klingeln, Franziska.“

Der Jungfer, die geräuschlos das Zimmer verließ, war es nicht entgangen, daß ihre Herrin beim Anblick des Schmuckes plötzlich rot und dann bleich geworden war.

Frau v. Fürsen hatte sich auf einen Sessel niedergelassen. Ihre weiße, wohlgepflegte Hand mit den vielen Ringen hielt noch immer den Granatstern.

Wie lange war es her, daß sie nicht mehr daran gedacht hatte, nicht mehr daran hatte denken wollen an diese Erinnerung! Doch nun tauchten all diese Bilder wieder auf. Sie sah ihn ganz deutlich vor sich, den kleinen Salon mit den verschossenen blauen Seidenmöbeln, die so sorgfältig jeden Abend von ihrer Mutter zugedeckt wurden, als seien sie die größten Kostbarkeiten. Sie mußten wohl früher einmal ganz hübsch ausgesehen haben, diese Vorhänge, durch deren feine Löcher und Ritzen jetzt überall die Sonne durchscheinen konnte. Und dann die Bilder mit den altmodischen Rahmen, von denen die Ecken abgeschlagen waren! Ja, die Zeit, die unbarmherzige Zeit hatte allem ihren Stempel aufgedrückt, den man bei der größten Mühe und Sorgfalt, die man auf die Erhaltung dieser wenigen Ueberreste aus einstigen guten Tagen verwendete, doch nicht fortwischen konnte.

Ja, diese Gegenstände hatten einmal bessere Tage gesehen. Wie oft hatte ihr nicht die Mutter, die aus einer angesehenen Familie stammte, die traurige Geschichte ihres Unglücks erzählt! Ohne eigenes Verschulden hatten sie ein

ziemlich bedeutendes Vermögen verloren. Und als dann ihr Mann gestorben war, hatte er ihr und dem einzigen Kinde nichts als eine geringe Pension hinterlassen, die trotz der größten Sparsamkeit doch nur knapp für ihre Bedürfnisse ausreichte.

Sie war damals ein munteres Kind gewesen, das mit allem zufrieden war, sich über jeden Sonnenstrahl und jede Blume freuen konnte und Not und Sorgen nur aus den Klagen der Mutter kannte.

Die Zeit verging rasch. Mit siebzehn Jahren war sie ein schönes Mädchen, dem die Blicke der Vorübergehenden, wenn sie über die Straße ging, verwundert folgten. Die Mutter schüttelte oft traurig den Kopf, daß ihre geringen Mittel ihr nicht erlaubten, durch eine vorteilhafte Toilette die Schönheit ihres Kindes noch mehr zu heben.

Sie sah es noch vor sich, dieses einfache graue Kleid, das sie gezwungen war, Sommer und Winter zu tragen, und das wie ein kleines Heiligtum gehalten und jedesmal, wenn sie von einem Ausgange zurückkehrten, mit einem alten, ganz abgetragenen Rocke vertauscht wurde. Aber einmal hatte dieses Kleid doch einen Riß bekommen, als sie, alle Vorsicht vergessend, gar zu eilig die vier Treppen, die zu ihrer kleinen Wohnung führten, heraufgestürmt und dabei an dem niedrigen Geländer hängen geblieben war. Seit diesem Tage mußte sie immer darauf achten, beim Ausgehen der Mutter die Seite ihres Kleides zuzuwenden, an der trotz der darauf verwendeten Sorgfalt dennoch ein recht sichtbarer Fehler geblieben war. Und das war ihr sehr ärgerlich, denn sie haßte damals nichts mehr als den Zwang.

Außer ihrer Anmut und Schönheit besaß sie noch etwas: ein nicht unbedeutendes musikalisches Talent. Sie hatte es von ihrer Mutter geerbt, die früher sehr gut Klavier gespielt hatte. Aber das war schon lange her,

und die Jahre hatten die Finger steif gemacht und Not und Sorgen die Freude an der Musik benommen. So konnte denn die Mutter zu ihrer großen Betrübnis, da die Mittel fehlten, nichts für die musikalische Ausbildung ihrer Tochter thun.

Da lernten sie bei einer weitläufigen Verwandten einen jungen Musiker kennen, der sich auf den ersten Blick in das hübsche Gesicht und das anmutige Wesen der armen Else verliebte. Sie hatte in ihrem harmlosen Sinne damals von ihrer Eroberung keine Ahnung gehabt und sich nur sehr gewundert, als ihr die Mutter auf dem Heimwege erzählte, daß Herr Heinrichs so gut sein wolle und ihr Unterricht im Klavierspielen erteilen.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit war er dann auch wirklich erschienen, und es hatte recht feierlich ausgesehen, als er in schwarzem Rock und Handschuhen auf dem blauen Sessel der Mutter gegenüber Platz genommen hatte. Dann war er an das Klavier getreten, an dieses alte Klavier, dessen Politur überall Schrammen und Risse zeigte, und seine langen Finger waren in raschen Läufen über die unsauberen, gelblichen Tasten geeilt.

Und nun begann der Unterricht. Sie machte rasche Fortschritte, denn sie besaß nicht nur Talent, sondern auch Fleiß und Ausdauer. Die Unterrichtsstunden bereiteten ihr viel Vergnügen, denn es war eine Abwechslung in ihrem stillen, gleichmäßigen Leben. Wenn sie ein Stück immer und immer wieder mit großer Aufmerksamkeit übte, so that sie es nicht nur aus Liebe zur Kunst, sondern auch um ihrem Lehrer, der stets so gut und zuvorkommend zu ihr war, eine Freude zu bereiten. Wenn er ihr auf ihre Bitten etwas vorspielte, so belebten sich seine sonst farblosen Wangen, seine Augen leuchteten. In solchen Augenblicken konnte er recht hübsch aussehen, gar nicht so ungünstig und kränklich wie er sonst erschien. Oft sprach

er mit ihrer Mutter über Musik, dann mußte sie ihn bewundernd anschauen. Die Begeisterung, die aus seinem Blicke strahlte, fesselte sie und ließ an ihm alles schön erscheinen, bis auf den breiten Umlegekragen und das lange, nachlässig geschlungene Tuch, das ihr zuerst beinahe lächerlich vorgekommen war.

Ja, er war wirklich gut und freundlich. Das merkte sie immer mehr, je besser sie ihn kennen lernte. Seine Unterrichtsstunden waren ihr schließlich ein Bedürfnis geworden. Wenn er sie einmal ausfallen ließ, so fehlte ihr etwas. Sie hörte es so gerne, wenn er lobend zu ihr sprach, es machte ihr so viele Freude, mit ihm zu plaudern, nicht nur über Musik, sondern auch über etwas anderes. Und das geschah in der letzten Zeit immer öfters. Nur wußte sie nicht, wie es kam, daß sie unwillkürlich abbrach und rasch ein anderes Gesicht machte, wenn die Mutter ins Zimmer trat. Dieser entging nicht das veränderte Benehmen ihrer Tochter, und sie merkte wohl, daß sich da hinter dem alten Klavier eine kleine Herzensgeschichte abspielte. Aber sie hatte ihren Grund, zu dieser wie sie meinte ganz ungefährlichen Spielerei ein Auge zuzudrücken.

Desto mehr erstaunte sie, als Herr Heinrichs eines Tages in aller Form um die Hand ihrer Tochter anhielt. Daß die Sache eine solche Wendung nehmen werde, hatte sie nicht vermutet. Aber sie war eine kluge Frau und ließ sich den Unwillen, den sie bei seinen Worten empfand, nicht merken. Sie wußte, daß, wenn sie die Bitte des jungen Musikers einfach abschlagen würde, wie sie es am liebsten gethan, natürlich der Unterricht aufhören müsse. Sie dachte daran, daß sie dann seine bisherigen Bemühungen nicht unentgeltlich annehmen könne, wie es bis jetzt der Fall gewesen war. Und sie war zu stolz, sich merken zu lassen, daß ihr die Mittel dazu fehlten. So

beschloß sie denn, der Ausbildung ihres Kindes zuliebe, den jungen Mann nicht ganz ohne Hoffnung zu lassen, war aber dabei fest entschlossen, diese Verbindung, die sie für eine ganz unpassende hielt, niemals zuzugeben.

Else hatte natürlich damals von diesen Ideen ihrer Mutter keine Ahnung und war nur sehr verwundert, als sie in den Salon gerufen wurde, und die Mutter ihr mit ernster Miene mitteilte, daß von einer Verlobung vorläufig nicht die Rede sein könne, da sie noch viel zu jung sei, und Herr Heinrichs sich zuerst eine passende Stellung erwerben müsse.

Der junge Musiker beteuerte, daß er seine ganze Kraft anstrengen wolle, um dieses Ziel bald zu erreichen, und betrachtete von diesem Augenblicke an Else wie seine Braut.

Die Stunden nahmen wie früher ruhig ihren Verlauf, nur mit dem Unterschiede, daß die Mutter während dieser Zeit mit ihrer Handarbeit auf dem Trittbrett am Fenster saß. Aber es ereignete sich doch zuweilen, daß sie durch häusliche Angelegenheiten gezwungen war, die jungen Leute allein zu lassen, und dann begannen sie über ihre Zukunft zu plaudern.

„Weißt du, Else,“ sagte der Musiker, „wenn du mir treu bleibst, fühle ich in mir die Kraft, ein großer Künstler zu werden. Du glaubst nicht, wie mich deine Liebe beglückt, wie sie mich emporhebt! Bevor ich dich kennen lernte, besaß ich kein Streben, meine Lehrer haben mich oft deswegen getadelt. Für wen sollte ich mich anstrengen, da ich ganz allein stand, da niemand, weder Eltern noch Geschwister, an meinen Erfolgen teilnehmen konnten? Doch nun weiß ich, für wen ich arbeite. Oft kommt mir der Gedanke, daß ich deiner nicht wert sei, aber ich werde alle Kraft daran setzen, dir ein Los zu erringen, wie es deiner würdig ist. Nur, Else, meine Else, bleibe mir treu, denn ohne dich würde ich jetzt nichts sein, nichts können!“

„Wie oft soll ich dir denn sagen, daß ich dich liebe, dich immer lieben werde,“ hatte sie dann beteuert....

Zu ihrem Geburtstage war er natürlich auch gekommen, um ihr zu gratulieren. „Ich habe dir ein kleines Andenken mitgebracht,“ hatte er strahlend vor Freude gesagt und ein sorgfältig eingeschlagenes Päckchen vor sie hingelegt.

Neugierig hatte sie die Umhüllung gelöst und das Etui geöffnet. „Ist das für mich, wirklich für mich?“ hatte sie erstaunt ausgerufen und dabei voller Bewunderung auf den Granatstern geschaut, der groß und glänzend vor ihr lag.

„Ja, es ist für dich, für dich, meine Else,“ sagte der durch ihre Freude reichlich belohnte junge Musiker. „Wie glücklich bin ich, daß es dir gefällt!“

Und wie es ihr gefallen hatte, das empfand sie jetzt nach all diesen Jahren noch einmal bei der Erinnerung an diese Scene. Wie hatte sie den Stern von allen Seiten betrachtet! Mit welchem Entzücken hatte sie auf die in der Sonne funkelnden Steine geschaut, und mit welch kindlichem Erstaunen hatte sie die Hand davor gehalten, um die Wirkung der Granaten im Dunklen zu sehen! Dann hatte sie den Schmuck in ihrem Haare befestigt und war vor den Spiegel geeilt. Von dem Spiegel lief sie zur Mutter, die durchaus nicht ihre Freude teilen wollte und nur von unnützen Ausgaben und Verpflichtungen sprach.

Ja, der Granatstern erschien ihr damals wie ein Schatz, wie die größte Kostbarkeit; denn sie hatte in ihrem Leben nicht viel Schmuck gesehen und besaß selber nur eine alte Brosche, von der man eigentlich nicht recht sagen konnte, woraus sie gefertigt war.

Alle Sonntage schmückte sie sich mit den Granaten, und dann kam sie sich so vornehm, so reich vor, daß sie unwillkürlich den Kopf etwas höher trug. Sie konnte

ihn nicht genug loben, ihn, der ihr diese Freude bereitet, und hatte dann vor Rührung geweint, als die alte Frau, die ihn bediente und die er manchmal mit einer Bestellung schickte, in ihrer geschwätzigen Weise erzählte, wie sehr der gute Herr gespart und sich alles versagt habe, um von seinen geringen Einnahmen es möglich zu machen, sie so zu beschenken.

Ja, sie hatte ihn geliebt, wirklich geliebt, und wäre es auch nur des Opfers wegen, das er ihr gebracht.

Da hatte sie ganz unerwartet ein Onkel, der sich auf der Durchreise befand, besucht. Er wollte seiner hübschen Nichte eine Freude bereiten und hatte sich deshalb, da er in Verbindung mit dem in der Stadt garnisonierenden Regiment stand, um eine Einladung zu dem großen Kasinoball beworben. Mutter und Tochter waren anfänglich über seinen Plan recht erstaunt, aber ihre Bedenken wurden bald besiegt. Und dann war es an ein Ueberlegen, an ein Kaufen und Nähen gegangen, bis es endlich fertig dalag, das einfache, weiße Kleid, in dem Else zum erstenmal in die „große Welt" eingeführt werden sollte. In ihrem Entzücken, das dennoch mit einer gewissen Bangigkeit untermischt war, hatte sie alles dies dem jungen Musiker erzählt. Er teilte ihre lebhafte Freude und bat sie, ihm zu erlauben, am Abend des Balles zu kommen, um sie in ihrem Glanze zu bewundern.

In welcher Aufregung war sie am Tage des Festes gewesen, mit welcher Sorgfalt hatte die Mutter sie frisiert und angekleidet! Immer und immer wieder war noch etwas zu verändern an den Schleifen, an den Blumen, so daß das Toilettemachen gar kein Ende nehmen wollte.

Als sie in ihrem schlichten weißen Kleide, als einzigen Schmuck eine frische Rose in dem dunklen Haar, in den Salon trat, wo der junge Musiker bereits wartete, da konnte sie in dem Ausdrucke seines Gesichtes besser als in

dem Glase des Spiegels die Wirkung ihrer Schönheit sehen. „Du bist so schön, so schön wie eine Königin,“ hatte er bewundernd gesagt. Und die Mutter, die durchaus nicht mit dieser Störung einverstanden war, hatte sie



nur immer ermahnt, ja ihr Kleid nicht zu zerdrücken und die Blumen zu schonen.

Dann, als sie hinausgegangen war, um den Mantel für ihre Tochter zu holen, hatte der Künstler gesagt: „Weißt du, Else, ich schreibe jetzt eine Oper. Eigentlich wollte ich es dir nicht eher sagen, als bis ich damit fertig

gewesen wäre, aber heute kann ich kein Geheimnis vor dir haben, denn ich bin glücklich, unendlich glücklich. Denke dir, einem meiner früheren Lehrer, dessen Urteil sehr maßgebend ist, habe ich einige Stellen aus meinem Werke vorgelegt. Er hat mich gelobt und gesagt, daß es sehr gut werden könne. Vielleicht kann ich doch, eher als ich gedacht, mein Ziel erreichen."

Sie war zu zerstreut und zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, um auf seine Gedanken eingehen zu können. Und um ihm doch irgend etwas auf seine Rede zu erwidern, hatte sie nur versetzt: „Das wäre ja schön, sehr schön."

Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sie bis an den Wagen zu begleiten. Und während sie die Treppen hinunterstiegen, hatte er ihr leise zugeflüstert: „Ich werde jetzt gleich nach Hause gehen und die ganze Nacht arbeiten. Dein Bild soll mir vorschweben, und dann werde ich lauter schöne Gedanken haben." Und dann, als er sie in den Wagen hob: „Wirst du heute abend auch ein wenig an mich denken, Else?"

Sie hatte ihm darauf nicht antworten können, weil die Mutter sie in diesem Augenblicke wieder ermahnte, sich recht vorsichtig zu setzen, damit ihr neues Kleid nicht zerdrückt werde. So hatte sie ihm nur zugenickt und mit der Hand gewinkt, als der Wagen bereits über das unebene Steinpflaster der Nebenstraße rollte.

Ob sie an diesem Abende an ihn gedacht hatte?

Wie sie jetzt in ihrem Geiste noch einmal diese Erinnerungen durchlebte, da mußte sie sich eingestehen, daß sie während jener Stunden auch nicht ein einziges Mal an den armen Musiker gedacht hatte, denn es gab ja für sie so viel, so unendlich viel zu sehen. Schon in der Garderobe fing ihr Erstaunen an; und dann in dem strahlend erleuchteten Saale die blitzenden Uniformen und die glänzenden Toiletten! Sie war wie geblendet, sie wußte gar

nicht, wo sie bei diesem prächtigen Bilde zuerst hinsehen sollte. In unverhohlener Bewunderung schauten ihre großen, dunklen Augen umher. Sie hatte keine Ahnung gehabt, was für einen eigenen Reiz dieser naive Ausdruck des Erstaunens ihrem durch die Aufregung verschönten Antlitze verlieh.

Es war nicht nötig, daß der Onkel sich um Tänzer für sie bemühte, denn sie war den ganzen Abend von einer Schar der elegantesten Kavaliere umgeben, die sich alle der reizenden neuen Erscheinung vorstellen ließen. Sie hatte damals gar nicht bemerkt, welch große Erfolge sie auf diesem Feste errungen. In kindlicher Freude hatte sie nur immer die glänzenden Gestalten ihrer Tänzer betrachtet und konnte nicht genug die schmucke Husarenuniform des Lieutenants v. Fürsen bewundern, der kaum von ihrer Seite wich und sich durch allerlei Aufmerksamkeiten ihr gegenüber bemerkbar machte. Sie hatte es gar nicht beachtet, daß er sich noch ganz besonders ihrer Mutter vorstellen ließ und mit ihr längere Zeit eifrig sprach; sie fand auch nichts Auffallendes darin, als er sie am Schlusse des Balles bis an den Wagen begleitete.

Am nächsten Morgen, als sie noch ganz ermüdet von den ungewohnten Anstrengungen des gestrigen Tages in ihrem abgetragenen, dunklen Rocke wie gewöhnlich ihren kleinen, häuslichen Beschäftigungen nachging, hatte es an der Thür geläutet. Sie lief rasch, um zu öffnen, und sah sich zu ihrer nicht geringen Verwunderung einem stattlichen Lakaien mit blanken Knöpfen und gelben Tressen am Hute gegenüber, der einen prachtvollen Blumenstrauß in der Hand hielt. Sie wollte ihm eben sagen, daß er wahrscheinlich falsch gegangen sei, als ihre Mutter herbeieilte, sie unwillig in den Salon schob, die Thür hinter ihr schloß und dann selbst die Bestellung des Dieners entgegennahm.

„Diese Blumen schickt dir der Herr Lieutenant v. Fürsen," hatte ihre Mutter gesagt, als sie wenige Augenblicke später in das Zimmer trat. „Er selbst wird heute mittag kommen, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen. Wir wollen alles, so gut es geht, in Ordnung bringen und dann rasch Toilette machen."

„Warum will er sich denn nach unserem Befinden erkundigen; wir sind doch nicht krank?" hatte sie verwundert gefragt und sich über die herrlichen Rosen gebeugt, deren Duft berauschend aus dem Strauß zu ihr emporstieg.

„Kind, das verstehst du nicht. Es ist eine Sitte; das muß so sein."

„Und diese Blumen! Ist das auch eine Sitte; muß das auch so sein?"

Aber die Mutter konnte auf diese Frage nicht mehr antworten, denn sie war bereits hinausgeeilt, um sich für den Besuch vorzubereiten.

Zur bestimmten Stunde war Lieutenant v. Fürsen erschienen. Und dann hatte sich sein Besuch in der nächsten Zeit oft, sehr oft wiederholt. Die Mutter konnte nicht genug seine Liebenswürdigkeit und besonders seinen Reichtum hervorheben. „Ja, er ist reich, unendlich reich," das war es, was sie immer wiederholte. Wenn sie mit ihrer Tochter auf der Straße ging und ein eleganter Wagen vorüberfuhr, so sagte sie: „In einem solchen Wagen wird auch einst die Frau des Herrn v. Fürsen fahren." Wenn sie vor einem Modebazar standen und Else bewundernd auf die Auslagen schaute, so glaubte sie jetzt noch bei der Erinnerung an diese Zeit ganz deutlich die Stimme der Mutter zu hören: „Die einstige Frau v. Fürsen wird auch solch schöne Toiletten tragen." — So hatte sich in der armen Else allmählich der Wunsch zu allerlei Dingen geregt, an die sie früher nie gedacht hatte. . . .

Und dann war ein Tag und eine Stunde gekommen,

an deren kleinste Einzelheiten sie sich jetzt noch mit peinlicher Genauigkeit erinnerte. In dem kleinen blauen Salon war es nach einer stürmischen Scene ganz still geworden, so still, daß man das Ticken der Wanduhr hören konnte. Die Mutter saß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster und stach nervös mit der Stricknadel in das vor ihr liegende Knäuel. Sie hatte sich mit beiden Armen auf das alte Klavier gestützt und das Gesicht in ihren Händen vergraben. Es war ihr noch immer, als vernehme sie das Klirren von Sporen, das Aufstoßen des Säbels auf der Treppe. Und es konnte ja nicht mehr möglich sein, denn es war gewiß schon eine halbe Stunde, daß er sie verlassen hatte.

„Es ist dein Glück, Kind, ich sage dir, dein Glück," unterbrach da die Stimme der Mutter die allgemeine Ruhe. „Er ist schön, reich, vornehm — kannst du dich da auch nur noch einen Augenblick besinnen? Du wärst eine Thörin, wolltest du die Hand, die er dir bietet, ausschlagen. Was besitzest du denn? Jugend und Schönheit. Aber bedenke, die Jahre vergehen rasch, und Anmut verschwindet."

„Mutter," sagte sie und hob das bleiche Haupt aus den Händen. „Ich weiß nicht; thue, was du willst, aber —" Sie stockte plötzlich und wußte nicht, wie es kam, daß ihr ein Name, den sie sonst mit solcher Leichtigkeit aussprach, heute nicht über die Lippen wollte.

„Ist es möglich, Kind, daß du wirklich an den armen Musiker denkst? Wenn du seine Frau wirst, erwartet dich ein trauriges Los, ein Leben voll Not und Entbehrungen. Wird es dir denn so schwer, zwischen einer Dachstube und einem Palaste zu wählen? Frau v. Fürsen wird alles haben, was sie wünscht: elegante Toiletten, Equipage, Dienerschaft."

In dem kleinen Salon war es allmählich immer dunkler

geworden. Der Platz am Fenster war leer, nur sie befand sich noch in dem Zimmer; noch immer auf das Klavier gestützt, schaute sie starr auf die Porträts an der gegenüberliegenden Wand, deren Umrisse sie kaum noch der tiefen Schatten wegen unterscheiden konnte. Sie merkte es nicht, daß die Nacht hereingebrochen war, denn in ihrem Innern tobte ein Sturm, den sie nicht zu beschwichtigen wußte.

Ja, sie sah ihn deutlich vor sich, den kleinen, schwächlichen Musiker mit dem blassen Gesicht und dem langen Haar. Und daneben erschien die hohe, vornehme Gestalt des Lieutenants v. Fürsen mit dem frischen, männlichen Antlitz und den blitzenden Augen. Je mehr sie hinsah, je glänzender und deutlicher wurde die Erscheinung des Offiziers, während das Bild des Musikers mehr und mehr zu verschwinden schien. Und als endlich die Mutter mit der Lampe in das Zimmer trat, stand vor ihrem Auge nur noch die hohe Gestalt des stattlichen Kavaliers in der schmucken Husarenuniform.

„Nicht wahr, du hast dich entschieden, Kind?“ fragte die Mutter. „Morgen, wenn Herr Heinrichs kommt, will ich ihm gleich alles sagen.“

Und sie hatte kein Wort erwidert und nur eilig das Zimmer verlassen. —

Am nächsten Tage zur selben Stunde, die sie sonst am Klavier neben ihrem Lehrer zuzubringen pflegte, saß sie im Nebenzimmer über ein Buch gebeugt. Aber sie las nicht, denn ihre Gedanken weilten drüben in dem Salon, aus dem die Stimmen der Mutter und des Musikers klangen. Ab und zu, wenn das Gespräch lauter wurde, preßte sie ihre Hände fest an die Ohren, denn sie wollte nichts von dem hören, was dort vor sich ging.

Dann vernahm sie das Rücken von Stühlen, das Auf- und Zumachen der Thür und den Klang von Schritten auf der Treppe.

„Er geht,“ sagte sie leise und öffnete hastig die Thür, die in den Salon führte. Das Zimmer war leer; sie trat an das Fenster, und die Stirn fest an die Scheiben gedrückt, hatte sie hinaus auf die Straße geblickt. Wie lange es dauerte, bis er kam! Aber endlich stand er doch unten vor der Thür. Einige Augenblicke verharrte er in derselben Stellung, dann schob er den Hut aus der Stirne und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er sich auf irgend etwas besinnen. Und jetzt, jetzt konnte sie deutlich jeden Zug seines Gesichtes erkennen. Wie war sie erschrocken, wie hatte ihr Herz geklopft, als sie die tiefe Blässe seines Antlitzes gesehen! Ihr schien es, als wäre der Musiker, seitdem sie ihn zum letztenmal gesprochen, um zehn Jahre älter geworden. Und dann hatte er hinauf geschaut, hinauf nach ihren Fenstern, und in dem Blicke seines Auges hatte ein so unendlich tiefer Schmerz gelegen, daß es sie jetzt noch bei der Erinnerung wie ein Frösteln überkam. Sie hatte sich zurückgebeugt und ihr Haupt hinter den Vorhängen verborgen, denn sie fühlte sich so erniedrigt und beschämt, daß sie den Blick dieses armen, schwächlichen Mannes da unten nicht ertragen konnte.

Die Mutter war dann in das Zimmer getreten. „Es ist alles gut,“ hatte sie gesagt. „Er war sehr vernünftig und einsichtsvoll und hat durchaus keine Schwierigkeiten gemacht. Uebrigens glaube ich, daß die Lösung dieses aussichtslosen Verhältnisses auch in seinem Interesse ist.“ Und dabei war ihre Hand über den Sessel geglitten, auf dem er wenige Augenblicke vorher gesessen hatte, als wollte sie dadurch die Erinnerung an das Geschehene fortwischen. —

Die nächsten Wochen hatten so viel Neues, Außergewöhnliches gebracht, daß gar keine Zeit übrig blieb, an die Vergangenheit zu denken. Sie hatten ihre kleine

Wohnung verlassen und waren dafür in ein schönes Quartier gezogen. Dann war sie die Braut des Lieutenants v. Fürsen geworden und hatte sich heimlich gefreut, wenn die Leute, die sie früher als das arme, kleine Mädchen



in dem dürftigen, grauen Kleide gekannt, sich jetzt verwundert nach der eleganten Dame umschauten, die so stolz am Arme des stattlichen Husarenoffiziers einherschritt.

Am Tage der Verlobung hatte ihr Bräutigam die Granaten, die sie alter Gewohnheit gemäß angelegt hatte, aus ihrem Haar genommen und dabei gesagt: „Du mußt diesen Stern nicht mehr tragen, Else; er ist geschmacklos

und unmodern." Und dann hatte er ihr ein prächtiges Diadem von Diamanten auf die dunklen Locken gelegt. Sie hatte sich wohl sehr gefreut über diesen kostbaren Schmuck, und doch war ihre Freude so ganz anders gewesen wie damals, als der arme Musiker ihr die jetzt so gering erscheinenden Granaten gebracht hatte.

— — — — — — — — — — — —

Frau v. Fürsen wurde aus ihren Träumereien durch die Stimme der Jungfer geweckt.

„Gnädige Frau, der Wagen ist vorgefahren, und der Herr Baron wartet bereits."

Die Dame in der eleganten Toilette erhob sich lautlos und gab der Dienerin ein Zeichen, ihr den Mantel um die Schultern zu legen.

„Haben sich gnädige Frau schon für einen Haarschmuck entschieden?" fragte die Jungfer. „Vielleicht die Diamanten?"

„Nein, ich will heute überhaupt keinen nehmen. Ich habe Kopfschmerzen," fügte Frau v. Fürsen hinzu, als sie den erstaunten Blick der Jungfer bemerkte. Dann legte sie den Granatstern, den sie noch immer in der Hand hielt, auf den Toilettentisch zurück.

Es war keine bloße Laune, als sie zu der Dienerin soeben geäußert hatte, sie habe Kopfschmerz. Sie fühlte sich angegriffen, ein leichtes Frösteln rann durch ihre Glieder. Diese Empfindung der Kälte hörte selbst nicht auf, als sie, in Pelz und Decken gehüllt, sich in die weichen Polster des atlasgefütterten Coupés zurücklehnte. Neben ihr saß ihr Gatte, schweigsam wie immer. Der elegante Wagen rollte auf den mit Gummi belegten Rädern so geräuschlos dahin, daß man nur das Aufschlagen der Pferdehufe auf das Steinpflaster hörte.

Unwillkürlich nahm sie ihre Erinnerungen wieder auf. Ja, die Mutter hatte recht gehabt, als sie ihr damals

die Vorzüge, welche die Frau des Herrn v. Fürsen erwarteten, vorstellte. Sie hatte elegante Toiletten, Equipagen, Dienerschaft. Aber machen diese Dinge glücklich? Die schöne Frau seufzte.

Doch da hielt der Wagen; der Diener öffnete den Schlag.

In den strahlend erleuchteten Räumen, inmitten einer glänzenden Gesellschaft war Frau v. Fürsen wieder die gewandte Dame der Welt. Sie bildete wie immer den Mittelpunkt einer Schar der elegantesten Kavaliere.

„Gnädigste Frau wollen heute nicht tanzen, und ich sollte mich also vergebens den ganzen Abend auf die Quadrille gefreut haben?“ sagte ein stattlicher Offizier, indem er mit einer leichten Verbeugung auf die Gruppe zutrat, in der sich Frau v. Fürsen befand.

Der Herr in der prächtigen Uniform war der Kommandeur des Regiments, dem natürlich die Frau eines seiner Offiziere die Bitte um einen Tanz nicht versagen durfte. Daher ergriff Frau v. Fürsen den ihr dargebotenen Arm mit einem verbindlichen Lächeln.

In dem großen, eleganten Ballsaale herrschte reges Leben. Die Paare nahmen Stellung zu der Quadrille, die Festordner huschten gewandt bald hierhin, bald dorthin und wiesen den Tanzenden die Plätze an.

Der Eingangsthür gegenüber an dem großen Flügel saß der Klavierspieler, eine schwächliche Gestalt in dürftigem, fadenscheinigem Frack. Der müde Blick seiner Augen, die tiefen Falten in dem schmalen, blassen Gesicht zeugten von Not und Entbehrungen, die den Armen wohl vor der Zeit zum alten Manne gemacht hatten.

Frau v. Fürsen trat mit einem zufriedenen Lächeln auf dem schönen Antlitz zum Tanze an. Sie ließ ihre Blicke durch den prächtig erleuchteten Raum schweifen, über die Menge der Tanzenden hinweg, bis hinüber nach dem

Platze, wo der Klaiverspieler saß, der in diesem Moment seine müden Augen von den Noten erhob.

„Mein Gott, gnädige Frau, was ist Ihnen?“ unterbrach der Oberst seine Rede, die er soeben an Frau v. Fürsen richtete*).

Es entstand eine Bewegung; man führte die totenbleiche Dame, die am ganzen Körper zitterte und halb ohnmächtig war, in ein Nebenzimmer, wo die Dame des Hauses und die Dienerschaft sich um sie versammelten.

Als der letzte Accord verklungen war, ließ der Klavierspieler seine Finger schlaff von den Tasten auf seine Kniee gleiten und blickte starr, bewegungslos auf seine mageren, gelblichen Hände.

Der Festordner machte eine Bewegung mit dem Klapphut. Der Klavierspieler, dem dieses Zeichen galt, sah es nicht gleich und wurde deshalb etwas unsanft durch einen Zuruf aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Und wieder tönte fest und sicher durch den Raum die Begleitung zur Quadrille.

In dem eleganten Ballsaale, in dem alles Leben und Fröhlichkeit atmete, ahnte niemand, daß inmitten dieses Glanzes und dieser Pracht ein armes, müdes Herz verzweifelnd mit sich rang. Niemand ahnte, daß der kleine, schwächliche Mann da am Klavier, der anscheinend so ruhig seine Quadrille spielte, einen unendlich schweren Kampf kämpfte. Er wollte aufspringen, davonstürzen, und es drängte sich ihm etwas in die Augen, das er nur mit äußerster Anstrengung zurückdrängte.

Doch es gelang ihm. War er nicht an Schmerz und Enttäuschung gewöhnt? Hatte sie ihn nicht, sie, die er so namenlos geliebt, treulos verlassen? Hatte er nicht mit ihr alles verloren: seine Energie, seine Ideale, sein Ta-

*) Siehe das Titelbild.

lent? Und hatte er nicht alle die Jahre als elender Klavierspieler sich genügen lassen und sein Leben gefristet?

Wenn es sich ihm auch wie ein Schleier vor die Augen legte, daß er die schwarzen Zeichen auf dem weißen Notenblatte nicht erkennen konnte, es hinderte ihn nicht, sein Handwerk auszuüben, denn schon seit Jahren spielte er den beiden Geigern ja jeden Abend ganz mechanisch die Begleitung zu denselben Tänzen.

Es waren dunkle, traurige Bilder, die an seinem inneren Auge vorüberzogen. Nur schattenhaft sah er die kurze Zeit des Glücks, der Liebe und der Hoffnung, aber groß und deutlich traten vor seine Seele die Tage der Verzweiflung, des Elends, der Not. Zwischen seinen Erinnerungen tauchte immer wieder das strahlende Bild der eleganten Dame auf, in der er vor wenigen Augenblicken die ehemalige Geliebte erkannt hatte. Ja, sie war jetzt groß, reich und vornehm, und dennoch hatte sie den Blick des armen Musikers nicht ertragen können. In seinem Schmerze empfand er eine Gewissensruhe, ein Gefühl des Stolzes, stets so gehandelt zu haben, daß er seine Augen nicht schuldbewußt niederzuschlagen brauchte.

Unwillkürlich hob sich die kleine Gestalt des Klavierspielers hinter dem Flügel, über sein blasses, verhärmtes Antlitz breitete sich der Ausdruck des Friedens, und ruhig und fest sah er in das Gesicht des Herrn v. Fürsen, der sich eben von der Dame des Hauses verabschiedete.

„Hoffentlich wird sich Ihre Frau Gemahlin bald wieder von der Ohnmacht erholen. Es ist doch nichts Bedenkliches?“ sagte die Gastgeberin.

„O nein,“ beruhigte Herr v. Fürsen, „sie hat sich in der letzten Zeit zu sehr mit Gesellschaften angestrengt. Es ist nichts weiter. Ein wenig Ruhe, und alles wird wieder gut sein.“

Dann folgten ein paar alltägliche Phrasen, ein paar

Verbeugungen, und die glänzende Gestalt des Offiziers verschwand hinter den dunklen Portieren.

„Es ist nichts weiter. Ein wenig Ruhe, und alles wird wieder gut sein," murmelte leise der Mann hinter dem Klavier und spielte ruhig weiter die Begleitung zur Quadrille.

— — — — — — — — — — — —

Frau v. Fürsen sollte nicht wieder auf einem Feste erscheinen. Krank kam sie heim, und wenige Wochen später trug man sie zu Grabe.

Der arme Musiker spielt, immer müder und hinfälliger werdend, den Leuten seine Tänze weiter vor. Er verlangt nichts Besseres. Die Tage, da er ehrgeizig war, sind vorüber.





An oberitalienischen Seegestaden.

Bilder vom Lago Maggiore und Comer See. Von G. Langer.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Darüber besteht kein Zweifel, daß in Bezug auf Seenbilder die oberitalienischen Randseen an der Südseite der Alpen das Herrlichste und Anmutigste dem Auge gewähren, was im Alpenlande überhaupt zu sehen ist. Dagegen hat man schon viel darüber hin und her gestritten, welchem von jenen Wasserbecken der Preis der Schönheit gebühre. Die einen sind für den Lago Maggiore, andere für den Comer See; dann wieder erheben sich Stimmen zu Gunsten des zwischen beiden liegenden Luganer Sees, und noch andere ziehen den Gardasee allen übrigen Seen Oberitaliens vor.

Die Frage wird wohl nie endgültig entschieden werden, und sie erscheint uns auch ziemlich müßig. Zur allgemeinen Charakteristik der beiden Seen, an deren herrliche Gestade wir heute unsere Leser im Geiste versetzen möchten, sei bloß hervorgehoben, daß der Lago Maggiore mit seinem Nordende noch in das Gebiet der Tessiner Alpen hineingreift und hier noch durchaus den Charakter eines Alpensees trägt. Der Comer See dagegen ist dem Hochalpengebiete bereits ganz entrückt und liegt schon völlig unter italienischem Himmel, der hier die wundervollste südliche Vegetation hervorsprießen läßt.

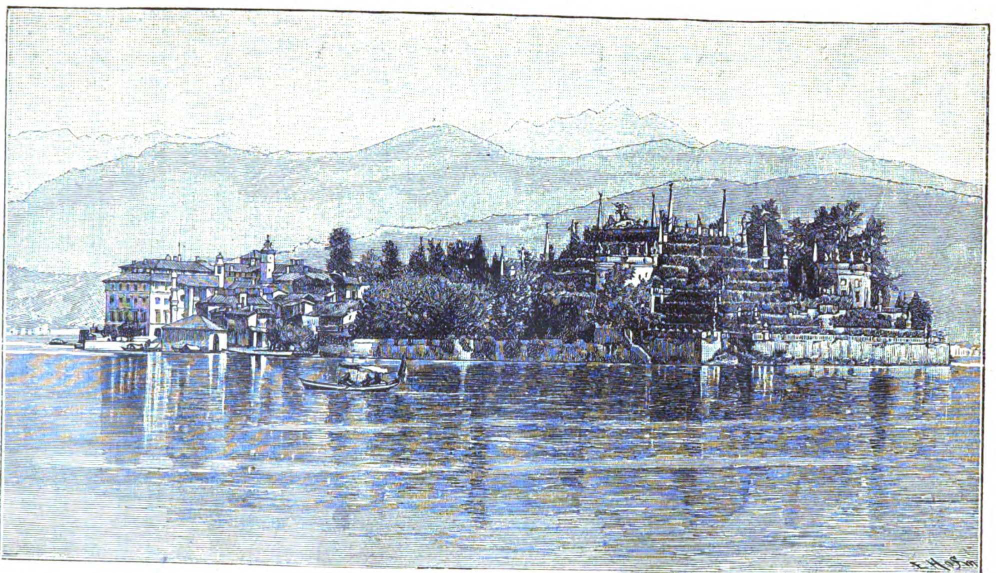
Der Lago Maggiore oder Langensee, der Lacus Verbanus der Alten, ist der größte von den drei westlichen Wasserbecken Oberitaliens und erstreckt sich 67 Kilometer weit von der Tessinmündung im Norden bis nach Sesto Calende im Süden, wo dieser Fluß dem See wieder entströmt. Die größte Breite — von Laveno nach Feriolo —



Baveno am Lago Maggiore.

beträgt 11 Kilometer, während an den engsten Stellen die Ufer bis auf 2 oder 3 Kilometer zusammenrücken. Mit 854 Meter größter Tiefe ist der Lago Maggiore der tiefste unter allen europäischen Binnenseen; von seiner 216 Quadratkilometer umfassenden Fläche entfällt noch ein Viertel auf die Schweiz, der ganze übrige Teil auf Italien.

Der von Norden her über die Alpen kommende Reisende



Isola Bella im Lago Maggiore.

erreicht das Gestade dieses Sees in Locarno, der schweizerischen Endstation der Gotthardbahn, wo er im Hafen gleich eines der Salonboote besteigen kann, die den See täglich mehrmals in der Richtung von Locarno nach Arona (in fünf Stunden) und umgekehrt durchfahren. Rechts erstreckt sich das Gebiet des Schweizer Kantons Tessin bis Brissago, auf der anderen Seite bis Cavajano; dort beginnt das Königreich Italien, und zwar gehört das rechte Ufer zu Piemont, das linke zur Lombardei.

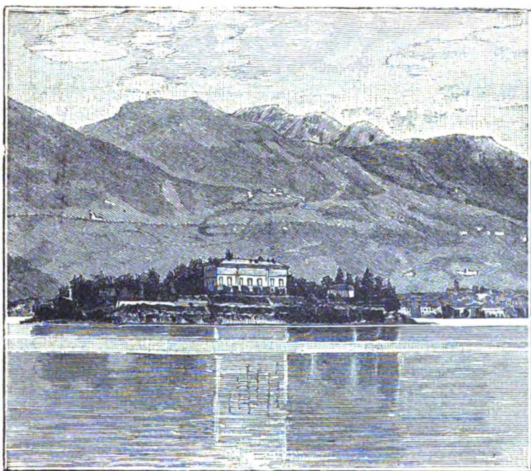
Der See, dessen größerer Teil im plutonischen Gebirge liegt, zeigt aus diesem Grunde eine grünere Farbe als die östlichen Seen; seinen Hauptreiz bildet der Wechsel alpiner Erhabenheit mit reizenden südländischen Gartenlandschaften. Den imposanten Hintergrund bilden die Ketten des Monte Rosa und des Simplon mit ihren Schneefeldern und Eisgipfeln, hohe mit dunklen Waldungen bedeckte Berge schließen die nördlichen Seegestade ein, während gegen Süden nur mäßige Hügelreihen das Wasserbecken begleiten und gegen Osten hin das Ufer sich in die lombardische Ebene abflacht.

An den Ufern aber reiht sich ein Schaustück an das andere; gleich Locarno mit der Felshöhe der Madonna del Sasso entzückt den Besucher durch seine herrliche Lage zwischen üppigen Fruchtgärten, und weiterhin sehen wir vom Bord des Dampfers aus in einem fort prächtige, von dunklen Cypressen überragte Villen mit volkreichen Orten wechseln und heitere Höfe und Weiler zwischen Kastanienwaldungen, Orangengebüschen und Weinbergen auftauchen. Als schlangenförmig gewundenes Becken zieht sich der See von Norden nach Süden; in seinem unteren Drittel zweigt sich ein Arm nach Westen ab, und dieser Bucht, in welche die Toce einmündet, sind die weltberühmten Borromeischen Inseln vorgelagert.

Nachdem unser Dampfer von Locarno aus in den



See hineingesteuert ist, legt er bei zahlreichen Stationen, bald auf dem Ost-, bald auf dem Westufer an, so daß wir Muße haben, die verschiedenen Scenerien zu betrachten. Zwischen den beiden westlichen Stationen Brissago und Canobbio findet auf dem Schiff die unvermeidliche Zollvisitation statt. Brissago, malerisch am Berge gelegen,



Isola Madre.

ist durch seinen trefflichen Wein bekannt; auch befindet sich in dem Städtchen eine große Tabaksmanufaktur, in der gegen 200 Arbeiterinnen mit Anfertigung der dunklen Brissagocigarren (sogenannte Rattenschwänze) beschäftigt sind. Canobbio ist einer der ältesten und wohlhabendsten Orte am See, mit über die Thalmündung zerstreuten, zum Teil eigentümlich bemalten Häusern. Seine fleißigen Frauen und Mädchen klöppeln feine Spitzen. Von hier bis Ghiffa zieht sich die schönste Uferpartie des ganzen Sees vor unseren bewundernden Blicken hin.

Am Ostufer liegt die Station Luino, ein lebhafter italienischer Marktflecken am Fuße des Monte Orsero; von hier führt eine Schmalspurbahn nach Ponte Tresa, weiter das Dampfboot nach Lugano und Porlezza am Luganer See, und von letzterem Orte kann man wieder die Eisenbahn nach Menaggio am Comer See benutzen.



Isola de' Pescatori.

Von Luino wendet das Schiff wieder nach dem Westufer hinüber, wo nun die Stationen Canero und Oggebbio folgen; auf dem östlichen Gestade liegt Laveno an der Mündung des Boesio und am Fuß des Sasso di Ferro, dann fahren wir quer über den See nach Intra und weiter am westlichen Gestade, vorüber an der Isola San Giovanni, der kleinsten Borromeischen Insel, nach dem herrlich gelegenen Pallanza, dem „Nizza des Lago Maggiore", wo die Westbucht sich abzweigt. Diese Ausbuchtung ist durch das Einmünden der Toce entstanden. Unser

Dampfer berührt Suna und das ganz im Winkel der Bucht liegende Fariolo, dann folgt auf ihrem südlichen Ufer das als Frühsommer- und Herbstaufenthalt sehr beliebte Baveno, zauberisch schön, den Borromeischen Inseln gerade gegenüber gelegen, und weiterhin Stresa, die Haupttouristenstation am See, gegenüber von Isola Bella. Jedes Dampfboot landet an diesem Eilande, doch ist es



Varenna am Comer See.

auch von den Uferstädten Intra, Pallanza, Baveno und Stresa durch eine kurze Fahrt in einer Barke zu erreichen.

Angesichts dieser aus den klaren Fluten des Sees hervorragenden Felseneilande, welche die Borromeischen Inseln genannt werden und die westliche Seitenbucht zwischen Pallanza und Chignolo schließen, sei daran erinnert, daß der Lago Maggiore gleich den übrigen oberitalienischen Seen mit seinem Grunde weit unter den Spiegel des Adriatischen Meeres hinabreicht. Die Geologen haben diese Wasserbecken deshalb für sogenannte Reliktenseen, das heißt abgetrennte Teile des einst bedeutend umfang-

reicheren Adriatischen Meeres erklärt. Unzweifelhaft ist nämlich die ganze oberitalienische Po-Ebene vor geologisch kurzer Zeit noch Meeresboden gewesen; von den Alpen senkten sich allmählich mächtige Gletscher nieder, in jenen Boden tiefe Fjorde einreißend, die in der Gegenwart von den oberitalienischen Seen, welche nach dem Zurücktreten des Meeres übrig geblieben sind, ausgefüllt werden. Der Gardasee enthält noch heute dem Meere angehörende Tierformen.

Jenseits Pallanza setzt sich das Ufer unterseeisch als Berggrat in südlicher Richtung fort, und seine Gipfel sind es, die als Isola Madre, Isola Bella, Isola San Giovanni und Isola de' Pescatori aus dem See auftauchen. Diese Eilande, welche ursprünglich vollständig kahle Felsen waren, gehören seit dem 13. Jahrhundert der berühmten italienischen Adelsfamilie der Borromei und haben von ihr den Gesamtnamen empfangen. Im 17. Jahrhundert wurden zunächst Isola Madre und Isola Bella durch die Grafen Renato und Vitaliano Borromeo terrassiert, mit Erde, die man vom Festlande herüberschaffte, bedeckt und mit einheimischen italienischen, sowie zahlreichen exotischen Pflanzen besetzt. Auch die beiden anderen Felseninseln verwandelten sich bald in grünende Eilande.

Ehemals war Isola Madre die Hauptinsel, dann wurde es die 180 Meter breite und 320 Meter lange Isola Bella. Sie verdankt ihre heutige, seit 1671 vollendete Gestaltung dem Grafen Vitaliano IV., der den Palast erbauen ließ und für die Zitronenpflanzungen von starken Pfeilern und Grundmauern getragene, mächtige Gewölbe weit über die Felsen der Südostküste in den See hinausbaute. So entstand auf dieser Seite eine Pyramide von zehn Terrassen und 36 Meter Höhe, die wesentlich der mit Armidens Zaubergärten zu vergleichenden Insel ihre jetzige Form giebt. Nächst dem Golf von Neapel und den

Gestaden der Riviera ist kaum eine andere Gegend Italiens so oft und so überschwenglich gepriesen worden wie dieses Eiland; doch haben die Anlagen an und für sich entschieden etwas Gekünsteltes für unseren heutigen Geschmack, da sie alle den französischen Rokokostempel mit seinen zurechtgestutzten Bäumen und geschnörkelten Mu-



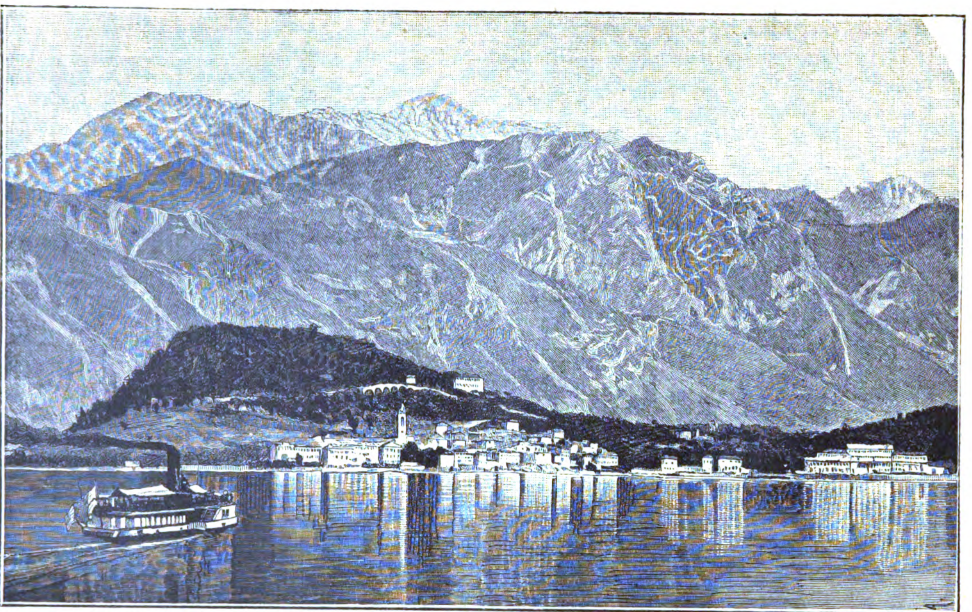
Cernobbio am Comer See.

schelgrotten tragen. Deswegen urteilt A. v. Schweiger-Lerchenfeld durchaus zutreffend, wenn er sagt: „Gewiß ist, daß mancher Verständige den Kopf geschüttelt hat, wenn er die zehn Terrassen von Isola Bella hinanschritt, welche

gleich den hängenden Gärten Babylons abfallen. Das Seebild ist unbestritten das Schönste an der künstlichen Stufenpyramide, welche mit trotziger Massigkeit von den Schaumkreisen der Brandung ansteigt. Steht man einmal auf den Terrassen selbst, inmitten der tändelnden Brunnenwasser, der Nymphen und verschnörkelten Vasen, der Obelisken und Blumenparterres, so ist die Wirkung dahin.

Gleichwohl ist Isola Bella das herrliche Schlußgeschmeide an dem unvergleichlichen Gürtel, den die Natur um die Buchten der Toce, um die grünen Vorhöhen von Pallanza und Intra, Baveno und Stresa, Ghiffa und Laveno geschlungen hat. Hoch über flüsternden Wassern und blühenden Gärten ragt die weiße Eiskrone des Monte Rosa. Dieser Einblick in die Hochalpen, in die weißen Wolkenwarten, welche über blauen Klüftungen ragen, in die dämmerigen Schatten der fernen Thäler und Runsen, in denen die Eisquellen stäuben und die hellen Bergwasser rauschen — aus Wölbungen von Rosenspalieren und zwischen Lücken, in denen die goldenen Früchte der Agrumen (Zitronen, Orangen u. s. w.) glühen, genossen: das ist das Schönheitsgeheimnis von Isola Bella." Der umfangreiche Palazzo im Stil des 17. Jahrhunderts steht an der dem Simplon zugekehrten Seite und ist mit zahllosen Kunstschätzen gefüllt.

Eine halbe Stunde nördlicher liegt zwischen Isola Bella und Isola San Giovanni die 330 Meter lange und 220 Meter breite Isola Madre, wegen ihrer Größe und zentralen Lage die „Mutterinsel" genannt. Sie übertrifft an üppiger Naturfülle noch Isola Bella und trägt auch mehr den Charakter einfacher Natürlichkeit. Fünf übereinanderliegende Spaliergärten, die von Zitronen- und Orangenspalieren umrahmt werden, schmücken die Insel; im Norden ein Hain von Cypressen, riesigen Pinien, Lorbeer- und Eibischbäumen, worin Pfauen, Fasanen und andere Vögel in



Bellagio am Comer See von Menaggio gesehen.

völliger Freiheit hausen, im Osten der Botanische Garten mit seltener südlicher Vegetation, dann ein englischer Park mit lauter immergrünen Bäumen und auf der obersten Terrasse ein verödeter Palast, zu dem eine in den Felsen gehauene Treppe emporführt.

Die gegen Baveno hin gelegene Isola de' Pescatori hat kaum 1000 Meter Umfang und ist der Wohnsitz von etwa zweihundert armen Fischern, wovon sie ihren Namen trägt. Sie besitzt eine Kirche und ein Albergo (Gasthaus); eine schmale Gasse teilt die beiden Häuserreihen, vor denen man stets Netze zum Trocknen ausgespannt sieht.

Den Endpunkt der Dampferfahrt auf dem Lago Maggiore bildet die freundliche Handelsstadt Arona, in deren Nähe sich auf einem Hügel das weithin sichtbare Riesenstandbild des heiligen Carlo Borromeo (1538—1584) erhebt; das granitene Fußgestell ist 12 Meter hoch, und die Statue erhebt sich 24 Meter hoch über dieses. Am Südostende des Sees liegt Sesto Calende, Knotenpunkt der Bahnen Arona—Mailand und Luino—Novara.

Nach dem Lago Maggiore pflegen die meisten Reisenden zunächst den östlich zwischen diesem und dem Comer See liegenden Luganer See zu besuchen, der unter den dreien zwar der kleinste, aber der abwechslungsreichste ist. Wir dagegen führen den geneigten Leser gleich an das Gestade des ganz zu Italien gehörigen Comer Sees, der schon eine durchaus südliche Farbenpracht entfaltet und die schönsten Villen und Gartenanlagen mit herrlichster Vegetation am Gestade trägt. Er bedeckt eine Fläche von 156 Quadratkilometer, ist in seiner ganzen Ausdehnung von Colico bis Como 50 Kilometer lang, während seine durchschnittliche Breite nur 2 bis 4 Kilometer beträgt.

Der Lago di Como ist durchweg schmaler wie der Lago Maggiore und trägt deswegen mehr den Charakter eines prächtigen Stromes, an dessen Ufern Ortschaften mit

Herrensitzen wechseln, und den in seinem ganzen Lauf Bergzüge mit ungemein malerisch wirkenden Linien umschatten. In seinem nach Süden gerichteten Lauf gabelt sich der See unter Menaggio und Varenna, bei der sogenannten Tramezzina oder Scheidewand, wo er gegen



Bellagio, vom Weg nach Civenna.

5 Kilometer breit ist. Der südwestliche Arm zieht sich schlangenförmig in einer Länge von 25 Kilometer bis nach Como und ist der Lago di Como im engeren Sinne. Der südöstliche, nur 18 Kilometer lange Arm, Lago di Lecco genannt, reicht bis zur Stadt Lecco, wo die Adda, welche an der Nordspitze, durch die Mera verstärkt, in den See tritt, diesen wieder verläßt.

Eine köstliche Aussicht auf den See genießt man von dem Felsenvorsprunge bei Varenna, das auf der Höhe zwischen Weinbergen die Burgruinen der Torre di Vezio

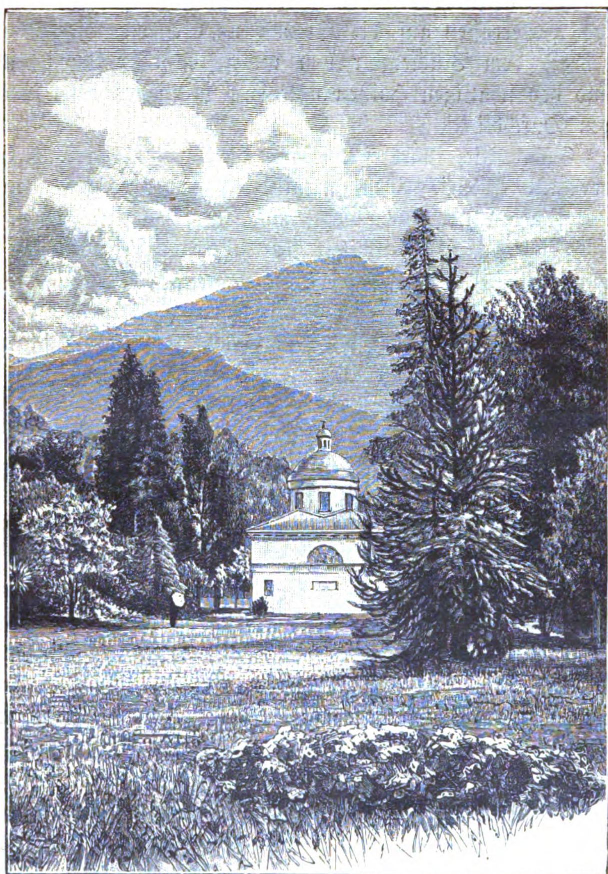
überragen. Die größte Schönheit häuft sich aber um die Halbinsel und die Landspitze oder Punta von Bellagio, welche durch die Gabelung des Sees gebildet wird. Hier ist, inmitten der drei Teile des Sees, von dem ansehnlichen Hügel herab, zu dem sich die Landzunge unmittelbar vom See emporhebt, unzweifelhaft der herrlichste Blick auf den See.

Am Fuße dieses Hügels liegt das paradiesische Bellagio, das mit vollem Recht „Schöne Muße“ heißt und überall denselben malerischen Reiz gewährt, gleichviel, ob man es von Menaggio, auf dem Westufer weiter nördlich, aus betrachtet, oder von dem nach Civenna im Süden führenden Wege dorthin zurückschaut. Der kleine Flecken wird alljährlich von Fremden aller Nationen überschwemmt und besitzt daher eine Menge großartiger Gasthöfe und Pensionen, die alle am See liegen und mit dem größten Komfort und Luxus ausgestattet sind, dem natürlich aber auch die Preise entsprechen. Der Punta di Bellagio gegenüber liegt — wie vorhin erwähnt — Menaggio; das fast einen beständigen Lustgarten bildende Stück des Geländes von dort bis zum Vorgebirge Lavedo heißt die Tremezzina, von der der italienische Dichter singt:

„O perpetuo paradiso,
Cara stanza degli amor,
Tremezzina, eterno riso
Deh sfavilli su' tuoi fior!“
(Selig Paradiesgefilde,
Reizendes Gemach der Liebe,
Tremezzina, Himmelsmilde
Leucht auf deine Blütentriebe!)

Auf die hinter Bellagio emporragende Höhe gelangt man durch die schattigen Bogengänge eines den Abhang bedeckenden Parkes, durch dessen Cypressen und Pinien, Myrten- und Rosensträucher man abwechselnd den Spiegel

des Sees von Lecco, bald die blaue Flut des Sees von Como blinken sieht. Dieser Park gehört zu der herrlich



Mausoleum bei der Villa Melzi.

gelegenen Villa Serbelloni, die einst ein Herrensitz war, jetzt aber eine Fremdenherberge, nämlich eine Dependenz

der unten am See gelegenen „Gran Bretagna", geworden ist. Das Haus an sich ist äußerlich schlicht, aber es verdankt seinen weitverbreiteten Ruhm dem Ausblick von seinen Terrassen auf die Tremezzina, seinem Oleandergehege, dem Blumenflor von unbeschreiblicher Ueppigkeit und den schattigen Hainen unterhalb mit ihren entzückenden Durchblicken.

Südwestlich führt eine schöne Allee von Bellagio nach der Villa Melzi, einem unmittelbar am Ufer gelegenen und von den herrlichsten Gartenanlagen umgebenen Fürstensitze. Der Schweizer Architekt Albertolli hat ihn in den Jahren 1810 bis 1815 für den Herzog Francesco Melzi d'Erile erbaut; sein Inneres ist mit Kunstschätzen allerersten Ranges gefüllt, und die vornehme Pracht der Ausstattung findet nicht ihresgleichen an diesen villengeschmückten Ufern. Garten und Park enthalten Zedern, Bambus, riesige Akazien und Agaven, Magnolien u. s. w., vor allem aber eine Gruppe von Kamelien, die in jedem Frühjahr mehr als 20 000 Blüten liefert. Gleich am Eingange liegt das von Cypressen umkränzte Mausoleum der herzoglichen Familie.

Von Bellagio bringt uns der Dampfer nach Cadenabbia auf dem Westufer, das gleichfalls durch seine herrliche Lage viele Fremde anzieht, von denen keiner die südwestlich von dem Städtchen gelegenen berühmte Villa Carlotta unbesucht läßt. Sie ward von einem Grafen Sommariva erbaut und gelangte später in den Besitz der Prinzessin Albrecht von Preußen, die sie 1850 ihrer Tochter Charlotte bei ihrer Vermählung mit dem damaligen Erbprinzen, jetzigen Herzoge von Sachsen-Meiningen, schenkte, der seit dem Tode seiner ersten Gemahlin der Eigentümer des von den schönsten Anlagen umgebenen Palastes geworden ist. Unter seinen Kunstschätzen steht Thorwaldsens Alexanderzug obenan. Er stellt den Einzug des großen Make-

doniers in Babylon dar und ist 35 Meter lang bei 1,17 Meter Höhe.

Wer die Gesamtheit des Sees in seine Vorstellung aufnehmen will, muß die Fahrt bis zu der Stadt Como am Südende des Westarmes, die dem ganzen Comer See den Namen verliehen hat, fortsetzen. Die östliche Küstenstrecke dieses Armes von Torno bis zum Vorgebirge Geno



Villa Serbelloni.

trägt wieder einen ganz anderen Charakter wie die Tremezzina und die Riviera von Bellagio; sie liegt gegen Nordwesten, ist kühl und dichtbewaldet und eben deswegen ein Lieblingsaufenthalt für die Sommergäste des Sees. Auch genießt man von dort einen köstlichen Ausblick auf das Westgestade mit seiner Kette von Villen (Villa Pliniana, Villa Taglioni, Villa Pizzo, Villa d'Este, die jetzt Aktienhotel ist, u. s. w.).

Weiter südlich liegt auf dem Westufer Cernobbio mit

seinem massigen Campanile und den weißen Ufermauern. Endlich ist die Endstation Como, eine schöngebaute, wohlhabende und sehenswerte Stadt, erreicht, wo wir den Dampfer verlassen und von den Seegestaden Abschied nehmen, deren Pracht keiner je wieder vergißt, der einmal an ihnen weilen durfte.





Der Todeskandidat.

Eine heitere Geschichte. Von **Julius Weil.**

An einem hübschen Hause am Elisabethufer in Berlin war ein Zettel mit der Aufschrift: „Möbliertes Zimmer im zweiten Stock zu vermieten“ angebracht. Dieses Angebot ging von dem Rechnungsrat Hahn aus, der im zweiten Stock eine über seine Bedürfnisse hinausgehende Wohnung inne hatte. Hahns waren erst vor kurzem nach der Hauptstadt gezogen. In Buckenhagen in Pommern, ihrem früheren Wohnort, hatten sie eine Rolle gespielt. Der Rechnungsrat war Vorstandsmitglied der „Ressource“ und anderer nützlicher und angenehmer Vereinigungen gewesen, während seine Gattin sich wegen ihrer hervorragenden Leistungen in der Kochkunst und ihrer beweglichen Zunge eines unbestrittenen Ansehens in der Gesellschaft der kleinen Stadt erfreut hatte.

Sie war eine geborene Berlinerin und vergaß das nicht, obwohl sie über dreißig Jahre in Buckenhagen lebte; in dieser ganzen Zeit hatte sie ein stilles Heimweh nach der Alten Jakobstraße, wo ihre Wiege gestanden, nicht verwinden können. Als daher eines Tages ihrem Gatten die Versetzung an ein Berliner Gericht angetragen wurde, war sie auf der Stelle bereit, Buckenhagen ungeachtet der

daselbst genossenen gesellschaftlichen Triumphe den Rücken zu kehren.

Anders der Rechnungsrat, denn er hatte das dunkle Gefühl, daß es ihm kaum gelingen würde, sich in Berlin eine ähnliche Geltung zu verschaffen, wie in Buckenhagen. Er bezeigte daher wenig Neigung, die Stelle anzunehmen.

Aber so energisch der Rechnungsrat im Amte war, so gering war sein Einfluß im häuslichen Leben. Außerdem fürchtete er nichts so sehr wie die Aufregung; er lebte in beständiger Angst um seine Gesundheit, die zu hüten und zu fördern er mit Recht als seine vornehmste Lebensaufgabe ansah.

So geschah es, daß, nachdem der Rechnungsrat Hahn aufs bestimmteste erklärt hatte, nicht nach Berlin zu wollen, die gegenteilige Absicht seiner Gattin zur alsbaldigen Ausführung gelangte.

Die Familie, welche nur aus den Ehegatten und ihrer achtzehnjährigen Tochter Auguste bestand, siedelte also nach Berlin über. Die Rechnungsrätin fand diese Stadt seit ihrer dreißigjährigen Abwesenheit stark verändert, doch über alle Maßen schön. Sie begriff nicht, wie sie es so lange in Buckenhagen, das sie in ihrer Undankbarkeit bereits ein elendes Nest nannte, hatte aushalten können; wie der Mensch überhaupt ohne elektrisches Licht, Markthallen und Stadtbahn existieren könne.

Auch der Rechnungsrat lebte sich schneller, als er gedacht hatte, in die großstädtischen Verhältnisse ein. Als Vereinsmatador war es ihm bald gelungen, einen Kreis gleich gestimmter Männer zu finden. Bei der großen Sorgfalt, die er seinem körperlichen Wohl widmete, hatte er sich zunächst solchen Vereinigungen anzuschließen versucht, die sich der Gesundheitspflege hingeben. Schon in Buckenhagen hatte er hierin Großes verrichtet. Er war dort Mitglied eines Vereins für gesundheitsgemäße Lebens-

weise und eines Bundes der Impfgegner gewesen. In Berlin hatte er nun die Auswahl. Es dauerte auch nicht lange, so fand er eine Gesellschaft ernsthafter, um ihre eigene und die Gesundheit ihrer Mitmenschen höchst eifrig bemühter Männer, die ihre oft sonderbaren Meinungen über Heilkunst und Heilmittel in einem eigens hierzu gegründeten Naturheilverein zum Ausdruck brachten. Rechnungsrat Hahn zögerte nicht, diesem Verein beizutreten.

Unter den Mitgliedern befand sich auch ein Pianofortefabrikant Schweizer, ein noch junger, aber bereits übertrieben ängstlicher Mann. Obwohl im Gegensatz zu Hahn von kurzer Statur und zu starker Beleibtheit neigend, auch sonst in Ansichten und Gesinnungen vielfach von diesem verschieden, gewann er doch schnell seine Sympathie, und bald entspann sich zwischen ihnen ein Freundschaftsverhältnis, in welches auch die Hahnsche Familie hineingezogen wurde. Da Schweizer unverheiratet, aus guter Familie und in sicheren Vermögensumständen, Fräulein Auguste Hahn andererseits ein mit häuslichen Tugenden reich ausgestattetes, außerdem liebenswürdiges und hübsches Mädchen war, so ergab sich im Laufe einiger Monate als natürliche und allgemein befriedigende Folge dieses freundschaftlichen Verkehrs die eheliche Vereinigung der beiden vortrefflichen jungen Leute. Damit hatte Berlin auch in den Augen des Rechnungsrats endgültig über Buckenhagen gesiegt; denn dergleichen wäre dort nicht leicht möglich gewesen, sintemalen Buckenhagen von jeher in dem Rufe stand, an einer Ueberfülle heiratsfähiger Jungfrauen zu leiden.

Nachdem die Tochter nun aus dem Hause war, erschien dem zurückgebliebenen Hahnschen Ehepaar die Wohnung doch gar zu groß und leer. Aufgeben mochten sie sie nicht, denn Lage und Mitbewohner gefielen ihnen. Was aber thun, um die überzähligen Räume zu verwerten? Da

kam die Rechnungsrätin auf den Gedanken, ein oder zwei Zimmer möbliert zu vermieten. Der Rechnungsrat war dagegen. Er hatte Zweifel, ob es auch standesgemäß wäre, und dann kamen ihm noch allerhand Bedenken, die er nicht so recht aussprechen konnte, deren letzter Grund aber die Scheu bildete, seine Wohnung mit Menschen zu teilen, die vielleicht mit Krankheiten behaftet waren, unter denen seine kostbare Gesundheit leiden konnte.

Das Ergebnis dieser Meinungsverschiedenheiten war, daß der eingangs erwähnte Zettel an der Hausthür angebracht wurde: „Möbliertes Zimmer im zweiten Stock zu vermieten."

* * *

Zuerst erschien ein Schulamtskandidat, der von dem ihm vorgezeigten Zimmer entzückt war, aber, als er den Preis hörte, so heftig erschrak, daß die darüber nicht weniger erschrockene Rechnungsrätin nach Wasser lief, um eine Ohnmacht des jungen Mannes zu verhüten. Er erholte sich jedoch auch ohne Wasser und entfernte sich unter lebhaften Entschuldigungen.

Dann meldete sich ein Herr, der wiederholt und nachdrücklichst versicherte, er leide an starker Nervosität und könne das Klavierspielen nicht ertragen; er wolle das Zimmer mieten, verlange aber eine Garantie dafür, daß weder über noch unter oder neben ihm jemals dieses unangenehme Geräusch vollführt würde. Da ihm diese Garantie beim besten Willen nicht gegeben werden konnte, ging er seiner Wege, nicht ohne die nochmalige Versicherung, daß er sehr nervös und das Klavierspielen ein Werk des Teufels sei.

Endlich kam der Rechte.

Es war ein Herr in den schönsten Dreißigern mit einem angenehmen Philologengesicht, dem ein Paar kluge, nur etwas zerstreut blickende Augen Ausdruck und Leben

verliehen. Außerdem hatte er, von dem blonden Vollbart abgesehen, ein hübsches, sanftes Lächeln um den Mund.

Als er sich bei der Rechnungsrätin meldete, stutzte sie. Das Gesicht kam ihr bekannt vor, sie wußte nur nicht, wo es unterbringen. Während er sich das Zimmer ansah, ging sie grübelnd hinter ihm her, aber sie konnte nicht darauf kommen. Zuletzt, als das Gedächtnis durchaus nicht parieren wollte, fragte sie gerade heraus: „Darf ich um Ihren werten Namen bitten?"

„Doktor Kreuzer," war die Antwort, „ich bin Oberlehrer am —"

Die Rechnungsrätin schrie fast auf vor Freude. „Herr des Himmels!" rief sie. „Sind Sie's also wirklich, Herr Doktor? Ich wußte ja, daß ich Sie kennen mußte. Nein, so was! Nein, so was!"

Und ohne weiteres ergriff sie seine Hand und schüttelte sie.

Der Herr stand ganz verblüfft vor ihr und ließ sich schütteln.

„Ja, ich weiß wirklich nicht —" sagte er stockend.

„Aber erkennen Sie mich denn nicht? Rechnungsrätin Hahn aus Buckenhagen!"

Nun ging ihm ein Licht auf. „Frau Rechnungsrätin, Sie! Natürlich! Verzeihen Sie nur, es ist aber so lange her, seit wir uns gesehen haben!"

„Freilich, freilich, es ist mir ja ebenso gegangen. Nein, aber die Freude! Was mein Mann dazu sagen wird!"

„Ich hatte ja keine Ahnung, daß Sie nach Berlin versetzt sind."

„Seit zwei Jahren. Buckenhagen war uns ein bißchen zu klein geworden. Und Sie? Seit wann sind Sie denn hier?"

„Seit fast ebenso lange."

„Und wir haben uns nie gesehen!"

„Ja, Berlin ist groß!“

„Das will ich meinen! Also Oberlehrer sind Sie? Gott, wenn ich bedenke, wie Sie noch so ein kleiner Knirps waren und mit unserem kleinen Gustav — Gott hab' ihn selig! — spielten!“

Und nun begann ein Auskramen von Erinnerungen, ein Fragen hinüber und herüber, was aus dem geworden und wie es jenem gegangen sei, daß beide des eigentlichen Geschäftes ganz vergaßen, bis der Rechnungsrat hinzukam und die freudige Ueberraschung und das Schwelgen in der Buckenhagener Vergangenheit von neuem losbrach. Das Ende war, daß Oberlehrer Doktor Kreuzer als „möblierter Herr“ in die Rechnungsrat Hahnsche Familie aufgenommen wurde.

Das Ehepaar erblickte hierin einen freundlichen Glücksfall, wofür es dem Himmel von Herzen dankbar war. Doktor Kreuzer war der Sohn des verstorbenen Kreisgerichtsdirektors Kreuzer in Buckenhagen, der dem Rechnungsrat allezeit ein wohlwollender Gönner, mehr noch, ein wahrer Freund gewesen war. Es gab in dem Amts- und Privatleben des Rechnungsrats manche glückliche Wendung, die er allein jenem würdigen und vortrefflichen Mann zu verdanken hatte. Und erst die liebe, gute, selige Direktorin! „Solch eine Frau giebt's nicht mehr!“ sagten die Buckenhagener und versetzten sie schon bei Lebzeiten unter die Engel. Und daran thaten die Buckenhagener recht, denn sie war auch ein Engel. Die Hahnsche Familie aber hatte von jeher ihre besondere Güte und Hingabe genossen, die sich bei zahlreichen frohen und traurigen Anlässen in treuen Liebesdiensten kundthat. Und nun bot sich eine Gelegenheit, ja die erste Gelegenheit, den Dank für all das Gute, das sie von jenen edlen Menschen erfahren, an ihrem Sohn abzutragen!

Sie waren glücklich darüber, und kaum hatte Doktor

Kreuzer sie verlassen, so erklärten sie fast aus einem Munde: das „gute Zimmer", von Schweizer konsequent „Salon" genannt, müsse für den lieben Mieter hergerichtet werden, wozu natürlich noch ein anstoßender Raum als Schlafzimmer gehöre.

So wurde es auch trotz des Sträubens des Doktors gemacht. Er mußte sich, so wenig es seiner angeborenen Bescheidenheit recht war, in die Rolle eines Ehrengastes schicken. Denn nicht anders wurde dieser glückliche junge Mann behandelt, namentlich von der Rechnungsrätin, die ihre ganze Herzensgüte an ihm bethätigte. Einmal weil er Direktors Sohn war, dann aber auch, weil sie immer jemanden haben mußte, den sie bemutterte. Seitdem ihre Auguste selbst in der Lage war, mütterliche Empfindungen zu hegen, fühlte sich ihr liebevolles Gemüt etwas vereinsamt; ihr Gatte, der Rechnungsrat, vermochte den ganzen Reichtum desselben nicht zu erschöpfen, nun hatte sie ein weit geeigneteres Objekt dafür.

Er hatte Glück, dieser Oberlehrer Kreuzer!

* * *

„Du bist ein Glückskerl!" sagte auch der Doktor Schwarzbach zu seinem Freunde Kreuzer, als beide eines Tages in dem Hahnschen Salon saßen und bei den geöffneten Fenstern sich die Berliner Mailuft um die Nase spielen ließen. Sie hatten sich nach längerer Trennung in Berlin wiedergefunden, wo sich Doktor Schwarzbach als einfacher Arzt, ohne jede Spezialität, niedergelassen hatte. Da er in der Nähe wohnte und seine Praxis erst in keimender Entwickelung war, kam es nicht selten vor, daß er bei Freund Kreuzer eine kurze Sprechstunde abhielt.

„Glückskerl!" wiederholte er, sich behaglich auf der bequemen Chaiselongue streckend. „Wenn ich je in meinem

Leben eine so reizende Bude gefunden hätte, wer weiß, was gekommen oder vielmehr nicht gekommen wäre!"

Hier seufzte er; denn er war verheiratet.

„Ich bin auch sehr zufrieden," sagte Kreuzer. „Noch nie habe ich mich so heimisch gefühlt in meinen vier Wänden wie jetzt. Und dazu die lieben Wirtsleute!"

Schwarzbachs Blick fiel jetzt auf eine in der Mitte des Tisches stehende Vase, in der ein schönes Rosenbouquet prangte und duftete. Er richtete sich auf und griff danach.

„Sieh! Sieh!" sagte er. „Wie aufmerksam! Von der Rätin?"

„Wahrscheinlich."

Doktor Schwarzbach stellte die Vase wieder auf ihren Platz, streckte die Nase in die Luft und zog die Luft ein. „Hör mal, liebes Kind," bemerkte er, Kreuzer fixierend, „dieser Blumengruß kommt von zarterer Hand."

„Was dir einfällt!"

„Verlaß dich drauf! Hier ist eine junge Dame im Zimmer gewesen. Ich empfinde es ganz deutlich. Ich habe dafür eine merkwürdige Witterung. Gestehe also!"

„Ich weiß wahrhaftig von nichts!" versetzte Kreuzer mit der unschuldigsten Miene.

„Es stimmt auch," beharrte Doktor Schwarzbach. „Als ich dich gestern vergeblich aufsuchte, stieg mit mir zugleich ein junges, übrigens sehr hübsches Mädchen die Treppe hinauf und verschwand bei Rechnungsrats."

Kreuzer stand bei diesen Worten erschrocken vom Stuhl auf. Er war sichtlich erblaßt. „Großer Gott!" stammelte er. „Du kannst recht haben. Ich sah gestern eine fremde Dame im Korridor, und jetzt erinnere ich mich auch, es wurde von einem Besuch gesprochen."

Doktor Schwarzbach sah ihn verblüfft an. „Ja, was ist denn da zu erschrecken?" fragte er.

Kreuzer aber rang die Hände und sagte nur: „Da

haben wir's! Es ist wieder aus! Endlich glaubte ich zur Ruhe zu kommen, Ordnung und Frieden gefunden zu haben. Nun geht das Irren und Wandern wieder an!"

„Sag mal, lieber Kreuzer," sagte jetzt Doktor Schwarzbach ärgerlich, „ist dir die junge Schöne zu Kopf gestiegen? Oder willst du mich auf diese originelle Weise weggraulen?"

Kreuzer blieb stehen und antwortete: „Du wirst meinen Kummer bald begreifen. Komm, setz dich und höre mich an!"

„Schön! Ich bin begierig."

Beide setzten sich, und Kreuzer fing an: „Sage mir zunächst: Glaubst du, daß ich so besonders begehrenswert bin? Ich meine für die Frauen?"

„Soweit ich die Gefühle der Frauen kenne: ja! Du stehst in einem Mannesalter, das man noch lange nicht das „beste" nennen kann, du hast einen herrlichen Bart, ein gutes Gehalt —"

„Nun siehst du," unterbrach Kreuzer den Sprechenden, „das ist mein Verhängnis. Wo ich mich auch als „möblierter Herr" niederließ, überall wurde ich durch eine Tochter, Nichte oder Cousine, die sich in den Kopf gesetzt hatte, mich zu heiraten, vertrieben. Es fing mit Blumen an, gerade wie hier; dann kamen andere Aufmerksamkeiten: ein Stück Festkuchen, eine besonders gelungene Speise; darauf folgten Einladungen in die Familie, endlich ein Zusammentreffen in meinem Zimmer mit obligatem Erschrecken — kurz eine reguläre Belagerung. Wenn ich nun durchaus nicht kapitulieren wollte, mich kühl ablehnend oder gleichgültig freundlich verhielt, sah ich mich vernachlässigt und bald in die Notwendigkeit versetzt, zu kündigen und meinen Wanderstab weiterzusetzen. So ist es gekommen, daß ich, dem nichts erwünschter ist als behagliche Seßhaftigkeit, zu einem ruhelosen Umherziehen von Chambre

garnie zu Chambre garnie verurteilt wurde, wodurch mir das Leben gar manchmal vergällt worden ist. Jetzt hat mich das Schicksal endlich hierher geführt, in ein so trauliches Nest, zu Leuten, die mir gewogen sind — da naht mein Verhängnis! Die Nichte ist da! Denn es ist doch ganz klar, daß sie eigens für mich verschrieben worden ist."

Doktor Schwarzbach hatte mit heiterem Gesicht zugehört und sagte nun: „Das möchte ich allerdings auch annehmen."

„Was bleibt mir also übrig," fuhr Kreuzer niedergeschmettert fort, „als auszuziehen?"

„Das wirst du hübsch bleiben lassen!" erklärte Schwarzbach bestimmt. „Wegen der pp. Nichte aus dieser famosen Wohnung mit dem feinen Mobiliar und der schönen Aussicht wegziehen — das fehlte!"

„Ich muß ja," klagte Kreuzer. „Ich sehe voraus, wie es kommen würde, und daß ich in Unfrieden scheiden müßte. Und das will ich nicht."

„Brauchst du auch nicht. Du sollst vielmehr in vollem Frieden hier wohnen bleiben und glücklich sein."

„Ich bin von deinem guten Willen überzeugt, aber ich weiß, hier giebt's nur eine Wahl: heiraten oder ausziehen!"

„Du wirst ledig bleiben und die Wohnung behalten. Mein Wort zum Pfande!"

„Und wie willst du das anstellen?"

„Ganz einfach. Ich erkläre dich für sterbenskrank, vielleicht für hochgradig schwindsüchtig!"

„Ich glaube, du willst mich zum besten halten!" sagte Kreuzer verletzt. „Das ist ja Unsinn!"

Doktor Schwarzbach zuckte die Achseln. „Wenn du nicht willst —!"

„Ja, was ist das auch für ein Einfall! Du willst mich für schwindsüchtig ausgeben, und das soll wirken?"

„Mit tödlicher Sicherheit! Ich sage es! Du bist die

Nichte endgültig los. Einen Phthisiker heiratet man nicht, wenn man nicht toll ist; und ich werde schon dafür sorgen, daß die Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens für alle Beteiligten ins rechte Licht gesetzt wird."

Kreuzer mußte nun doch lachen. „Du bist gelungen!" sagte er. „Wer soll dir das Märchen glauben? Ich und schwindsüchtig! Bei meiner gesunden Fülle!"

„Das will gar nichts sagen. Man sieht es manchem rotwangigen Apfel nicht an, daß er faul im Kern ist. Deine Röte, lieber Sohn, ist hektisch, und deine vollen Backen werden schon hohl werden, wenn die Tuberkelchen erst tüchtig an der Arbeit sind."

„Du kannst einem Angst machen!"

„Also ich garantiere dir den Erfolg."

Kreuzer schüttelte den Kopf. „Nein, es geht doch nicht," erklärte er. „Ich kann den guten Leuten das nicht anthun."

„Wie du willst!" antwortete Doktor Schwarzbach gelassen und griff nach seinem Hut. „Mir soll's recht sein, wenn du nähere und nächste Bekanntschaft mit der interessanten Nichte machen willst."

Kreuzer wehrte den Gedanken erschrocken ab. „Nein, nein!" rief er. „Aber bist du wirklich überzeugt, daß dein Mittel hilft?"

„Es ist probat. Ich verschreibe es dir mit gutem Gewissen."

„Nun denn, ich gebe mich in deine Hände, Doktor! Von heute an also bin ich Lungenpfeifer."

* * *

Kreuzers Befürchtung war nicht unbegründet. Bei Rechnungsrats war in der That eine junge Dame auf Logierbesuch: Fräulein Helene Vägelow aus Groß-Schmogrin in Mecklenburg.

Sie war die Tochter der einzigen Schwester der Rechnungsrätin, die aufs Land geheiratet, aber nach kurzer glücklicher Ehe mit dem Gutsverwalter Bägelow das Zeitliche gesegnet hatte. Seitdem hatte sich die Rechnungsrätin des verwaisten Kindes mütterlich angenommen und es in ihrer Buckenhagener Zeit fast alljährlich auf Wochen und Monate bei sich gehabt.

Jetzt war nun eine dringliche Einladung an das Lenchen ergangen, sich ein bißchen Berlin, das schöne, große Berlin, anzusehen, und das Lenchen war dieser Einladung mit Freuden gefolgt. Die junge Dame war nicht etwa, was man eine Landpomeranze nennt. Vom Ländlichen zeugte nur ihre kernige Gesundheit, ihre schön gewachsene Gestalt und der leicht braune Farbenton der Haut, der das durchschimmernde rosige Blut einen blühenden Reiz verlieh. Im übrigen war sie ein bildhübsches Mädchen, und es wäre der guten Rechnungsrätin nicht zu verdenken gewesen, wenn sie mit der Einladung den Plan verfolgt hätte, diesem lieben Mädchen einen ebenso lieben Gatten zu verschaffen. Ob sie diesen Gedanken wirklich gehabt hatte, ist ungewiß; Frauen soll ja die Lust zum Ehestiften angeboren sein. Dabei wäre übrigens gar nichts Tadelnswertes zu finden: Ehen müssen sein, also auch Ehestifter. Es ist mithin wohl anzunehmen, daß ihr, wenn auch halb unbewußt, ein Heiratsprojekt Kreuzer-Bägelow vorgeschwebt haben mochte.

Sie hatte die Nichte auch gleich in das Zimmer ihres Mieters geführt und ihr ausführlichst und mit hastigsten Lobeshymnen berichtet, wer und was er sei, und wie er sie und wie sie ihn gefunden. Am Schluß ihres Berichtes hatte sie dann dem Gast eine kleine, auf einem Tischchen stehende Photographie Kreuzers gezeigt.

„Das ist er! Wie gefällt er dir, Lenchen? Nicht wahr, ein schöner Mann?“

Fräulein Lenchen besah das Bild flüchtig und entgegnete: „Er hat ein gutes Gesicht."

„Und ein gutes Gemüt," ergänzte die Rechnungsrätin mit Ueberzeugung, fügte aber lächelnd hinzu: „Das ist freilich nicht mitphotographiert."

Darauf hatte Fräulein Lenchen auf dem Tisch eine leere Vase entdeckt und schleunigst einen großen Rosenstrauß, den sie aus dem väterlichen Garten frisch und duftend bis nach Berlin gebracht hatte — denselben, der später die Aufmerksamkeit des Doktor Schwarzbach erregte — herbeigeholt und die Vase damit gefüllt. Der Eintritt der beiden Herren in der Wohnung hatte die beiden Damen dann in die Flucht gejagt.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Nachmittage kam Doktor Schwarzbach mit seiner Hiobspost. Er fand die Rechnungsrätin im Kreuzerschen Salon, wo sie sich in der Abwesenheit ihres Mieters aus Sympathie für den letzteren häufig und gern aufhielt. Sein Gesicht war tiefernst wie am Krankenbett bei einem schweren Fall; er hatte dafür eine ganz bestimmte Stirnfalte bereit. Nach einer längeren Vorbereitung rückte er mit seiner gefälschten Diagnose heraus. Als die gute Dame hörte, daß ihr lieber Mieter, Direktors einziger Sohn, die Schwindsucht habe, bekam sie einen Schreck, der größer war, als der kluge Doktor vorausgesehen hatte. Er suchte daher die Sache etwas abzuschwächen, indem er hoch und heilig versicherte, es sei vorläufig keine Gefahr dabei, man könne viel dagegen thun, weshalb er sich eben an das gute Herz der verehrten Frau Rechnungsrätin wende.

So auf das Gebiet der barmherzigen That verwiesen, fing sie denn auch an sich zu beruhigen und bat dringend um nähere Anordnungen.

„Gern," sagte der Doktor. „Also hören Sie, verehrte

Frau! Einer besonderen Pflege bedarf es nicht; je weniger man positiv eingreift, desto besser. Aber was er vor allem nötig hat, ist Schonung. Vor jeder Erregung muß er bewahrt werden, sie ist Gift für ihn; seine Nerven dürfen nie aus der Ordnung kommen, mit einem Wort: er muß Ruhe haben, absolute, absoluteste Ruhe muß er haben!“

Die Rechnungsrätin pflichtete bei. „Ja, Ruhe muß er haben, versteht sich! Und er wird sie haben, ich verspreche es Ihnen. Ich räume gleich unser Zimmer nebenan. Nein, lassen Sie nur! Mein Mann hält sich ohnehin lieber in den Hinterzimmern auf, der größeren Bequemlichkeit wegen. Aber was meinen Sie, Herr Doktor: ab und zu ein Täßchen Fleischbrühe?“

„Kann nicht schaden!“

„Ich habe auch gehört, Kamillenthee soll sehr gut sein,“ forschte die Rechnungsrätin weiter.

Der Doktor erwiderte, er wisse doch nicht recht, ob der passe; sie führte aber auf der Stelle eine Reihe von Beispielen an, in denen Kamillen gegen die gefährlichsten Krankheiten Wunder gewirkt hätten. Solchen Zeugnissen gegenüber mußte die Wissenschaft natürlich die Segel streichen. Er gestand also Kamillenthee zu und sagte dabei: „Es ist ja ein großes Glück für ihn, daß er in ein so gastliches Haus gekommen ist. Hier kann er gewissermaßen eine Heimat, einen Ersatz für die Familie finden, die ihm ja für immer versagt bleiben wird. Denn heiraten — ja, heiraten darf er nie!“

Dieser Ausspruch mußte die Rechnungsrätin ins Innerste treffen. Die Thränen, die sie so lange tapfer zurückgedrängt hatte, jetzt schossen sie hervor. Nicht heiraten! Das ist doch zu viel, das muß auch den Mutigsten niederschmettern! Sie weinte also, und Doktor Schwarzbach sah dies als eine passende Gelegenheit an, sich zu em-

pfehlen, nachdem er sie nur noch um tiefe Verschwiegenheit gebeten hatte, die sie als selbstverständlich zusagte.

Als er gegangen war, fühlte sie erst, wie fest sie der Schreck gepackt hatte. Sie mußte sich niedersetzen, denn die Kniee zitterten ihr. Aber es ließ sie nicht lange ruhen; sie eilte zur Thür und rief nach Lenchen, die alsbald erschien und das Schreckliche aus dem Munde der Tante erfuhr. In ihrer Aufregung vergaß die Rechnungsrätin natürlich ihr Versprechen, verschwiegen zu bleiben. Sie mußte jemand haben, dem sie ihr Herz ausschütten konnte. In der Aussprache mit dem jungen Mädchen, dessen Mienen den herzlichsten Anteil an dem Schicksal des beklagenswerten Doktor Kreuzer ausdrückten, gewann sie allmählich ihre Fassung wieder. Und als Lenchen die Hoffnung aussprach, daß man durch liebevolle Pflege der Krankheit schon beikommen werde, stimmte sie hoffnungsvoll zu. „Ja, daran wollen wir's nicht fehlen lassen, nicht wahr, Lenchen? Das bin ich seinen guten Eltern schuldig!“

Inzwischen war der Rechnungsrat aus dem Amt gekommen. Er hatte Frau und Nichte vergebens in den Wohnräumen gesucht, bis er sie im möblierten Zimmer reden hörte. Er war guter Laune und pflegte in diesem Gemütszustande juristisch angehauchte Scherze zu machen.

„Ah, da seid ihr ja!“ sagte er eintretend. „Wißt ihr auch, daß ihr eigentlich in die Rechtssphäre unseres Mieters unbefugt eingreift? Vermöge seines Mietsrechts hat er die ausschließliche Disposition über diese Räume, folglich —“

Hier unterbrach er sich, die Pointe im Stich lassend, denn er bemerkte, daß beide Damen auffällig verstört aussahen.

„Ja, was habt ihr denn?“ fragte er. „Du hast ja geweint, Emilie!“

Die Augen der Rechnungsrätin wurden bei diesen Worten von neuem thränenvoll. „Ja, denke dir, Reinhold," versetzte sie, und ihre Stimme bebte, „was mir eben Doktor Schwarzbach anvertraut hat!"

Der Rechnungsrat wurde ängstlich. „Doktor Schwarzbach? Ich verstehe nicht."

„Ach Gott, ich bin ja auch noch ganz fassungslos. Denk dir bloß: unser lieber Kreuzer ist schwindsüchtig."

Der Rechnungsrat verlor alle Farbe. „Was?" stammelte er. „Schwind— schwind—"

„Ja, ist das nicht schrecklich?" rief die Rechnungsrätin, die Hände ringend.

Dem Rechnungsrat war plötzlich ganz schlecht geworden. Er vermochte sich im Augenblick nicht die ganze Tragweite der Mitteilung klar zu machen, aber er hatte das dumpfe Gefühl einer unmittelbar drohenden Gefahr. In seinem Hause, in seiner Wohnung, dicht neben ihm ein Mann, der die Schwindsucht hatte, dessen bloßer Atem schon ansteckend ist! Großer Gott!

„Emilie!" rief er angstbebend. „Was machen wir? Einen Schwindsüchtigen können wir doch unmöglich bei uns behalten!"

Die Rechnungsrätin sah ihn verständnislos an. „Ich habe wohl nicht recht gehört, Reinhold?" versetzte sie. „Bist du etwa der Meinung, daß wir ihn aus dem Hause weisen sollen? Direktors Sohn aus unserem Hause? Wie? Und warum? Weil er krank ist? — Aber Reinhold!"

„Aber um Gottes willen, Emilie! Was bleibt uns denn übrig? Denke doch, solch ein Kranker! Ach Gott, es ist gar nicht auszudenken."

Jetzt wurde die Rechnungsrätin ernstlich böse und begann die imponierende Seite ihres Wesens hervorzukehren. „Hier giebt es auch gar nichts auszudenken oder nachzudenken!" entschied sie. „Sage mir bestimmt deine Mei-

nung! Du bist Herr im Hause. Wenn du ihn nicht dulden willst, gut! Aber dann, bitte, übernimm auch die Verantwortung vor Gott und den Menschen!"

Wenn der Rechnungsrat von Verantwortung hörte, sei es im oder außer'm Dienst, wurde ihm immer etwas flau zu Mute. Auch wußte er, wie seine Gattin die Verantwortung ihr gegenüber aufzufassen pflegte. So jämmerlich es daher in seinem Innern aussah, lenkte er doch ein und antwortete ganz zerknirscht: „Wenn du nicht willst, Emilie —"

„Natürlich will ich nicht!" erklärte sie resolut. „Ich weiß auch gar nicht, warum du dich so ereiferst. Du brauchst ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen, wenn du dich ängstigst."

„Aengstigen?" rief er und lachte gezwungen. „Ach Gott, ich ängstige mich gar nicht."

Dabei fühlte er aber, wie ihm ein Schwindel drohte.

„Na also, desto besser!" sagte die Rechnungsrätin und wollte zu weiteren Auseinandersetzungen schreiten, als sie in der Thür zur Wohnstube ihre Tochter Auguste mit ihrem Mann erblickte.

„Ach — Schweizers!" rief sie und ging ihnen entgegen.

Der Ehemann Schweizer, dessen gemütliches Haupt auf einem etwas zu kurzen Halse saß, und der deshalb einen ziemlich apoplektischen Eindruck machte, prustete laut. Er war die Treppen schneller, als ihm gut war, hinaufgestiegen und hatte die ganze Wohnung durchwandern müssen. Seine Gattin, eine niedliche Frau mit Anlage zur Korpulenz, nahm für ihn das Wort. Sie war eifersüchtig auf den Mieter, der ihr, wie sie argwöhnte, einen Teil der zärtlichen Gefühle ihrer Mutter geraubt hatte.

„Wir dachten, ihr seiet ausgeflogen," sagte sie. „Daß ihr's wagt, hier im Allerheiligsten zu verweilen! Wenn das der Herr Oberlehrer wüßte!"

Schweizer lachte. „Na aber,“ meinte er. „Daß Sie das zugeben, Schwiegervater! Sie haben ja eigentlich kein Recht dazu, was? Aber was ist Ihnen denn? Sie sehen ja aus, als wären Sie beim Ordensfest übergangen worden!“

„Ach, wir sind recht betrübt!“ antwortete die Rechnungsrätin für den Angesprochenen. „Denkt euch, unser Doktor ist krank.“

„Krank?“ fragte Auguste, sich erstaunt umblickend. „Wo ist er denn? Man sieht ihn ja nicht.“

„Das ist es ja eben,“ sagte die Rechnungsrätin. „Ansehen thut man's ihm nicht, aber darum ist er doch sehr, sehr krank. Aber ihr dürft nicht darüber sprechen.“

Schweizer wurde nun auch ängstlich. „Es ist doch nichts Ansteckendes?“ fragte er.

„Er ist leider schwindsüchtig,“ erwiderte die Rechnungsrätin mit einem Seufzer.

Die Wirkung dieser Ankündigung war eine überwältigende. Schweizer stand mit offenem Munde da und drohte zu ersticken. Seine Augen waren weit aufgerissen und starrten mit unsäglicher Angst auf seine Schwiegermutter. Sekundenlang war er außer stande, ein Wort hervorzubringen. Endlich ließ der Erstickungsanfall nach, und nun stürzte er wie ein Besessener an die geschlossenen Fenster und riß sie auf. Dann lief er, so schnell es seine Kurzatmigkeit erlaubte, zurück und schrie dabei: „Um Gottes willen! 'raus! 'raus aus der Pestluft!“

Im nächsten Augenblick war er aus dem Zimmer, aber durch die geschlossene Thür ertönte seine warnende Stimme: „Gustel! Du kommst sofort! Denke an unser Kind!“

Der Rechnungsrat hatte bei dieser Scene ganz den Kopf verloren. Er wollte ebenfalls fliehen, aber die Füße waren ihm wie gelähmt. Er blieb auf seinem Platze

stehen und jammerte nur: „Siehst du, Emilie! Siehst du, Emilie!“

„Schweizer ist ein Hasenfuß!“ rief die Rechnungsrätin zornig.

„Gustel! Gustel!“ klang es mahnend und befehlend durch die Thür.

„Thut ihm doch den Gefallen und kommt!“ bat Frau Schweizer weinerlich. Dabei faßte sie den Rechnungsrat am Arm und zog ihn mit hinaus.

Die Rechnungsrätin und Helene blieben allein im Zimmer zurück. Beide sahen sich einen Augenblick verwirrt an, dann schlug die Rätin die Hände über'm Kopf zusammen und rief empört: „Und das wollen Männer sein.“ Darauf wandte sie sich an das junge Mädchen: „Komm, Lenchen, ich muß schnell den Thee für den armen Menschen kochen!“

Während nun Helene und die junge Frau Schweizer die aufgeregten Männer zu beschwichtigen suchten, stand die Rechnungsrätin mit hochrotem Gesicht am Herde, um ein Tränkchen für ihren Kranken zu brauen.

Als dieser bald darauf nach Hause kam, trat sie mit einer mächtigen Tasse, der ein verdächtiger Brodem entstieg, in sein Zimmer.

„Nun, was bringen Sie denn da Gutes, Frau Rätin?“ fragte er scherzend. Er hatte im Augenblick ganz die Rolle vergessen, die er zu spielen hatte, und wunderte sich, daß ihn die würdige Dame so wehleidig anblickte.

„Ein Täßchen Thee, lieber Herr Doktor!“ erwiderte sie. „Er ist vorzüglich gegen Husten!“

„Aber ich huste ja gar nicht,“ versetzte er ahnungslos.

„Ja, ja, ich weiß schon,“ sagte sie, mit der dampfenden Tasse näher kommend. „Das thut nichts. Er ist ausgezeichnet für die Brust. Sie glauben gar nicht, wie der lindert und heilt.“

Jetzt ging ihm ein Licht auf. „Da hast du dir was Schönes eingebrockt!“ dachte er.

„Was ist es denn?“ fragte er ergeben.

„Schöner, reiner Kamillenthee!“

„Um Gottes willen — Kamillen!“ rief er entsetzt zurückweichend. „Nein, nein, meine verehrte Frau Rätin, das kann ich nicht —“

„Aber er schmeckt wirklich nicht schlecht,“ schmeichelte sie. „Versuchen Sie es nur, bester Herr Doktor! Ich lasse doch nicht nach, aber warm müssen Sie ihn trinken, recht warm!“

Damit rückte sie ihm immer näher.

„Aber ich versichere Sie, Frau Rätin —“ flehte er.

„Hilft nichts! Hilft nichts! Getrunken muß sein!“ Sie nötigte ihm die heiße Tasse in die Hand, und wenn er sich nicht tödlich verbrühen wollte, mußte er sie halten. Der holde Duft der Kamille stieg ihm in die Nase. Er schüttelte sich, aber es half alles nichts, trinken mußte er. Als er den Kelch bis zur Hälfte geleert hatte, sah er die Rechnungsrätin mit verzweifelten Blicken an.

Da übte sie Mitleid, nahm ihm die Tasse ab und sagte: „Wohl bekomm's, lieber Herr Doktor!“

„Ich danke,“ versetzte er kleinlaut und schüttelte sich.

* * *

Diesem denkwürdigen Tage, an dem Doktor Schwarzbach seine boshafte Enthüllung gemacht hatte, war für den Rechnungsrat eine Nacht voll Grausen und Schrecken gefolgt. Mit der festen Ueberzeugung, daß, wenn er sich nicht schon angesteckt hatte, dies unfehlbar in kürzester Zeit geschehen müsse, hatte er sich fröstelnd zu Bett begeben. Die schrecklichen Gedanken, die er sich machte, verscheuchten den Schlaf. Er fühlte deutlich in der Brust einen dumpfen, leisen, bohrenden Schmerz; wenn er tief atmen wollte,

fand er irgendwo in der Lunge einen Widerstand; und zugleich verspürte er einen heftigen Reiz zum Husten. Für ganz taktfest auf der Brust hatte er sich nie gehalten, in seiner Jugend, so war ihm erzählt worden, hatte er eine Lungenentzündung gehabt, auch war er wegen allgemeiner Körperschwäche vom Militärdienst freigekommen — alles Momente, die seine Befürchtungen rechtfertigten.

Was sollte nun werden, wenn seine Frau nicht nachgab? Und er wußte, sie würde nicht nachgeben. Der kranke Mensch wird also wohnen bleiben und das ganze Haus infizieren! Da konnte er nur gleich einpacken; denn in seinem Alter hat man keine Widerstandskraft mehr. In wenigen Jahren — was, Jahren! — in Monaten war er ein Kind des Todes! Und solch eines jämmerlichen, martervollen Todes!

Als er mit seinen Gedanken also bis an den Rand des Grabes gelangt war, legte sich's wie eine Zentnerlast auf seine Brust; er konnte keinen Atem bekommen, so sehr er auch danach rang. Keinen Atem mehr! O Gott!

Ein Fieberschauer überlief seinen Körper. Leise stöhnend, um seine Gattin nicht zu wecken, lag er da, krampfhaft den Hustenreiz, der immer stärker wurde, unterdrückend, und erwartete das Ende.

Ja, das Ende! Er hatte nicht gedacht, daß sich alles so schnell, so furchtbar schnell entwickeln würde. Aber es mußte doch wohl in ihm gelegen haben, seit der letzten Influenza —!

Herr des Himmels! Daran hatte er gar nicht gedacht! Nun war ihm alles klar. Von dieser Niederlage hatte er sich ja nie recht erholen können. Darum also war es so rapide gegangen. O Gott! O Gott!

Seine Sinne verwirrten sich, er schlummerte ein.

Und das Ende nahte, glücklicherweise nicht das Ende seines verdienstvollen Lebens, sondern dieser schlimmen

Nacht. Der Tag brach herein und fand den armen Rechnungsrat matt und bleich auf seinem Schmerzenslager. Als die Gattin ihn weckte, fühlte er sich außer stande, aufzustehen. Die Angst hatte ihn wirklich krank gemacht. Er hustete ziemlich heftig und fieberte leicht.

Die Rechnungsrätin kannte ihren Hypochonder und ängstigte sich keinen Augenblick. Sie wußte, wie stark die Einbildung auf ihn wirkte.

„Du hast dich erkältet, Reinhold,“ sagte sie. „Das beste ist, du bleibst heute im Bett, dann bist du morgen wieder munter!“

Er lächelte müde, wie ein Mensch, der alle Hoffnung aufgegeben hat.

„Es steht schlecht mit mir, Emilie!“ behauptete er. „Die Nacht! Ach, die Nacht!“

„Was soll es denn nun wieder sein?“ fragte sie.

Er zeigte mit zitternder Hand auf die Brust und flüsterte: „Hier sitzt es. Tief, tief! Ich fühl' es!“

„Bilde dir doch bloß nichts ein,“ wies ihn die Rechnungsrätin ab.

„Seit zehn Jahren kündigst du mir an, daß du die Lungenentzündung bekommen wirst, und schließlich kommt immer nur ein ganz gewöhnlicher Schnupfen 'raus!“

„Diesmal nicht, Emilie! Die Atemnot — und — der — schreckliche — Husten!“

Hier bekam er einen leiblichen Hustenanfall, worauf er mit kläglicher Stimme fortfuhr: „Ach, Emilie, warum mußte das über mich kommen?“

„Rede doch nicht solches Zeug!“ erwiderte sie. „Du glaubst doch nicht im Ernst, daß du dich angesteckt hast?“

„Ja, Emilie, ich fühle es ganz deutlich, es ist so.“

„Aber das ist ja eine fixe Idee von dir! Du, ein so gesunder Mensch!“

„Er sieht auch gesund aus und ist doch —“

Wiederum stellte sich zu rechter Zeit ein Hustenanfall ein.

„Das ist doch etwas anderes,“ entschied die Rechnungsrätin. „Und wo sollst du denn die Ansteckung her haben? Du kommst ja gar nicht in seine Nähe.“

„Hast du nie etwas von Bazillen gehört, Emilie?“

Die Rechnungsrätin wurde ärgerlich. „Komm mir nur nicht mit solchem Zeug!“ rief sie. „Aber ich weiß schon, wo du hinaus willst. Ich soll ihn durchaus vor die Thür setzen, ihm die Wohnung kündigen.“

„Nein, nein, ich verlang' es ja gar nicht,“ lehnte er mit sanfter Resignation ab. „Ich komme ja gar nicht in Betracht. Ueberlaß mich nur meinem Schicksal!“

„Schon gut,“ versetzte sie. „Ich werde dir was zum Schwitzen bringen, dann wird's gleich besser werden.“

„Um Gottes willen!“ rief der Rechnungsrat entsetzt. „Schwitzen bei Lungenleiden! Laß mich nur! Aber schicke gleich aufs Gericht, ich kann nicht ins Amt.“

„Willst du nicht selbst die Anzeige machen?“ fragte sie. „Die Leute denken sonst wunder, was dir fehlt.“

Er schüttelte den Kopf. „Du siehst ja, ich kann nicht, ich bin —“

Sein Haupt sank in die Kissen zurück, und seine Augen schlossen sich vor Erschöpfung.

Wenn der Rechnungsrat sein Gericht im Stich ließ, mußte es allerdings schlimm sein. Und subjektiv genommen, war es auch schlimm. Er fühlte sich elend, höchst elend, der Schwindsucht verfallen, ein Opfer des Molochs Tuberkulose! . . .

Zwar verließ er am nächsten Tage das Bett, jedoch nur, weil die Rechnungsrätin ihn zwang. Er wäre am liebsten liegen geblieben, bis es aus war, so war aller Lebensmut in ihm erloschen. Nun saß er in einem Lehnstuhl und hustete. Alle Trostreden der Gattin nützten nichts, ihre verschiedenen Thees, die sie für alle leichteren

und schwereren Fälle bei der Hand hatte, verschmähte er hartnäckig.

Schließlich rief die wackere Dame Fräulein Lenchen zu Hilfe, die es sich angelegen sein ließ, den unglücklichen Onkel nach Kräften zu umschmeicheln. Auch das hatte keinen Erfolg.

„Mit mir ist's aus, Lenchen!" stöhnte er und sah sie wie ein Verscheidender an.

„Aber das ist ja Lästerung, Onkel!" rief sie vorwurfsvoll. „Ihr habt ja noch nicht mal die goldene Hochzeit gefeiert, da darfst du doch nicht ans Abschiednehmen denken!"

„Du weißt doch," warf die Rechnungsrätin mit verhaltenem Zorn ein, „daß sich Onkel bei unserem armen Doktor angesteckt hat!"

„Ich kenne das, Tantchen!" entgegnete das junge Mädchen. „Die Männer sind alle so. Die Mutigsten fürchten sich am meisten vor Krankheiten. Papa ist doch ein halber Riese, aber ängstlich ist er schrecklich, wenn ihm das Geringste fehlt."

„Dein Vater und ich — lieber Gott!" seufzte der Rechnungsrat.

„Ich will dir was sagen, Onkelchen! Sieh mich mal an, ich bin doch leidlich bei Gesundheit, nicht wahr? Wenn du wüßtest, wie oft ich so das Jahr über zu allen möglichen Kranken komme! Bei uns auf dem Lande wird nicht immer gleich der Doktor geholt, da schicken die Leute aufs Gut, und dann muß ich hin und mich nützlich machen. Wenn es mit der Ansteckung so arg wäre, wie du denkst, was hätte ich mir schon für Krankheiten zuziehen müssen, von den harmlosen Sorten bis zu den bösartigsten? Denn aussuchen kann man sich die Patienten nicht, und die schlimmsten brauchen Hilfe gerade am notwendigsten."

Man sollte meinen, dieser Erfahrungsbeweis hätte

überzeugen müssen, aber der Rechnungsrat schüttelte nur den Kopf und sagte: „Danke dem lieben Gott dafür, daß er dich so stark gemacht hat. Es ist aber alles individuell. Ich fühle, was mit mir vorgegangen ist.“ Dabei hustete er erbärmlich und brütete wieder vor sich hin. Lenchens Methode war also auch nicht die richtige....

Tags darauf erschien Auguste Schweizer. Sie war sehr aufgeregt und berichtete, daß es bei ihnen schrecklich zugehe. Schweizer lasse sich ärztlich behandeln; die ganze Wohnung sei desinfiziert worden; der Kleine würde separiert gehalten, damit er sich nicht etwa bei ihnen anstecke; ihr selbst sei aufs strengste verboten, die elterliche Wohnung zu betreten; sie sei nur auf einen Sprung gekommen, um zu sehen, was hier passiert sei.

Was denn passiert sein sollte, fragte die Rechnungsrätin. Papa habe sich etwas erkältet — der Rechnungsrat protestierte gegen die konsequente Verkennung seines Leidens durch einen verzweifelten Blick gen Himmel —, sonst sei alles beim alten.

„Also der Oberlehrer wohnt wirklich noch hier?“ rief Auguste. „Ich muß dir sagen, Mama: wenn ich der Vater wäre, ich gäbe es nicht zu, daß er nur einen Tag länger bliebe. Es ist doch immer eine gefährliche Sache, so einen Schwerkranken im Hause zu haben — mit solchem Leiden! Wie willst du denn das verantworten dem Vater gegenüber?“

„Das laß nur meine Sorge sein,“ antwortete die Rechnungsrätin trocken. „Weißt du, wie ihr mir vorkommt? Du samt deinem Mann? Wie Kinder, die in einem gruseligen Geschichtenbuch gelesen haben und sich nun vor Gespenstern fürchten. Schweizer ist an allem schuld, er hat den Papa bloß verdreht gemacht.“

Diese Kritik ihres Mannes konnte die junge Frau doch nicht ohne Widerspruch mit anhören. „Du kannst ganz

ruhig sein, Mama!" sagte sie pikiert. „Er wird euch nicht mehr gefährlich werden, er betritt eure Schwelle nicht, solange Doktor Kreuzer hier im Hause ist."

„Ich hätte dich für vernünftiger gehalten, Gustel!" rief die Rechnungsrätin entrüstet. „Wenn dein Mann so — merkwürdig ist, solltest du nicht auch noch in sein Horn blasen; du scheinst ihn aber noch mehr aufzuhetzen wie den Papa auch.

Ja, das thust du," fuhr sie fort, als Auguste sie unterbrechen wollte, „denn du weißt ganz gut, was wir dem Herr Doktor schulden, und daß es sträflich von uns wäre, wenn wir ihn jetzt, wo es ihm schlecht geht, im Stiche ließen. Ja, und daß du's nur weißt, ich thu's doch nicht, weil alles, was ihr von Gefahren und Krankheiten redet, pure Einbildung ist."

Der Rechnungsrat saß da und fühlte seine ganze Ohnmacht gegenüber dieser mutigen Frau. Er konnte seine Anteilnahme an der Unterhaltung nur durch größere und kleinere Hustensalven bekunden. Endlich, als die Rechnungsrätin atemlos schwieg, raffte er sich auf und rief verzweifelt: „Ach, nun giebt es noch gar einen Familienzwist! Geh du nur nach Hause, Gustel, damit du nicht auch noch mit deinem Mann in Uneinigkeit gerätst meinetwegen. Vielleicht sehen wir uns noch einmal, bevor —"

Die Wehmut übermannte ihn. Gustel aber wurde von seinen Worten zu Thränen gerührt und sah die Mutter mit stummem Vorwurf an. Die sagte gar nichts, aber als Gustel ging, nahm sie sie unter vier Augen noch einmal vor, und diese Unterredung endete ebenfalls damit, daß Gustel Thränen vergoß, aber es waren keine Thränen der Rührung.

Der Rechnungsrätin war allmählich die Geduld ausgegangen. Sie konnte dieses Jammern nicht mehr ertragen und bestand darauf, daß ein Arzt geholt würde.

„Wenn du dich nun mal so krank fühlst," sagte sie zu dem unglücklichen Gatten, „und du mußt ja schließlich am besten wissen, wie dir ist, dann wäre es ja sündhaft, wenn wir die Sache noch länger mit ansehen würden, ohne Ernstliches dagegen zu thun. Ich schicke zum Doktor Schwarzbach."

„Um Gottes willen, Emilie!" flehte der Rechnungsrat. „Nur keinen Doktor! Du weißt ja, wie ich über die Aerzte denke. Ich kann doch nicht mit meinen Prinzipien brechen. Nein, lieber will ich elend zu Grunde gehen, als mich mit Medizin vergiften lassen."

Und alles Zureden half nichts. Wenn er starb, wollte er mit Grundsatz sterben. Er war dann wenigstens sicher, daß man ihm im Verein ein Heldendenkmal setzen würde. Auch Lenchens Beredsamkeit widerstand er tapfer.

„Ich will keinen Arzt!" rief er. „Ich will nicht. Wenn ihr mir eine Liebe erweisen wollt, laßt Herrn Baumann kommen. Er kennt mich, und ich habe Vertrauen zu ihm."

Die Rechnungsrätin war nicht sehr entzückt davon. „Ach, den Kurpfuscher!" versetzte sie. „Er hat dich bloß zum Hypochonder gemacht."

„Ach nein," sagte der Rechnungsrat matt. „Herr Baumann verdient deine Mißachtung nicht. Der Verein hält viel auf ihn."

„Nun gut," erklärte die Rechnungsrätin, „ich werde nach ihm schicken und wenn er nicht geradezu böswillig ist, wird er dir sagen, daß alles Einbildung von dir ist."

* * *

Der Magnetiseur Baumann war früher Friseur gewesen, ehe er auf die magnetische Heilwissenschaft verfiel, die ihm großen Zulauf verschaffte. Sein Hauptzugmittel bestand in einem langen, blonden Vollbart, den er sich

hatte wachsen lassen und von dem er behauptete, daß er bei Berührung Elektrizität von sich gebe. Er pflegte ihn daher auch beständig mit seiner weißen und wohlgepflegten Hand zu liebkosen. Diese Hand hatte aber noch einen anderen Vorzug: sie war magnetisch. Wenn sie auf den leidenden Körperteil gelegt und dieser in besonderer Weise damit gestrichen wurde, übte sie nach seiner Angabe einen heilenden, mindestens aber lindernden Einfluß aus; besonders probat erwies sie sich bei Kopfschwindel, Magenkrebs und gebrochenen Knochen.

Dieser ausgezeichnete Heilkünstler, der nicht bloß im Hahnschen Verein, sondern bei allen einsichtigen, von der Wirkungslosigkeit der sogenannten medizinischen Wissenschaft überzeugten Leuten im Ansehen eines Wunderdoktors stand, war die einzige Hoffnung des Rechnungsrats.

Herr Baumann stellte sich pünktlich ein. Er machte eine zierliche Verbeugung und sagte mit tiefer Stimme: „Baumann!“

Dann richtete er sich auf, streckte die Brust heraus und sah das im Zimmer befindliche Hahnsche Ehepaar aus großen glotzenden Augen an. Er besaß nämlich den sogenannten Tierbändigerblick, und einige seiner Patienten behaupteten, daß er damit hypnotisiere. Nachdem ihn die Rechnungsrätin begrüßt und zum Sitzen eingeladen hatte, sagte sie, auf ihren Gatten weisend: „Hier ist der Patient! Aber ich muß bitten, setzen Sie ihm nicht zu sehr zu. Es fehlt ihm gar nichts, er hat sich bloß stark erkältet.“

Baumann lächelte mitleidig. „B l o ß erkältet!“ versetzte er. „Das hört sich so leicht an. Aber was ist Erkältung, verehrte Frau Rat? Erkältung ist Wärmeentziehung; Wärme ist Leben — Kälte Tod!“

„Ach, machen Sie doch meinen Mann nicht noch ängstlicher als er ohnehin schon ist,“ rief die Rechnungsrätin

ärgerlich. „Wenn man von jeder Erkältung sterben müßte, würden die Kirchhöfe nicht ausreichen.“

„Es kommt immer auf das erkältete Organ an, meine verehrte Frau Rat,“ fertigte sie Baumann großartig ab und wandte sich an den Rechnungsrat mit der Frage: „Na, wo sitzt es denn, Herr Rat?“

Der Rechnungsrat tippte stöhnend auf seine Brust. „Hier, hier, Herr Baumann!“

„Sie wissen ja, mein Mann ist sehr ängstlich,“ wendete die Rechnungsrätin ein, doch der Kranke protestierte dagegen, indem er sagte:

„Glauben Sie das nicht, Herr Baumann! Sie kennen mich ja.“

„Na, wir wollen uns doch mal die Sache in der Nähe besehen,“ versetzte dieser, an den Rechnungsrat herantretend und ihn mit dem Tierbändigerblick betrachtend.

„Muß ich 'rausgehen?“ fragte die Rechnungsrätin.

Baumann zuckte die Achseln. „Meinetwegen nicht, Frau Rat, aber der Patient wird sich frei aussprechen wollen.“

„Ja, geh nur, Emilie!“ bat der Rechnungsrat.

Die Rätin wandte sich zur Thür; ehe sie jedoch das Zimmer verließ, erklärte sie noch einmal bestimmt: „Aber keine Gewaltkuren, Herr Baumann! Das dulde ich auf keinen Fall.“

Baumann machte eine abwehrende Handbewegung. „Die Mediziner“ — er sprach dieses Wort mit einer unnachahmlich geringschätzigen Betonung aus — „die Mediziner machen Gewaltkuren, meine Verehrteste, wir nicht: wir heilen die Natur durch die Natur!“

Während er diesen bedeutenden und tiefsinnigen Ausspruch that, sah er die Rechnungsrätin gewaltig an, als wollte er sie verspeisen. Sie lächelte aber nur mitleidig, und man sah ihren Mienen an, wie sie über den Heil-

künstler dachte. Darauf verließ sie das Zimmer, und Baumann war mit seinem Opfer allein.

„Nun können wir von der Leber weg reden," begann er. „Worüber klagen Sie?"

„Herr Baumann," antwortete der Rechnungsrat, „meine Frau hat Ihnen nicht die Wahrheit gesagt, es ist keine Erkältung."

„Das dachte ich mir schon. Lassen Sie mal sehen!"

Er stellte sich vor den Kranken hin und fuhr mit den magnetischen Händen gegen dessen Brust.

„So, jetzt atmen Sie mal!" befahl er. „Kräftiger! Immer kräftiger!"

Die Brust des Rechnungsrats ging wie ein Pumpwerk. Er wurde ganz schwach von der Anstrengung und sah den Heilkünstler mit erloschenen Blicken an.

„Ist es lebensgefährlich?" hauchte er.

„Ach, warum nicht gar! Das kriegen wir schon weg. Das heißt, wenn kein Mediziner mit seinen Giften dazwischen kommt. Haben Sie schon einen dagehabt? Seien Sie aufrichtig, mir thut's nichts!"

„Nein, wirklich nicht, Herr Baumann!"

„Das ist gut, ich werde Sie mit Mitteln kurieren, die nicht aus dem Giftschrank genommen sind!"

Dann begann er mit seinem Händeauflegen und systematischen Streichen von Brust und Rücken, und wirklich glaubte der Rat nach einer Weile auch bereits Besserung zu verspüren.

Er atmete auf. So würde also sein Leben vielleicht noch gerettet werden können! Aber was würde es ihm nützen? Blieb nicht alles beim alten, solange nicht die Gefahr der Ansteckung beseitigt würde? Hierüber mußte er Gewißheit haben.

„Herr Baumann," begann er, sich ein Herz fassend, „ich muß es Ihnen sagen: ich habe mich bei einem Brust-

kranken, einem Schwindsüchtigen, angesteckt. Sie glauben doch an Uebertragung der Schwindsucht?"

„Alle Krankheiten beruhen auf Uebertragung," sagte Baumann mit Entschiedenheit. „Kein Mensch ist von Natur krank, jede Krankheit kommt von außen und geht nach innen. Wenn der Mensch auf einer einsamen Insel allein lebte, würde er niemals krank werden. Sie müssen sich das so denken: der menschliche Körper dünstet aus, das ist die überflüssige Wärme des Blutes; sie bildet einen großen, unsichtbaren Dunstkreis um jeden Körper. Ist der Mensch nun gesund, so scheidet er unschädliche Dunststoffe aus, ist er aber krank, so ist sein Dunstkreis angefüllt mit Krankheitsstoffen, die nach den verschiedenen Krankheiten verschieden sind. Verstehen Sie das?"

Der Rechnungsrat wußte nicht genau, ob er ja oder nein sagen sollte, Baumann wartete aber eine bestimmte Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Na also, dann werden Sie begreifen: wenn ein gesunder Mensch in den Dunstkreis eines Kranken kommt, so nimmt sein Dunstkreis die Krankheitsstoffe aus dem anderen Dunstkreis auf, und die Ansteckung ist fertig. Das ist doch klar!"

„Ja, das ist klar," wiederholte der Rechnungsrat mechanisch. „Aber," fragte er, „muß denn jede Berührung mit dem Kranken anstecken? Wenn man zum Beispiel nicht direkt mit ihm in Berührung kommt, sondern nur durch dritte Personen?"

„Das ist egal," dekretierte Baumann. „Wenn die dritte Person sich in dem Dunstkreis des Kranken aufhält und seine Stoffe in sich aufnimmt, dann überträgt sie sie natürlich wieder auf die Gesunden, mit denen sie zusammenkommt."

„Ach Gott, das ist ja schrecklich!" wehklagte der Rechnungsrat. „Dann bin ich ja verloren, dann giebt's ja für mich keine Rettung."

„Aber wieso denn?“ fragte Baumann erstaunt.

„Wir haben ja doch den Kranken in unserer Behausung!“

„Bei Ihnen? Wer ist es denn?“

„Unser Mieter, Doktor Kreuzer!“

„Was Sie sagen! Ja, da müssen Sie ihn eben an die Luft setzen.“

Dieses Wort wirkte auf den verzweifelten Rechnungsrat wie ein Explosivgeschoß. Mit einem Ruck waren alle Bande frommer Scheu zerrissen, die Friedfertigkeit, die Nachgiebigkeit, die Mutlosigkeit wie weggeblasen, vergessen aller Respekt vor der Gattin, vergessen die Anwesenheit eines dritten. Wie ein gereizter Löwe sprang er auf und lief zur Thür, und sie aufreißend schrie er hinaus: „Emilie! Emilie!“

Erschrocken stürzte die Rechnungsrätin herbei. „Um Gottes willen! Was ist denn los? Und du willst brustkrank sein? Mit der Stimme?“

„Schweig!“ donnerte der Rechnungsrat. „Meine Geduld ist erschöpft! Hier, Herr Baumann sagt auch: die Ansteckungsgefahr muß beseitigt werden, sonst bleib' ich ein elender Krüppel zeitlebens!“

„Aber Herr Baumann!“ rief die Rätin, sich an den Heilkünstler wendend, „wie können Sie meinem Mann —?“

„Schweig!“ unterbrach sie der Rechnungsrat wütend. „Ich hab' es satt, das ewige Widersprechen! Der Doktor zieht aus, und damit gut!“

Die Rechnungsrätin wurde ganz blaß vor Angst. War das ihr Mann? Dieser zornige Löwe? „Aber Reinhold!“ stammelte sie.

„Schweig!“ schrie er sie von neuem an. „Es handelt sich um Tod und Leben, und ich will leben! Hörst du, ich will leben!“

Kein Zweifel, es war etwas mit ihm passiert, man mußte ihm gut zureden.

„Ja doch, Reinhold,“ sagte sie besänftigend, „rege dich doch nicht auf!“

„Ich will mich aber aufregen! Ich habe ein Recht, mich aufzuregen!“

Die Rätin streichelte den außer sich Geratenen wie ein krankes Kind.

„Er soll ja fort, Reinhold, beruhige dich nur!“

„Er muß fort. Heute wird ihm noch gekündigt! Heute —!“

Seine Stimme schnappte über; er konnte nicht mehr. Stöhnend und ächzend sank er auf sein Lager und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Aber er sah seine Gattin mit strenger Miene an, wie der Sieger den Besiegten. Denn er war Sieger!

* * *

Kreuzer hatte natürlich keinerlei Kenntnis von den Ereignissen, die sich in der Hahnschen Familie abspielten, er würde sonst wohl von der weiteren Durchführung seines Planes Abstand genommen haben. Er hörte nur, daß der Rechnungsrat nicht ganz wohl sei, und ohne zu ahnen, daß dieses Unwohlsein mit seiner Person zusammenhänge, beeilte er sich als höflicher Mann Teilnahme zu zeigen.

In der Besuchsstube traf er nur das Fräulein Helene, stellte sich ihr vor und äußerte die sogleich bestätigte Vermutung, in der jungen Dame die Nichte der Frau Rätin zu sehen. Worauf er nach dem verehrten Herrn Rat und dessen Wohlergehen fragte und sein herzliches Bedauern aussprach, daß dieses zu wünschen übrig ließe.

Unter anderen Umständen würde er nunmehr schleunigst das Feld geräumt haben, um der gefährlichen Nähe der, wie er annahm, für ihn verschriebenen Nichte zu entkommen. Nicht so jetzt, wo er sich gegen jeden Angriff auf seine Unvermähltheit durch die List seines Freundes Schwarzbach

gesichert fühlte. Er sah sich vielmehr die junge Dame wohlgemut an und fand sie reizend. Ein Hauch von Natürlichkeit und Frische ging von ihr aus, der erquickend wirkte, und aus ihren Augen, die teilnahmsvoll auf ihn gerichtet waren, sprachen Klugheit und Gemüt zugleich.

Es war ihm also gar nicht um Flucht zu thun, denn ein Schönheitsverächter war er durchaus nicht.

Mit den Worten: „Ich will Sie aber nicht länger stören, mein Fräulein!“ leitete er diplomatisch die Fortsetzung des Gespräches ein, und das Fräulein zeigte ihre Bereitwilligkeit, auf seine Absicht einzugehen, indem sie freundlich erwiderte: „Sie stören uns gar nicht, Herr Doktor! Aber wie geht es Ihnen selbst?“

Kreuzer erstaunte. Er hatte im Anblick der jungen Dame ganz vergessen, daß er ja ein Todeskandidat sei, nach dessen Befinden man sich schicklicherweise erkundigen muß. Zum Glück besann er sich darauf und antwortete: „Ich? O danke, recht gut. Das heißt — den Umständen nach.“

„Recht, Herr Doktor, daß Sie nicht kleinmütig werden! Hoffnung ist die beste Medizin.“

„Und freundliche Teilnahme,“ ergänzte er höflich, „die zweitbeste. Nun kann mir's ja nicht fehlen.“

„Sie werden auch gewiß wieder gesund werden,“ sagte sie treuherzig, „ganz gesund.“

„Ich werde mir alle Mühe geben.“

Einen Augenblick schwiegen beide. Sie waren offenbar auf der Suche nach einem weiteren Gesprächsstoff, der bei der Neuheit ihrer Bekanntschaft sich nicht leicht finden lassen wollte. Fräulein Lenchen war die glücklichere.

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben, Herr Doktor?“ begann sie.

„Bitte sehr.“

„Warum gehen Sie nicht nach dem Süden?“

„Das ist eine Gewissensfrage,“ erwiderte er lachend.

Sie errötete leicht. „Verzeihen Sie. Ich wollte nicht indiskret sein.“

„Es ist nichts zu verheimlichen, mein Fräulein. Reisen kostet Zeit und Geld, beides fehlt mir.“

„Aber wenn es die Gesundheit gilt, muß man alles möglich machen.“

„Auch aus Kieselsteinen Gold zu fabrizieren?“

„Nun, wenn es nicht der Süden sein kann,“ rief sie lebhaft, „Landluft thut es vielleicht auch schon. Ach, Sie glauben nicht, wie sie kräftigt und heilt. Hier in der Stadt, in den engen Straßen, zwischen den hohen Häusern, wie soll der Kranke hier gesund werden? Seine Brust kann nicht frei atmen, seine Seele nicht froh und heiter werden. Aber bei uns! Ach, kommen Sie zu uns, Herr Doktor, wir machen Sie gesund! Was die Luft nicht fertig bekommt, das muß die Milch thun, die ist ein Universalmittel.“

Er hörte ihr lächelnd zu. „Sie schildern mir ein verlockendes Bild,“ sagte er. „Wenn ich Sie nun beim Wort nähme?“

„Sie könnten uns keine größere Freude machen.“

„Und was würde aus meiner Schulmeisterei?“

„Die hängen Sie einstweilen an den Nagel. Erst das Leben, dann der Beruf!“

„Hören Sie, wertes Fräulein, ich wünschte fast —“ Er unterbrach sich, denn beinahe hätte er sich verschnappt.

In diesem Augenblick hörte man den Rechnungsrat im Nebenzimmer husten. Unwillkürlich hustete er mit.

„Unsere Unterhaltung hat Sie doch nicht angestrengt, Herr Doktor?“ fragte sie besorgt.

„Wieso?“

„Sie husten.“

„Ach, das hat nichts zu sagen,“ beruhigte er sie. „Also schönen Dank, mein Fräulein, für Ihre Einladung. Wer weiß, ob ich nicht doch davon Gebrauch mache. Aber eins müssen Sie mir versprechen!“

„Nun!“

„Keinen Kamillenthee! Bitte! Bitte!“

Sie lachte. „Ist er Ihnen so unangenehm?“

„Schrecklich! Wenn Sie mir einen großen Gefallen thun wollen, verstecken Sie ihn, damit Tante Rätin ihn nicht mehr finden kann. Alles will ich geduldig ertragen, nur diesen Höllentrank nicht. Er bekommt mir, nebenbei gesagt, auch gar nicht.“

„Aber das versteht sich ja von selbst,“ erwiderte sie eifrig. „Ich werde schon dafür sorgen, verlassen Sie sich darauf!“

Er dankte und empfahl sich mit herzlichem Händedruck. Sie gefiel ihm ausnehmend.

Fräulein Lenchen blieb sinnend zurück. Es erging ihr ähnlich wie Kreuzer. Wäre er ihr nicht als bedauernswerter Kranker bekannt geworden, dessen Tage gezählt sind, sie würde, wie einfach und natürlich ihr ganzes Wesen auch war, sich dennoch nicht mit dem ihr fremden Mann auf einen so freundschaftlichen Fuß gestellt haben. Ihr weibliches Zartgefühl würde sie von vornherein von jeder Annäherung abgehalten haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre sie von Berlin wieder abgereist, ohne ihn anders als ganz oberflächlich kennen gelernt zu haben.

Aber so wie die Sache leider lag, wäre ja Zurückhaltung nichts als Herzlosigkeit gewesen. Einem so Schwergeprüften gegenüber waren Teilnahme und liebevolles Entgegenkommen einfache Menschenpflicht. Deshalb konnte sie ohne Scheu und ohne ängstliches Bedenken mit ihm verkehren wie mit einem guten Freunde, und wirklich war ihr schon nach diesem ersten kurzen Zusammensein, als sei er ihr seit langer Zeit vertraut.

Auch ohne die Charakterschilderung, welche die Tante von ihm entworfen, hätte sie gewußt, daß er ein guter, aufrichtiger Mensch sein müsse. Sie hörte es ihm ja an und las es aus seinen Augen, die so treu und ehrlich blickten. Aber sie fand noch etwas anderes in diesen Blicken: etwas seltsam Ahnungsvolles, Weitsehendes, wie sie es bisweilen bei hoffnungslos Kranken gefunden zu haben glaubte. Sie hatte das Gefühl, als habe er ihr bis auf den Grund der Seele geschaut und wisse nun, daß sie von Mitleid für ihn erfüllt sei, und daß ihre innigsten Wünsche ihm fortan zur Seite gehen würden.

Ob sie sich wohl erfüllen werden? Ob hier ein Wunder geschehen wird? Vielleicht könnten sorgsame Pflege, Fernhaltung aller schädlichen Einflüsse ihn doch am Leben erhalten! Er war ja noch so jung und offenbar von Natur kräftig veranlagt. Wenn man nicht wußte, daß er vom Tode gezeichnet war, konnte man glauben, er sei das Urbild der Gesundheit. Welch ein grausames Geschick! So viel Güte, so viel Tüchtigkeit, so viel Kraft — alles nur geschaffen, um sich in seiner Vollendung zu zeigen und dann einem jähen Untergange anheimzufallen, wie ein herrlich aufleuchtendes Gestirn, das plötzlich erlischt!

So gingen ihre Gedanken um das Schicksal des armen Doktor Kreuzer. Aber schnell raffte sie sich aus unfruchtbarem Grübeln auf. „Helfen, nicht klagen," war längst ihr Wahlspruch geworden. Das nächste war, den Kranken von der bösen Kamille zu befreien. Es wurde ihr nicht leicht, denn die Rechnungsrätin hielt große Stücke darauf. Aber zuletzt ließ sie sich überzeugen.

„Und was hat er für einen Eindruck auf dich gemacht?" fragte sie.

„Du meinst als Kranker, liebe Tante? Ich muß sagen, man merkt ihm nichts an, außer vielleicht an den Augen."

„Ja, das ist es eben," versicherte die Rechnungsrätin. „Man sieht es dem rotwangigen Apfel auch nicht an, daß er einen schlechten Kern hat, meinte Doktor Schwarzbach."

„Aber er scheint gar nicht traurig zu sein, oder ahnt er seinen wahren Zustand vielleicht nicht?"

„Siehst du, Kind, das ist das schlimmste. Je hoffnungsloser das Leiden dieser Art von Kranken ist, desto hoffnungsvoller sind sie; sie machen Zukunftspläne und erwarten alles vom nächsten Frühjahr, von einer Kur oder was sie sonst als unfehlbares Heilmittel anwenden. Hast du nie von dieser Selbsttäuschung der Schwindsüchtigen gehört?"

„Ach ja," seufzte Fräulein Lenchen. „Du wirst wohl recht haben, liebe Tante. Armer, armer Mann!"

„Armer Mann!" sekundierte die Rätin und wischte sich eine Thräne aus den Augen. „Und ich soll ihm kündigen! Wer weiß, in welche Hände bringen! Nein, das kann ich nicht, du wirst es mir bezeugen, Lenchen, das kann ich nicht."

Lenchen erbot sich sofort, es zu bezeugen, worauf die Rätin ihr gestand, daß sie ihrem Gatten fälschlich die bereits vollzogene Kündigung mitgeteilt habe, daß sie aber hoffe, er werde, noch ehe der Auszugstermin gekommen sei, von selbst darauf verzichten.

„Und du, Lenchen," schloß sie, „wirst mich doch nicht etwa verraten?"

„Tantchen!" rief das junge Mädchen beinahe entrüstet.

* * *

Mit der Kündigung war es also vorderhand nichts. Doktor Kreuzer blieb im unangefochtenen Besitz seiner schönen Wohnung. Er wäre auch seelenvergnügt darüber gewesen, wenn die Rechnungsrätin mit ihrer Fürsorglichkeit nicht gewesen wäre. Sie ließ ihn nicht aus den

Augen und lauerte ihm, er hegte wenigstens den Argwohn, förmlich auf. Wenn er ausging, kam sie schnell mit einem Tuch gelaufen und zwang ihn, es für alle Fälle — denn man kann in unseren Himmelsbreiten nie wissen, was aus dem Wetter wird! — einzustecken. Wenn er nach Hause kam, eilte sie ihm voran, damit er ja nicht etwa in den Zug käme; und dann hatte sie allerlei stärkende Mittelchen bei der Hand, die er beileibe nicht ausschlagen durfte, wollte er sie nicht erzürnen; zum Glück schmeckten sie nicht übel. Weniger angenehm war die ihm aufgedrängte Milchkur: wo er ging und stand, überall stieß er auf ein Glas dieser vortrefflichen Flüssigkeit, und wenn er's nicht austrank, gleich kam Exekutive. Aber auch das mußte ertragen werden und wurde gern ertragen; denn für alle Unzuträglichkeiten fand er reichliche Entschädigung in dem Vergnügen, das ihm der engere Anschluß an das Hahnsche Haus jetzt gewährte.

Jenem Besuche, der ihm die Bekanntschaft des Fräulein Helene verschaffte, waren bald andere gefolgt, und ein lebhafter Verkehr zwischen dem möblierten Zimmer und den Familienräumen hatte sich entwickelt. Die Damen wußten es so einzurichten, daß der Hausherr, der wieder leidlich auf dem Posten war und auch sein Amt versah, nichts davon merkte.

Je näher Kreuzer dem jungen Mädchen trat, desto höher lernte er sie schätzen. Auf dem Lande erzogen, hatte sie keine regelrechte Schulbildung genossen, aber ihrem Wissensdrang und ihrer Begabung war es gelungen, die Lücken derselben durch eifriges Selbststudium auszufüllen. Sie konnte deshalb als eine ungewöhnlich gescheite Dame gelten. Aber was noch viel mehr wert war: sie war ein durch und durch selbständiger Charakter. Der frühe Tod ihrer Mutter hatte sie schon in der Jugend auf sich selbst gestellt und ihr die Sorge für das Wohl anderer zur

Pflicht gemacht. So war sie schneller, als es jungen Mädchen sonst beschieden ist, gereift und in der Schule der Arbeit tüchtig und tapfer geworden.

Kreuzer hätte blind sein müssen, wenn er diese trefflichen Eigenschaften nicht erkannt hätte. Und er war durchaus nicht blind. Zwar seine Kenntnis des weiblichen Geschlechts war gering, aber man brauchte kein besonderer Frauenkenner zu sein, um ein solches Mädchen würdigen zu lernen. Es ward ihm daher bald zur lieben Gewohnheit, mit ihr zu plaudern, sie auf ihren Ausgängen zu begleiten und in Museen und bei Besichtigung sonstiger Sehenswürdigkeiten den Führer zu machen. Eine Gefahr bestand ja für keines von beiden, sie konnten sich also ganz ohne Zwang diesem intimen Verkehr hingeben.

Auch Doktor Schwarzbach hatte die junge Dame bei einer solchen Gelegenheit kennen gelernt und, sehr zum Mißvergnügen Kreuzers, die Rolle des ärztlichen Beschützers gespielt. Er zeigte sich eifrig besorgt um die Gesundheit des Freundes, widerriet ihm längeres Gehen und Stehen und zwang ihn, wegen angeblicher Ueberanstrengung, mitten im besten Plaudern umzukehren. Auch machte er den im Eifer sich vergessenden Kreuzer von Zeit zu Zeit durch freundschaftliche Püffe darauf aufmerksam, daß er verpflichtet sei, den Kranken zu markieren und wenigstens ab und zu, anstandshalber, ein wenig zu husten. Kreuzer that dies auch gewissenhaft und gewöhnte sich dadurch allmählich an, in gewissen Zwischenräumen von selbst ein gelindes Räuspern oder Hüsteln hören zu lassen.

Erbaut war er von dieser Heuchelei keineswegs. Im Gegenteil machte er sich häufig genug Vorwürfe, daß er unter den Augen des arglosen Mädchens eine solche Komödie spiele. Aber sollte er jetzt zurück? Was würde sie sagen, wenn der ihm jetzt gar nicht mehr so unschuldig

erscheinende Betrug aufgedeckt würde? So ließ er denn die Sache gehen und fuhr fort zu husten.

Fräulein Lenchen war nach diesen Wanderungen durch die Sehenswürdigkeiten Berlins in wechselnder Stimmung, bald tief niedergeschlagen, bald rosigster Laune. Sie hatte vielfach versucht, mit Doktor Schwarzbach über die Krankheit Kreuzers zu sprechen, er war ihr aber immer geschickt ausgewichen. Auf ihre Frage, ob denn die Schwindsucht wirklich nicht zu heilen sei, und ob nicht eine Ortsveränderung Erfolg verspreche, hatte er die Augenbrauen hochgezogen und die Achseln gezuckt.

„Ja, mein liebes Fräulein, das sind Fragen, die leichter gestellt als beantwortet sind. Wir Aerzte tappen da noch sehr im Dunkeln. Wir können nur sagen: vielleicht — vielleicht auch nicht. Warten wir also ruhig ab, das schadet in diesem Falle sicher nicht!"

Desto willigeres Gehör fand sie bei der Rechnungsrätin, deren Gedanken sich nicht weniger als die ihrigen um diese Frage bewegten. Auch sie war der Meinung, nur ein längerer Aufenthalt im Süden, so um Afrika herum, könne helfen.

„Warum muß gerade ihm das Notwendigste fehlen?" ereiferte sie sich, „während andere nicht wissen, zu welchem Fenster sie das Geld hinauswerfen sollen? Könnte ich's ihm verschaffen? Ach, könnte ich's ihm verschaffen? Aber du kennst ja den Onkel! Er hält seine Ersparnisse fest, freilich, sauer genug sind sie uns geworden. Es ist traurig, Lenchen, sehr traurig. Ich bin überzeugt, es würde ihm helfen."

Oft hatte Fräulein Lenchen diese Klage mitangehört. Eines Tages sagte sie darauf: „Tantchen, wenn du mir versprichst, es niemand — hörst du, niemand! — zu verraten, ich wüßte wohl, wie das Geld zu beschaffen wäre!"

„Du?" fragte die Rätin zweifelnd.

Lenchen nickte. „Aber niemand darf davon wissen!“ betonte sie noch einmal.

„Selbstverständlich. Also sprich!“

Darauf zog das Fräulein aus ihrer Tasche ein Papier und entfaltete es. Es war ein feierlich aussehendes, bedrucktes und beschriebenes Dokument in Großfolio.

„Lies, Tantchen!“ sagte sie.

Die Rätin setzte sich erstaunt ihr Augenglas auf und begann den Schein zu studieren, kam aber nicht weit damit. Das Glas abnehmend schüttelte sie den Kopf und gab das Papier zurück.

„Ich verstehe das nicht,“ erklärte sie. „Was ist es?“

„Ein Depotschein, Tantchen. Darauf kann ich jeden Augenblick eine Anzahl Pfandbriefe von der Bank erheben.“

„Du? Ach, mach keinen Unsinn, Lenchen!“

„Es ist kein Unsinn, Tantchen. Du weißt doch, daß ich von der seligen Mama ein kleines Vermögen geerbt habe. Papa hat es gleich auf die Bank gegeben, wo es in Pfandbriefen angelegt wurde. Aus den Zinsen sind mir im Laufe der Jahre wieder Papiere angeschafft worden, so daß jetzt schon ein ganz hübsches Sümmchen, wenigstens für meine Verhältnisse, daliegt. Als ich dieses Frühjahr majorenn wurde, bestand Papa darauf, daß ich den Depotschein an mich nehmen mußte, er meinte, ich wüßte ja doch besser mit Geldsachen Bescheid als er. Nun brauche ich nur auf die Bank zu gehen und bekomme, so viel ich will, das heißt: so viel für mich da ist. Wenn wir jetzt nur einen Teil davon abheben, Tantchen, und es ihm zur Verfügung stellen —“

„Lenchen!“ fiel die Rechnungsrätin mit bebender Stimme ein und schloß das junge Mädchen in ihre Arme. „Lenchen!“

Weiter konnte sie vor Rührung nichts sagen.

„Aber eins mußt du mir versprechen,“ fuhr Lenchen ernst fort, „du darfst unter keinen Umständen verraten,

woher das Geld kommt, sondern sagen, du wolltest es ihm leihen, könntest es jetzt gerade entbehren oder dergleichen. Willst du, Tantchen?"

„Laß mich nur machen," erwiderte die Rätin, die sich inzwischen gefaßt hatte. „Ich werde es ihm so plausibel machen, daß er's nehmen wird, er soll keine Ahnung haben, von wem es kommt."

Die Rechnungsrätin hatte nur ein Bedenken: ob eine solche Reise auch wirklich das richtige wäre. Wenn das zuträfe, wäre es freilich die höchste Zeit, denn daran sei kein Zweifel, daß die Krankheit Fortschritte gemacht habe, der Husten sei viel stärker als früher, wo man gar nichts davon gemerkt habe. Ob man nicht noch vorher mit Doktor Schwarzbach sprechen solle?

Lenchen berichtete über ihre vergeblichen Fragen und fügte hinzu: „Die ärztliche Kunst scheint dieser schrecklichen Krankheit gegenüber doch ratlos zu sein. Aber man darf doch nichts versäumen. Ich habe mir gedacht, ob man sich nicht selbst Belehrung verschaffen könnte."

„Wenn die Aerzte nichts wissen, wie sollten wir denn —?"

„Ich meine nur so, Tantchen. Es muß doch Bücher geben, aus denen man sich unterrichten kann."

„Ach, wer versteht denn das gelehrte Zeug?"

„Ich bin ja ein halber Doktor, Tantchen, von meiner Krankenpflegerei her. Versuchen möcht' ich's doch, ich frage mal in der Buchhandlung nach, schaden kann's ja nicht."

„Nein, schaden kann's nicht!" bestätigte die Rechnungsrätin. Wenn es sich um ihren guten Doktor handelte, war sie leicht zu überzeugen.

* * *

Thörichter Oberlehrer Kreuzer! Warum verschmähst du Italien? Siehe, der Mammon liegt bereit, und du greifst nicht zu? Thörichter Oberlehrer! . . .

Mit einem Zartgefühl, das dem Herzen der braven Dame alle Ehre machte, hatte ihn die Rechnungsrätin vor die Wahl gestellt: entweder das Geld von ihr anzunehmen, oder sie tödlich zu beleidigen! Er werde sich doch nicht irgend welche Skrupel wegen der Rückzahlung machen, hatte sie hinzugefügt. Das Geld würde vollständig seinen Beruf verfehlen, wenn es nicht unverzüglich zu bewußtem Zwecke verwendet würde.

Kreuzer kam sich, als er diese halb erregt, halb verlegen vorgebrachten Argumente hörte, wie ein rechter Sünder vor. So viel Güte, so viel ernste Teilnahme auf der Seite dieser treuen Menschen, und so viel Arglist und Heuchelei auf der seinigen! Er bereute jetzt aufrichtig, und nur ein unbestimmtes Gefühl der Furcht, noch mehr Unheil anzurichten, hielt ihn davor zurück, alles zu enthüllen.

„Meine liebe Frau Rätin," sagte er, ihr gerührt in die Augen blickend und ihre Hände ergreifend, „ich danke Ihnen, danke Ihnen von ganzem Herzen. Wodurch habe ich denn nur so viel Vertrauen und Zuneigung verdient? Ich bin ja eigentlich ein ganz schlechter Mensch —"

„Aber, Herr Doktor!" protestierte die Rätin.

„Ja, ein schlechter Mensch, wenn ich mich mit Ihnen vergleiche, die Sie sich keinen Augenblick besinnen, Ihre Ersparnisse herzugeben, um mir zu helfen."

Die Rechnungsrätin erschrak heftig bei diesem unverdienten Lobe. Der Gedanke, sich etwas anzueignen, was ihr nicht zukam, machte sie so verwirrt, daß sie, des heiligen Gelübdes, das sie Lenchen abgelegt, vergessend, mit der Wahrheit herausplatzte.

„Um Gottes willen, loben Sie mich doch nicht, Herr Doktor! Es ist ja nicht unser Geld, sondern dem Lenchen ihr Mütterliches."

Aber indem sie so unbedacht das Geheimnis aussprach, empfand sie auch schon das begangene Unrecht.

„Ach Gott, was hab' ich da gemacht?" unterbrach sie sich, unwillkürlich mit der Hand den Mund züchtigend, der so treulos gesündigt hatte. „Herr Doktor, bester Herr Doktor! Thun Sie mir die einzige Liebe und verraten Sie mich nicht! Ach, was bin ich für eine gedankenlose Plaudertasche! Nichts kann ich mehr für mich behalten, eine Frau in meinen Jahren!"

Kreuzer beeilte sich, ihr zu beteuern, daß er stumm sein werde wie das Grab, und reichte ihr zum Zeichen dessen seine Hand hin, die sie hastig ergriff.

„Nun, so will ich denn alles gestehen!" sagte sie beruhigt. Und Kreuzer erfuhr umständlich, wie es sich mit dem Gelde des Fräuleins verhalte, und welchem Kopfe der Plan entstanden war, es zu seinen Gunsten zu verwenden.

Er war tief ergriffen von dem, was er da vernahm. Eine Glücksempfindung ohnegleichen überkam ihn, und er mußte sich abwenden, um sich nicht zu verraten. Als aber die Rätin mit der erneuten Bitte ihren Bericht schloß, ums Himmels willen Lenchen nichts merken zu lassen, sie bliebe sonst nicht eine Stunde länger in Berlin, beherrschte er sich und antwortete, ihr sein Gesicht wieder zukehrend: „Verlassen Sie sich darauf, verehrte Frau Rätin, ich weiß zu schweigen! Aber Ihnen danke ich, daß Sie mir das gesagt haben. So etwas thut wohl, mehr als alles, so etwas versöhnt uns mit dem herbsten Geschick."

„Also Sie nehmen an, Herr Doktor?" rief die Rechnungsrätin freudig.

„Annehmen kann ich's nicht," erwiderte er herzlich. „Aus vielen Gründen, hauptsächlich weil ich hoffe, es wird gar nicht nötig sein, daß ich weggehe. Aber darum beglückt es mich nicht weniger, das dürfen Sie dem Fräulein ruhig wieder sagen."

„Ach, da wird sie recht betrübt sein!" seufzte die Rätin. „Sie hat so fest darauf gerechnet, und ich auch. Geht's

denn wirklich nicht? Sehen Sie, sie braucht doch das Geld wirklich nicht, sie ist ja —"

„Nein, es geht in der That nicht," fiel er ein, „Sie werden das selbst einsehen, liebe Frau Rätin. Ich müßte mir ja ewig Vorwürfe machen, fremdes Gut für mich in Anspruch genommen zu haben. Mißbrauche ich nicht ohnehin Ihre Güte mehr wie ich verantworten kann?"

„Davon dürfen Sie nun gar nicht reden, Herr Doktor," unterbrach sie ihn.

„Doch, verehrte Frau Rätin, es muß sein. Immer schon wollte ich mit Ihnen darüber sprechen. Es wäre undankbar, aber auch unbescheiden, wenn ich Ihnen länger zur Last fiele!"

Die Rechnungsrätin sah ihn ganz erstaunt an. „Was wollen Sie damit sagen?" stammelte sie. „Sie wollen doch nicht etwa ausziehen? Wenn Sie mir das anthun —!"

Vor Aufregung mußte sie einen Augenblick inne halten, ehe sie weiter sprechen konnte.

„Nein, das dürfen Sie mir nicht anthun! Versprechen Sie mir's heilig!"

„Aber sagen Sie doch selbst, wie soll ich es verantworten?"

„Gar nicht sollen Sie es verantworten! Weil nichts zu verantworten ist! Weil wir nur thun, wozu wir verpflichtet sind, durch Dankbarkeit verpflichtet sind! Weil Ihre lieben Eltern uns hundertmal mehr an Liebe und Güte erwiesen haben, als wir im stande sind, Ihnen jemals zu erweisen! Weil —"

Hier war es mit ihrer Fassung zu Ende, und Thränen traten an die Stelle der Worte.

Da erweichte sich das Herz des rebellischen Mieters. Der Vorsatz, auszuziehen, war ihm plötzlich gekommen. Es war ihm gewesen, als könne er sich nur auf diese Weise einer unbekannten Gefahr entziehen, die ihm irgend woher

drohe. Als er aber die Wirkung seiner Ankündigung sah, siegte doch sein gutes Gemüt, und er lenkte ein.

„Es war ja nicht so bös gemeint, liebe Frau Rätin," sagte er. „Ich wollte es ja nur Ihretwegen thun. Wenn Sie mich aber noch länger behalten wollen —"

„Also Sie ziehen nicht aus?" rief sie, ihn sogleich beim Wort nehmend. „Sie lassen sich weiter von mir quälen?"

„Quälen? Daß doch die guten Menschen immer ihr Licht unter den Scheffel stellen müssen!"

Die Rechnungsrätin schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte sie, „es ist der pure Egoismus von uns, das wissen Sie ja!"

* * *

Kreuzer hatte nach dieser Unterredung einen starken moralischen Katzenjammer. Die Menschen, die er so schmählich hinterging und in Angst und Bangen versetzte, vergalten ihm diese Unthat mit einer Hingebung und Liebe, die als Lohn für die höchsten Tugenden und Verdienste noch groß genug gewesen wäre.

Aber er sollte noch mehr beschämt werden.

Der Rechnungsrat hatte — nach seiner Meinung durch die magnetische Einwirkung Baumanns, die tagtäglich stattfand — in Wirklichkeit aber durch die tröstliche Gewißheit, den Krankheitserreger bald beseitigt zu sehen, und durch das Aufhören des Angstgefühls sein „tödliches" Leiden überwunden. Er gestand sich's zwar nicht ganz ein, denn er fürchtete, den „Neid der Götter" heraufzubeschwören, wenn er sich für vollkommen gesund erklärte. Aber es war so, er war wieder einmal gerettet.

Und dank dieser Thatsache hatte auch seine Stimmung gegen Kreuzer einen sanfteren Ton angenommen. Er sagte sich, daß der bedauernswerte junge Mann doch eigentlich ganz unschuldig sei, für seine Krankheit könne man ihn doch nicht verantwortlich machen, zum Vergnügen sei

kein Mensch schwindsüchtig, und aufgedrängt habe er sich auch nicht. Wenn man daher auch im Interesse der Selbsterhaltung gezwungen sei, ihm fernere Gastfreundschaft zu versagen, so liege doch kein Grund vor, ihm zu zürnen. Vielmehr sei es gerade doppelte Pflicht der Menschlichkeit, sich seiner nach Kräften anzunehmen.

Beim Nachsinnen über die Mittel, ihm zu helfen, kam der Rechnungsrat auf den natürlichen Gedanken, zu versuchen, ob das Heilmittel, das sich bei ihm selbst bewährt, nicht auch bei Kreuzer anschlagen möchte. Wenn irgend jemand ihn aus den Klauen der verderblichen Tuberkulose befreien konnte, so war es Baumann mit seinem magnetischen Streichen. Er ersuchte daher den großen Magnetiseur, dem unglücklichen jungen Mann seine Dienste anzubieten.

Baumann erklärte sich hierzu mit Vergnügen bereit und stellte sich auch sofort bei Kreuzer ein. Diesem war die pomphafte Erscheinung des Wunderdoktors nicht unbekannt. Er war ihm bisweilen in der Hahnschen Wohnung begegnet und wußte, daß er den Rechnungsrat in der Behandlung habe. Er vermutete daher, daß er sich nur im Zimmer geirrt habe, und wollte ihn ohne Umstände an die richtige Adresse verweisen. Baumann erklärte aber, daß er hier gerade recht sei, der Rechnungsrat, sein verehrter Gönner und Expatient, habe ihn abgesandt, um sich dem Herrn Oberlehrer nützlich zu erweisen.

„Ich danke," sagte Kreuzer kühl. „Ich bin bereits versehen."

„Ja, das glaube ich!" rief Baumann mit seiner dröhnenden Stimme. „Versehen! Das ist das rechte Wort gegenüber diesen Herren Medizinern! Haben Sie nur Vertrauen zu mir, Ihnen wird geholfen werden!"

„Ich verzichte darauf!" erwiderte Kreuzer ablehnend.

Baumann lächelte. „Kenne ich, mein Verehrtester!

Aller Lebensmut futsch! Alle Hoffnung aufgegeben! Todessehnsucht — und so weiter!"

„Aber ich muß doch bitten!" unterbrach ihn Kreuzer ärgerlich.

Baumann aber achtete gar nicht darauf, sondern fuhr pathetisch fort: „Sie werden sich schon überzeugen, mein Lieber, was das für Pfuscher sind, die Sie für unheilbar schwindsüchtig erklären. Sie sind nicht unheilbar, Herr! Ich, Baumann, sage Ihnen das — und ich werde Sie gesund machen."

„Trotzdem verzichte ich darauf!" wiederholte Kreuzer sehr energisch und machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung nach der Thür. „Mit einem Wort: ich lehne Ihr Anerbieten ab, ich wünsche Ihren Rat und Ihre Behandlung nicht, ich bitte, mich mit Ihren werten Besuchen gefälligst zu verschonen!"

Endlich fing Baumann an zu reagieren. „Das soll heißen, Herr Oberlehrer?" fragte er stirnrunzelnd und Kreuzer mit seinem Tierbändigerblick messend.

„Adieu, mein Herr!" war die entschiedene Antwort. Worauf sich Baumann mit Anstand verneigte und stolz das Zimmer verließ.

* * *

Jede Uebelthat trägt ihre Strafe in sich. Der Oberlehrer Kreuzer hatte so lange zum Schein gehustet, bis er's nun im Ernste that. Es war ihm in dem Maße zur Gewohnheit geworden, daß er ganz vergaß, warum er sich's angewöhnt hatte. Und weil dies der Fall war, fing er an, darüber zu grübeln, woher denn dieser unangenehme Hustenzwang käme, und da entdeckte er denn allmählich, daß die Leute doch recht haben könnten, wenn sie ihn für schwindsüchtig hielten. Nachdem aber dieser Gedanke erst einmal in ihm wach geworden war, hielt er's

denn wirklich nicht? Sehen Sie, sie braucht doch das Geld wirklich nicht, sie ist ja —"

„Nein, es geht in der That nicht," fiel er ein, „Sie werden das selbst einsehen, liebe Frau Rätin. Ich müßte mir ja ewig Vorwürfe machen, fremdes Gut für mich in Anspruch genommen zu haben. Mißbrauche ich nicht ohnehin Ihre Güte mehr wie ich verantworten kann?"

„Davon dürfen Sie nun gar nicht reden, Herr Doktor," unterbrach sie ihn.

„Doch, verehrte Frau Rätin, es muß sein. Immer schon wollte ich mit Ihnen darüber sprechen. Es wäre undankbar, aber auch unbescheiden, wenn ich Ihnen länger zur Last fiele!"

Die Rechnungsrätin sah ihn ganz erstaunt an. „Was wollen Sie damit sagen?" stammelte sie. „Sie wollen doch nicht etwa ausziehen? Wenn Sie mir das anthun —!"

Vor Aufregung mußte sie einen Augenblick inne halten, ehe sie weiter sprechen konnte.

„Nein, das dürfen Sie mir nicht anthun! Versprechen Sie mir's heilig!"

„Aber sagen Sie doch selbst, wie soll ich es verantworten?"

„Gar nicht sollen Sie es verantworten! Weil nichts zu verantworten ist! Weil wir nur thun, wozu wir verpflichtet sind, durch Dankbarkeit verpflichtet sind! Weil Ihre lieben Eltern uns hundertmal mehr an Liebe und Güte erwiesen haben, als wir im stande sind, Ihnen jemals zu erweisen! Weil —"

Hier war es mit ihrer Fassung zu Ende, und Thränen traten an die Stelle der Worte.

Da erweichte sich das Herz des rebellischen Mieters. Der Vorsatz, auszuziehen, war ihm plötzlich gekommen. Es war ihm gewesen, als könne er sich nur auf diese Weise einer unbekannten Gefahr entziehen, die ihm irgend woher

drohe. Als er aber die Wirkung seiner Ankündigung sah, siegte doch sein gutes Gemüt, und er lenkte ein.

„Es war ja nicht so bös gemeint, liebe Frau Rätin," sagte er. „Ich wollte es ja nur Ihretwegen thun. Wenn Sie mich aber noch länger behalten wollen —"

„Also Sie ziehen nicht aus?" rief sie, ihn sogleich beim Wort nehmend. „Sie lassen sich weiter von mir quälen?"

„Quälen? Daß doch die guten Menschen immer ihr Licht unter den Scheffel stellen müssen!"

Die Rechnungsrätin schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte sie, „es ist der pure Egoismus von uns, das wissen Sie ja!"

* * *

Kreuzer hatte nach dieser Unterredung einen starken moralischen Katzenjammer. Die Menschen, die er so schmählich hinterging und in Angst und Bangen versetzte, vergalten ihm diese Unthat mit einer Hingebung und Liebe, die als Lohn für die höchsten Tugenden und Verdienste noch groß genug gewesen wäre.

Aber er sollte noch mehr beschämt werden.

Der Rechnungsrat hatte — nach seiner Meinung durch die magnetische Einwirkung Baumanns, die tagtäglich stattfand — in Wirklichkeit aber durch die tröstliche Gewißheit, den Krankheitserreger bald beseitigt zu sehen, und durch das Aufhören des Angstgefühls sein „tödliches" Leiden überwunden. Er gestand sich's zwar nicht ganz ein, denn er fürchtete, den „Neid der Götter" heraufzubeschwören, wenn er sich für vollkommen gesund erklärte. Aber es war so, er war wieder einmal gerettet.

Und dank dieser Thatsache hatte auch seine Stimmung gegen Kreuzer einen sanfteren Ton angenommen. Er sagte sich, daß der bedauernswerte junge Mann doch eigentlich ganz unschuldig sei, für seine Krankheit könne man ihn doch nicht verantwortlich machen, zum Vergnügen sei

für seine Pflicht, sich doch etwas genauer zu beobachten, und siehe da! er fand zu seinem Schrecken, daß die Symptome jenes tückischen Leidens wirklich vorhanden waren.

Endlich, um die Sache auch historisch anzufassen, forschte er in der Vergangenheit seiner Familie nach, ob sich dort etwa jemand fände, der an der Schwindsucht gelitten hätte, und von dem er sie nach den unerbittlichen Gesetzen des Atavismus geerbt haben könnte. Und es konnte gar nicht schlimmer kommen! Dieser Jemand war in der That vorhanden, er hatte gelitten und war gestorben an der Schwindsucht! Er erinnerte sich dieser Persönlichkeit ganz gut: es war ein Bruder seiner Mutter, der die letzten zehn Jahre seines Lebens im Süden hatte zubringen müssen, wie man allgemein im Familienkreise erzählte, eines schweren Leidens wegen, und der dort auch selig verschieden war. Was konnte dieses Leiden anders gewesen sein, als ein perniziöses Lungenleiden, da doch hiergegen der Aufenthalt in südlichen Klimaten als bestes Heilmittel angesehen wird? Nun war es ja ganz klar, woher er selbst seine Krankheit hatte, und nun war auch kein Zweifel mehr, daß er sie wirklich hatte und daran zu Grunde gehen mußte!

Diese Entdeckung gab seiner Stimmung den Rest. Er verlor seinen letzten Humor und begann Trübsal zu blasen. Wenn es sich gelohnt hätte, würde er jetzt hingegangen sein, um sein Testament zu machen, so war er auf den Weltabschied vorbereitet. Daß dieser gerade jetzt bevorstand, wo das Leben einen neuen Inhalt für ihn gewonnen hatte, wo Hoffnungen in seinem Herzen aufgekeimt waren, die ihm ein herrliches Glück vorgaukelten, das war bitter. Ach, was war er doch für ein Unglücksmensch!

Nun war es natürlich, daß solche Seelenverfassung auch sein körperliches Befinden beeinflussen mußte. Ihre Spur prägt sich bald in seinem ganzen Wesen aus. Er ließ

den Kopf hängen und wurde blaß; den prüfenden Blicken der Hahnschen Damen entging diese Veränderung nicht, sie machten sich große Sorge darüber und seufzten schwer.

Und zuletzt fiel es auch Freund Schwarzbach auf, der ihn fragte, was er für einen geheimen Kummer habe, er sehe so schmachtend und interessant aus, ob man nicht erfahren könne, wo ihn der Schuh drücke.

Kreuzer machte bei dieser Frage sein weltschmerzlichstes Gesicht und antwortete mit trauriger Stimme: „Lieber Freund, aus dem Scherz ist bitterer Ernst geworden!"

„Wieso?" wollte Doktor Schwarzbach wissen.

„Ich bin leider ernstlich krank," sagte Kreuzer.

Doktor Schwarzbach lächelte ihn freundlich an und versetzte zutraulich: „Hermann, mein teurer Sohn, komm zu dir!"

Kreuzer schüttelte den Kopf. „Es ist leider die Wahrheit. Seit Wochen werde ich den quälenden Husten nicht los, und ich fühle mich unsäglich hinfällig. Oft komme ich nur mit Anstrengung die Treppen herauf. Dabei ist meine Stimmung entsetzlich — entsetzlich — ach!"

Er seufzte aus tiefster Brust und hustete.

„Hm," sagte Doktor Schwarzbach, faßte darauf ohne Umstände nach Kreuzers Puls, hielt ihn eine Zeitlang zwischen seinen Fingern, legte sein Ohr an die Brust des kranken Mannes, alles mit größter Ernsthaftigkeit. Nach einer Weile sagte er, während Kreuzer mit Spannung auf ihn blickte: „Lieber Sohn, erschrick nicht, du bist allerdings nicht unerheblich krank."

Jetzt erschrak Kreuzer doch heftig. „Also wirklich?" rief er blaß werdend.

„Ja, aber das Leiden sitzt nicht in der Lunge, wie du anzunehmen scheinst, sondern hier!"

Dabei zeigte er auf die Gegend des Herzens.

„Im Herzen?" fragte Kreuzer. „Ich glaube es bei-

nahe auch. Die Beklemmungen beim Treppensteigen, der unruhige Schlaf —"

„Die ungleiche Stimmung," ergänzte Doktor Schwarzbach.

„Ganz recht."

„Stimmt alles. Ich rate dir dringend, hier auszuziehen."

„Siehst du, den Gedanken hatte ich auch, aber es geht nicht. Die gute Frau Rätin läßt mich nicht fort. Sie hat mir das Wort abgenommen, daß ich nicht ausziehe."

Doktor Schwarzbach sah besorgt aus. Wieder fixierte er den Kranken scharf und sagte: „Dann bleibt nur eins übrig: du mußt heiraten!"

„Ach, mach keine Witze!" rief Kreuzer ungehalten. „Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt."

„Es ist aber mein voller Ernst," versicherte Doktor Schwarzbach.

Kreuzer bewegte die Schultern in die Höhe und lächelte wehmütig. „Wer wird mich heiraten wollen?" ließ er sich vernehmen. „Einen Kranken? Und überhaupt: ich habe dir doch immer gesagt, ich heirate nicht, jetzt erst recht nicht."

„Ich kenne eine junge Dame, die für dich wie geschaffen wäre, eine junge Dame, die nicht bloß reizend und anmutig, sondern auch klug und hausmütterlich ist. Und wenn ich mein Freund Kreuzer wäre, so würde ich keinen Augenblick zögern, ihr zu Füßen zu fallen."

Kreuzer ging nach dieser Rede des Doktor Schwarzbach mit großen Schritten auf und ab, zuweilen den Kopf schüttelnd und leise vor sich hin sprechend.

Dann blieb er vor seinem Freunde stehen und sagte entschlossen: „Höre, Doktor, wozu das Versteckenspielen? Ja, ich würde deinem Rat folgen, ich würde ihr zu Füßen fallen, aber darf ich meine Hand ausstrecken nach einem solchen Edelstein — ich, ein Kranker?"

„Ach, höre doch endlich auf mit deiner Hypochondrie!" rief Doktor Schwarzbach ungeduldig. „Verliebt bist du, das ist deine ganze Krankheit!"

„Du meinst also wirklich, daß ich gesund bin?"

„Körperlich sicher. Was deinen Seelenzustand betrifft, so frage mich nach der Verlobung."

„Verlobung?" seufzte Kreuzer. „Ach Gott, du hast gut reden. Sie hält mich für einen Schwerkranken, der ihr Mitgefühl erregt — aber Liebe?"

Doktor Schwarzbach faßte nach der Thürklinke. „Mir fällt ein Citat ein, Kreuzer," sagte er, „vielleicht kennst du's:

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen —
Das ist der ganze Zauber, den ich übte."

Damit war er zur Thür hinaus.

* * *

Kreuzer blieb in großer Aufregung zurück. Sollte es möglich sein? Sollte er noch glücklich werden können? Wenn Schwarzbach recht hatte, so war er gesund und durfte hoffen, sie zu gewinnen. Aber wie? Wenn sie ihn nur aus Mitleid liebte, wie der Freund sagte, weil er sich in Gefahr befand, würde sie dem Genesenen das gleiche Gefühl entgegenbringen?

Sein Herz schlug ihm heftig, als er sich diese Fragen stellte, aber diesmal wußte er, woher das Herzklopfen rührte. Es war die tödliche Angst, das Glück, das ein holder Traum ihm eben gezeigt, könne wieder verschwinden, ehe er's erfaßt hatte.

Sonst, wenn ihn irgend etwas erregte, fand er sein Gleichgewicht auf einsamen Spaziergängen wieder. Heute versagte dieses Mittel ganz, und in gleicher Verwirrung, wie er das Haus verlassen, kehrte er zurück. Es war die

Stunde, in der er den Hahnschen Damen seinen Besuch abzustatten pflegte.

Der Gewohnheit folgend, trat er in die Familienstube, wo sich nur Fräulein Lenchen befand. Sie hatte in einem Buche gelesen. Bei seinem Eintritt fuhr sie mit einem halblauten Ausruf auf und versuchte das Buch hinter ihrem Rücken zu verstecken.

„Guten Tag, Fräulein Helene!“ begrüßte er sie. „Habe ich Sie erschreckt?“

Sie war offenbar sehr befangen. „Nein, o nein,“ sagte sie schnell. „Aber Sie, Herr Doktor, Sie sind gewiß erschrocken, als ich so aufschrie? Wie unüberlegt von mir!“

Kreuzer lächelte. „Wie Sie sehen, fühle ich mich ganz normal,“ entgegnete er. „Wollen Sie meinen Puls fühlen? — Aber was ist denn das für ein Buch, das Sie mir so geflissentlich zu verbergen suchen? Darf man es nicht sehen?“

„Nein, man darf es nicht sehen,“ erwiderte sie, das Buch noch immer auf dem Rücken haltend.

„Wohl gar etwas Staatsgefährliches?“ neckte er sie. „Da bin ich aber wirklich neugierig. Bitte, lassen Sie sehen!“

„Nein, nein, es ist nichts für Sie!“ rief sie ängstlich.

„Also ein Kochbuch?“

„Jawohl ein Kochbuch!“

„Dann bitte ich entschieden um Einsicht. Seit Ihrem herrlichen Flammeri mit Himbeersauce schwärme ich für die Kunst der Küche.“

„Hat er Ihnen wirklich geschmeckt?“ fragte sie, um ihn abzulenken, doch er merkte die Absicht.

„Wenn Sie mir das Buch zeigen — ja,“ antwortete er beharrlich.

„Quälen Sie mich nicht, es ist ja gar kein Kochbuch.“

„Also nicht? Nun ist aber meine Neugier aufs höchste gestiegen.“

Während er dies sagte, faßte er mit kühnem Griff nach dem Buche.

Sie wendete sich jedoch schnell um, und indem sie es festzuhalten suchte, rief sie: „Ach bitte, nein!“

Kreuzer ließ seine Hand fallen und seufzte, als hätte die Anstrengung seine Kräfte erschöpft. Zugleich sah er sich nach einem Stuhl um.

„Ach, ich habe Sie gewiß in Aufregung versetzt!“ rief sie voll Angst. „Verzeihen Sie nur, Herr Doktor. Hier ist es ja!“

Dabei reichte sie ihm das Buch, ein ziemlich ernsthaftes, dickleibiges Ding in gewöhnlichem Einbande, hin.

„Es geht schon wieder besser,“ sagte er, das Titelblatt betrachtend. „Ei, was seh' ich? ‚Die Therapie der Lungentuberkulose‘!“

Fräulein Lenchen wollte schleunig die Flucht ergreifen, Kreuzer hielt sie aber noch rechtzeitig fest und ergriff ihre Hand.

„Fräulein Helene,“ sagte er, „sagen Sie mir aufrichtig: warum verschafften Sie sich dieses Buch?“

Sie blickte zu Boden, ihr Gesicht war wie in Purpur getaucht. Es dauerte ein Weilchen, ehe sie zögernd und verwirrt antworten konnte: „Sagte ich's Ihnen nicht, Herr Doktor? Ich hatte die Idee, Medizin zu studieren.“

„Ich weiß es besser, Fräulein Helene,“ versetzte er mit bewegter Stimme. „Sie wollten mir Hilfe bringen. Ist es nicht so? Und warum wollten Sie mir helfen? Was hält Sie hier in dem unbehaglichen Berlin zurück? Warum wollen Sie, daß ich Ihr Geld nehme? Nicht wahr, Helene, weil Sie mir gut sind, weil Sie mich lieb haben? Antworten Sie, Helene, habe ich recht?“

Er beugte sich zu ihr nieder und sah ihr in die feucht schimmernden Augen, die sie jetzt zu ihm aufschlug.

„Ja,“ antwortete sie innig. „Weil ich Sie lieb habe!“

„Helene!“

Er rief es wie im Triumphe und küßte die Hand, die zitternd in der seinen ruhte.

„Helene! Du liebst mich? Mich, den Kranken, dessen Nähe Gefahr bringt?“

Sie sah ihn lächelnd an. „Wenn ich mich fürchtete,“ sagte sie ernst, „würde ich dann lieben? Im Leben und Sterben will ich dein sein!“

Da that er etwas, was er bisher immer nur für eine von Novellenschreibern erfundene, dem wirklichen Leben fremde Uebertreibung gehalten hatte — er kniete vor ihr hin und rief: „Auf meinen Knieen danke ich dir dafür!“

Sie aber nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn.

* * *

Als das Hahnsche Ehepaar aus Lenchens Munde die Verlobung erfuhr, brach es vor Schreck fast zusammen. Das war denn doch zu viel, auch für starke Nerven; das war eine Katastrophe, ein Elementarunglück! Darauf war selbst die Rechnungsrätin nicht gefaßt, und sie vergoß Thränen der Verzweiflung.

Denn so sehr sie auch Kreuzer zugethan war aus Dankbarkeit, Sympathie und allgemeiner Menschenliebe, das Glück ihres Lenchens, ihres armen Lenchens, war ihr doch zu teuer, um es ihm zum Opfer bringen zu lassen. Außer ihrer eigenen Tochter stand ihrem Herzen niemand näher als das liebe Kind, in dem sie ein Vermächtnis ihrer seligen Schwester erblickte, für dessen Wohl und Wehe sie sich verantwortlich fühlte.

Nun war eingetroffen, was sie früher im stillen gehofft und herbeigewünscht hatte. Der Plan, den sie so

schlau eingefädelt, war geglückt: die jungen Leute hatten sich gefunden! Ach, wie furchtbar war sie bestraft worden für den Frevel, die Vorsehung spielen zu wollen! Sie war es allein, der jedermann die Schuld beimessen würde, und die sich ja auch selbst schuldig bekannte. Sie hätte es verhindern, um jeden Preis verhindern müssen, daß ihr Lenchen ins Unglück geriet!

Aber auch der Rechnungsrat war von dem unseligen Ereignis hart mitgenommen. So sehr, daß er beinahe vergaß, sich zu Tode zu ängstigen, wozu doch aller Anlaß vorlag. War doch die Gefahr einer Ansteckung durch die Beziehungen Lenchens zu dem Kranken aufs höchste gestiegen! Aber er dachte jetzt nur nebenbei daran. Viel schwerer bedrückte ihn die Sorge um Lenchens Zukunft und am schwersten die Verantwortung, die man ihm für das Geschehene aufbürden würde, und mit Recht aufbürden würde!

So saßen denn die beiden guten Leute traurig beisammen, wie ein Paar Hühner beim Gewitter, und ließen die Flügel hängen. Bis sich endlich der Rechnungsrat ermannte und sein bekümmertes Gemüt durch mehr oder weniger gerechte Vorwürfe, die er gegen seine Gattin erhob, zu erleichtern suchte. Die Rechnungsrätin ertrug sie gegen ihre Gewohnheit willig und demütig. Nur als er dazu überging, auch Kreuzer anzugreifen und ihn der Gewissenlosigkeit zu zeihen, mit einem jungen, unschuldigen Dinge eine Liebelei anzufangen, als ein Mann, der doch wissen müsse, daß er ein unheilbar Kranker sei — da fand sie doch Worte der Abwehr.

„Nein, das glaube ich nicht, Reinhold,“ sagte sie. „Gewissenlos ist er nicht. Denke doch: so ein junges Blut, und Augen hat er doch auch, um das Schöne zu sehen. Wenn ihn nun ein so hübsches, gutes Geschöpf von Herzen lieb hat, soll er sie von sich stoßen? Das

kannst du doch nicht verlangen, Reinhold! Du warst doch auch mal jung."

„Das leugne ich nicht," erwiderte der Rechnungsrat. „Aber der Mensch muß sich beherrschen können."

„Ja, sagen läßt sich das recht leicht, aber thun?" seufzte die Rätin.

Darauf verfielen beide von neuem in die schwermütige Betrachtung der Dinge.

Endlich schien der Rechnungsrat auf einen Gedanken gekommen zu sein. „Weißt du was, Emilie?" begann er. „Sprich doch mal mit ihm! Vielleicht ist er vernünftig und tritt zurück!"

„Das will ich ja gern thun," erwiderte sie. „Und er wird's auch einsehen und wird auch verzichten wollen, das weiß ich schon im voraus, aber sie —!"

„Du meinst, sie nicht?"

„Sie wird's nicht thun!"

„Sie muß, Emilie!" rief der Rechnungsrat bestimmt.

„Sie wird's aber doch nicht, Reinhold. Ihr Männer wißt doch nicht, welcher Opfer eine Frau fähig ist, wenn sie liebt. Gerade, weil er leidet, weil er für verloren gilt, wird sie ihm treu bleiben wollen bis in den Tod."

Der Rechnungsrat sah seine Gattin verständnislos an und schüttelte wiederholt den Kopf.

Sie wollte ihrer Befürchtung einen neuen Ausdruck geben, als die Ursache ihres Kummers erschien. Lenchen strahlte wie ein im Sonnenglanze sich badender Junimorgen. Voll seligen Uebermutes lief sie zur Tante und umarmte sie unter stürmischen Küssen. Die Rechnungsrätin löste sich sanft von ihrem Halse. Sie hatte in diesem Augenblick einen Entschluß gefaßt, ihr Mann sollte sehen, daß sie willens war, nichts zu versäumen, um das beklagenswerte Ereignis rückgängig zu machen.

„Lenchen," sagte sie, „wir wollten mit dir sprechen.

Höre mir zu, liebes Kind. Du weißt, wie lieb ich dich habe, wie es meine größte Freude im Leben wäre, dich so recht, recht glücklich zu sehen. Und weißt auch, wie ich unseren braven, guten Doktor Kreuzer verehre und hochschätze. Und wie ich mir nichts Schöneres geträumt habe, als euch beide vereinigt zu sehen. Aber, Lenchen, es darf nicht sein."

„Warum darf es nicht sein, liebe Tante?" fragte Lenchen, deren Miene bei dieser feierlichen Rede ernst geworden war.

„Ach Gott, du weißt es ja, Lenchen," versetzte die Rätin kläglich.

„Du meinst, weil er krank ist, Tante? Hat er darum keinen Anspruch auf Glück? Und ist er darum weniger lieb und liebenswert? Krank ist er, ja leider ist er's, aber er wird gesund werden, mein Herz sagt es mir, in anderer Luft und Thätigkeit, unter meiner Pflege wird er gesund werden. Und wenn ihr dann beide zu uns hinauskommt, werdet ihr eure Freude an uns haben, ich versprech' es euch."

„Ja, ja," nahm der Rechnungsrat das Wort. „Es kann ein Wunder geschehen. Aber auf Wunder darf der Mensch nicht rechnen. Wir haben auch Pflichten gegen uns selbst, wir dürfen nicht mit sehenden Augen ins Unglück rennen!"

„Wo ist denn das Unglück, Onkel?" erwiderte sie ruhig. „Mit einem geliebten Menschen leiden? Für ihn leben und sterben — ist das Unglück? Nein, Onkel, das größte Glück ist es, das uns beschieden werden kann!"

Die Rätin zog das junge Mädchen an sich und schluchzte: „Mein gutes, liebes Kind!"

Dem Rechnungsrat war eine solche Auffassung unverständlich. Er rief ärgerlich: „Was soll man dazu sagen? Man darf doch nicht bloß an sich denken. Es sind doch

auch noch andere Menschen da, die in Betracht kommen. Was wird dein Vater dazu sagen? Niemals wird er seine Einwilligung geben, niemals! Und wem wird er die Schuld beimessen? Uns!"

„Ich kenne meinen lieben Vater," versetzte Lenchen ruhig. „Er wird nicht nein sagen, wenn er sieht, daß mein Herz an diesem Manne hängt. Glaube mir, Onkel! Und ihr solltet schuld sein? Ach, ihr wußtet ja gar nichts davon, konntet ja gar nichts wissen, wußt' ich's doch selber nicht, bis es mir plötzlich zum Bewußtsein kam, daß es nur den einen giebt, dem ich angehören muß für ewig."

Der Rechnungsrat fuchtelte ungeduldig mit den Armen umher. Es verdroß ihn, daß sie so hartnäckig blieb und seine Beredsamkeit ganz ignorierte.

„Na, ich habe das Meinige gethan!" erklärte er. „Wenn die Vernunft kein Gehör bei dir findet —"

„Sei nicht böse, Onkelchen!" unterbrach sie ihn schmeichelnd. „Ihr wollt doch, daß ich glücklich werde, und sieh, ich bin es!"

„Ja, aber wirst du's bleiben, Kind?" fragte die Rätin besorgt. „Wirst du's auch bleiben? Und nicht einst bereuen, daß du deinem Herzen zu sehr nachgegeben hast?"

Da sagte Lenchen mit fester Stimme, und ein verklärtes Lächeln schwebte dabei um ihre Lippen: „Kennst du dein Lenchen so wenig, Tante? Was in meinem Herzen Wurzel gefaßt hat, das sitzt fest und ist nicht mehr herauszureißen, außer mit meinem Leben."

* * *

Es war ein Glück, daß das Mädchen erschien, um Doktor Schwarzbach anzumelden; denn mit der Fassung der Rechnungsrätin war es vorbei. Während die Thränen der Rührung strömten, bereute sie in tiefster Seele, dem

Lenchen, wenn auch nur in der Stille, den geringsten Vorwurf gemacht zu haben.

„Nun, wer von den geehrten Herrschaften ist denn Patient?“ fragte Doktor Schwarzbach, nachdem er die Versammelten freundlich begrüßt hatte.

„Gott sei Dank, niemand von uns,“ erwiderte die Rätin. „Wir haben Sie auch nicht als Arzt, sondern als Freund unseres lieben Doktors herbitten lassen. Sie wissen natürlich von nichts, Herr Doktor?“

„Bitte, sprechen Sie ungeniert,“ versetzte Doktor Schwarzbach harmlos.

„Ach Gott, ich weiß gar nicht, wie ich es vorbringen soll,“ sagte die Rätin verlegen.

„Laß mich es sagen!“ bat Lenchen und wollte die große Neuigkeit an den Tag bringen; aber der Rechnungsrat hinderte sie daran, indem er an den Doktor herantrat.

„Herr Doktor,“ begann er mit Umständlichkeit, „würden Sie die Güte haben, mir zunächst eine Frage zu beantworten?“

„Mit Vergnügen.“

„Darf ein Mann, der das Unglück hat —“

Er suchte aus Schonung für Lenchen nach einem milderen Ausdruck, fand aber keinen und mußte es daher ungeschminkt heraussagen: „Ich meine, darf ein Mann, der schwindsüchtig ist, heiraten?“

„Unbedingt nein,“ antwortete Doktor Schwarzbach bestimmt.

„Und begeht ein Mädchen,“ fragte der Rechnungsrat weiter, „das einen solchen Mann heiratet, nicht ein großes Unrecht gegen sich und andere?“

„Unbedingt ja,“ lautete die Antwort.

„Auch wenn sie den Mann liebt, ihn mit Treue und Sorge umgeben und ihn gesund machen wird?“ ergänzte Lenchen die Frage.

Doktor Schwarzbach entgegnete achselzuckend: „Wenn es ihr gelingt! Aber es wird ihr nicht gelingen, wenigstens glaube ich es nicht."

„Aber es ist doch nicht unmöglich?" forschte Lenchen weiter.

„Unmöglich nicht, wahrscheinlich aber ist, daß sie mit erkrankt, und daß —"

„Ach Gott! Ach Gott!" schluchzte die Rätin, und der Rechnungsrat rief: „Da hörst du's, Helene!"

Lenchen stand ruhig da, und der zuversichtliche Ausdruck in ihrem Gesicht war nicht geschwunden, nur ein klein wenig blässer war sie geworden.

„Ja aber, meine Herrschaften, um wen handelt es sich denn eigentlich?" fragte Doktor Schwarzbach mit gut gespielter Naivetät.

Er sollte nicht lange auf die Antwort zu warten haben. Denn der, welcher seit Tag und Stunden der ausschließliche Gegenstand des Hahnschen Familieninteresses war, zeigte sich soeben in der Thür.

Oberlehrer Doktor Kreuzer war in Gala. Frack und weiße Binde deuteten auf eine feierliche Aktion. Sein Gesicht leuchtete vor Glück wie das seiner Braut, die ihm heiter lächelnd entgegengegangen war und, den Arm um seine Schultern legend, wie um ihn zu schützen, sich neben ihn stellte.

„Verehrter Herr Rat! Liebe Frau Rätin!" begann er. „Sie wissen, was geschehen ist. Seien Sie nicht böse darüber, geben Sie Ihre Zustimmung und sprechen Sie bei Helenens Vater für mich."

Der Rechnungsrat setzte sich in Positur. „Herr Doktor," versetzte er mit Haltung, „gegen Ihre Person haben wir ja nicht das Geringste einzuwenden, das heißt —"

„Ach, Herr Doktor," fiel die Rechnungsrätin schnell ein, „das brauchen wir Ihnen doch nicht erst zu versichern.

Wer sollte uns denn für unser Lenchen lieber sein, als Sie? Aber sehen Sie, — Sie — Sie —"

„Ja, sehen Sie," setzte der Rechnungsrat ihre ins Stocken geratene Rede fort, „eine Ehe muß doch mit Vernunft geschlossen werden, ich meine nämlich —"

„Mein Mann meint nämlich," ergänzte die Rätin, „wenn doch die Aerzte der Meinung sind, daß solche Kranke nicht heiraten dürfen —"

Und der Rechnungsrat schloß die Erklärung mit den Worten: „Da wäre es doch ein Unrecht, wenn man ohne weiteres zustimmen würde."

Kreuzer hatte geduldig zugehört. Jetzt wandte er sich an Lenchen und fragte sanft und ergeben: „Und du, Helene, was sagst du?"

„Daß ich mich vor der Zukunft nicht fürchte, wenn du mir nur gut bleibst."

„Aber Herr Doktor," rief der Rechnungsrat beinahe heftig den schweigend dastehenden Doktor Schwarzbach an, „erheben Sie doch Einspruch! Sie haben ja vorhin erst erklärt, daß Lungenkranke unter keinen Umständen heiraten dürfen!"

„Dabei bleibe ich auch!"

„Nun, da hören Sie's!" wandte sich der Rechnungsrat an Kreuzer. „Ihr eigener Freund verurteilt Ihren Entschluß."

„Ja, was hat denn meine Ansicht mit Freund Kreuzer zu thun?" fragte Doktor Schwarzbach, eine erstaunte Miene machend. „Der kann ruhig heiraten, es wird ihm sogar sehr gut thun. Ich gebe ihm von Herzen meinen Segen dazu."

„Aber ich verstehe Sie nicht!" rief der Rechnungsrat, und die Rätin fragte ganz ängstlich: „Sie erklärten mir doch, Herr Doktor, daß Ihr Freund —"

Nach dieser unfertigen Apostrophe entstand eine be-

klemmende Pause. Doktor Schwarzbach zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte sich verlegen um, als suche er Hilfe. Endlich räusperte er sich mehreremal und sagte mit einer milden, wie um Verzeihung bittenden Stimme: „Ja, meine werte Frau Rätin, ich habe es gesagt, das ist nicht zu leugnen. Aber ich habe mich geirrt, es war eine falsche Diagnose von mir. Mein Freund Kreuzer ist nicht schwindsüchtig, er ist überhaupt nicht krank, ich muß ihn vielmehr, so leid es mir im Interesse meines wissenschaftlichen Renommees thut, für vollständig gesund erklären, — ja in der That, für vollständig gesund!"

„Ah —!"

Das war der einzige Laut, der sich dem Munde der Hahnschen Familie entrang.

Darauf folgte ein starres Schweigen, bis Lenchen zuerst ihre Fassung wiedergewann und mit jubelndem Aufschrei dem Geliebten um den Hals flog und an seine Brust sich schmiegend wonnige Thränen vergoß.

Doktor Schwarzbach aber trat zu dem Rechnungsrat und seiner Gattin, die ihre Sprache noch nicht wiedergefunden hatten, und sagte mit hörbarer Zerknirschung: „Meine verehrten Herrschaften! Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen. Ich habe mich nicht in der Diagnose geirrt, als ich Ihnen, Frau Rat, von der Schwindsucht meines Freundes Kreuzer berichtete. Es war vielmehr bewußte List und Tücke von mir, und ich schäme mich jetzt aufrichtig. Das Wieso und Warum erkläre ich Ihnen ausführlich am Verlobungsfeste. Aber heute gebe ich Ihnen mein Ehrenwort als Arzt und Mensch, daß dieser Mann hier, der Oberlehrer und Doktor Hermann Kreuzer, so wenig schwindsüchtig ist wie ich und Sie, daß er vielmehr so gesund ist wie irgend einer in Berlin und Umgegend."

Und wieder ein lautes Ah und darauf ein neues Schweigen.

Dann wandte sich Kreuzer zu seiner Braut, und seine Stimme bebte doch ein wenig: „Helene, mein süßes Lieb, Verzeihung!“

„Du böser Mann,“ erwiderte sie, aber sie lächelte ihn so glückverheißend an, daß er sie stürmisch in seine Arme schloß und küßte und wieder küßte.

Jetzt endlich erwachten auch der Rechnungsrat und die Rechnungsrätin zum Leben, aber es bedurfte noch geraumer Zeit und weiterer von den beiden Verschwörern nicht ohne Beschämung und reuige Selbstanklagen erteilter Aufklärung, ehe sie alles verstanden. Alles verstehen, heißt aber — nach einem berühmten Ausspruche — auch alles verzeihen. Und so verziehen auch sie, und sie konnten es mit gutem Gewissen, da diejenige, die es am meisten anging, gnädigen Pardon gewährte.

Und helle Freude herrschte im Hahnschen Hause.

Zum vollständigen Glücke fehlte aber noch eins: die Familie Schweizer. Diese hatte sich seit Augustens verunglückter Intervention ganz zurückgehalten, und es drohte eine ernstliche Entfremdung zwischen Eltern und Kindern. Die Rechnungsrätin entschloß sich daher, dem Familienfrieden ein Opfer zu bringen und den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, nachdem der Rechnungsrat dies „aus gewissen Gründen“, wie er sagte, aus Scham, wie sie sich dachte, abgelehnt hatte.

Sie begab sich also zu Schweizers.

Auguste war über dieses Entgegenkommen beglückt und beschämt zugleich und empfing den Besuch unter Thränen. Schweizer machte Miene, sofort das Zimmer zu verlassen, wurde aber durch einen hoheitsvollen Blick der Rätin zum Bleiben bestimmt.

„Ich komme,“ sagte sie, „um euch zu einem Familienfeste einzuladen. Ihr werdet es uns hoffentlich nicht anthun, dabei zu fehlen.“

Schweizer brummte etwas Unverständliches, während Auguste neugierig fragte: „Ein Familienfest? Was ist denn passiert, Mama?“

„Lenchen hat sich verlobt.“

Nun war die Ueberraschung groß und freudig, und selbst Schweizer verlangte zu wissen, wer der Glückliche sei.

„Oberlehrer Doktor Kreuzer,“ antwortete die Rätin gelassen.

Beide Eheleute starrten die Verkünderin dieser Schreckensnachricht entsetzensbleich an. Schweizer hatte das Gefühl, als hätte ihm jemand einen Schlag auf sein würdiges Haupt versetzt, der seine Denkthätigkeit lähmte. Er verlor fast Besinnung und Sprache und brachte nur ein verständnisloses „Hä! hä!“ hervor. Auguste dagegen rang die Hände und rief im Tone höchsten Jammers: „Um Gottes willen! Um Gottes willen!“

„Ja,“ sagte die Rechnungsrätin, mit geheimer Schadenfreude sich an dem Schreck der thörichten Kinder weidend, „wir waren auch verblüfft darüber, aber es ist doch ein großes Glück für Lenchen.“

Jetzt fand Schweizer seine Sprache und zum Teil auch seinen Verstand wieder. „Ein Glück?“ rief er. „Ein Glück nennen Sie das, Frau Schwiegermutter? Da hört aber alles auf!“

„Ja,“ bestätigte Auguste, „da hört alles auf!“

„Wieso?“ fragte die Rätin kaltblütig.

„Sie fragen, Frau Schwiegermutter? Ist ein Schwindsüchtiger ein geeigneter Heiratskandidat? Durften Sie einen solchen — Mord zugeben, als Tante, als Frau, als Mensch?“

Die Rechnungsrätin lachte laut auf. „Ach so,“ sagte sie, „ihr wißt noch nicht? Die Geschichte mit der Schwindsucht war ja nur ein schlechter Witz, ein lustiger Einfall von dem übermütigen Doktor Schwarzbach. Es

ist kein Wort davon wahr. Unser zukünftiger Neffe ist so gesund wie wir alle zusammen."

„Ein Scherz?" rief Auguste verblüfft, und Schweizer wurde über und über rot und lachte gezwungen.

„Ach, was Sie sagen? Na ja — natürlich — selbstverständlich —"

Die Rätin wollte ihm den Rückzug erleichtern. „Na ja," sagte sie. „Wir haben uns ja anfangs auch düpieren lassen, aber dann haben wir's natürlich gemerkt und — na, die weitere Aufklärung folgt beim Verlobungsessen."

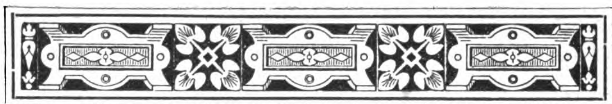
Schweizer rieb sich vor Verlegenheit die Hände und brach dann in ein überlautes Gelächter aus, um seine Verwirrung zu verdecken, was allerdings einen kleinen Erstickungsanfall zur Folge hatte. Nachdem ihn Auguste durch Klopfen auf den Rücken vom Tode gerettet, rief er: „Die Sache war ja auch ganz klar, nicht wahr, Gustel? Aber warum sollte man den jungen Leuten den Spaß verderben?"

„Nicht wahr?" fiel die Rätin ein. „Nur kein Spaßverderber sein! Also, Kinder, ihr kommt! Onkel Bägelow trifft heute mittag ein, und abends ist Verlobungsfete. Sie müssen den Toast auf das Brautpaar sprechen, Schweizer, Sie verstehen's ja am besten. Vater mag nicht, Sie wissen, er ängstigte sich vorher zu sehr."

„Na, wenn es nicht anders geht," sagte Schweizer geschmeichelt. Denn er hatte es gern, wenn man ihn für einen Redner hielt.

Und so wurde denn die Verlobung in voller Familienharmonie gefeiert, und Schweizer brachte richtig den Toast aus, und der Toast gefiel, denn er war witzig und moralisch.





In der Waffenfabrik.

Neues aus der modernen industriellen Technik.

Von **H. Oskar Klaußmann.**

Mit 15 Illustrationen.

Die Erfolge des preußischen Zündnadelgewehrs wurden die Veranlassung, daß nunmehr alle Staaten daran dachten, ihre Heere mit Hinterladern zu bewaffnen. Damit wurde natürlich eine Hochflut von Erfindungen hervorgerufen, die sich in kürzester Zeit in fast beängstigender Weise drängten. Diese Fülle neuer Erfindungen machte es denjenigen Staaten, die möglichst vollkommene Hinterlader einführen wollten, immer schwieriger, das richtige System zu wählen, und als dann durch den Krieg von 1870/71 wieder die Ueberlegenheit des Chassepotgewehres über die Zündnadel dargethan war, mehrten sich noch derartige Erfindungen. Gleichzeitig fühlte sich auch jeder Staat, der seine Wehrfähigkeit und die Schlagfertigkeit der Armee sich erhalten wollte, genötigt, möglichst rasch neue Hinterladergewehre zu beschaffen.

Dieser Zwang der raschen Beschaffung neuer Gewehre hat die Staaten, welche größere Armeen besitzen, viele Millionen gekostet, denn kaum war in einer Armee ein neues Hinterladergewehr eingeführt, so waren auch schon

wieder Erfindungen von Gewehren da, welche die soeben eingeführten Waffen vollständig übertrafen. Schaffte einer der größeren Staaten die neue Waffe an, so war er den anderen bedeutend überlegen, und diese mußten sich sofort entschließen, wieder ein neues Gewehr mit unglaublichen Kosten einzuführen. Kaum war aber auf dem Gebiete der Hinterladererfindungen ein kleiner Stillstand eingetreten, so tauchten neue Ideen für die Bewaffnung der Armeen auf, die Idee der Mehrlader beziehungsweise Repetiergewehre und die wichtige Frage des kleinen Kalibers.

Bis heute sind diese Fragen noch nicht vollständig gelöst, trotzdem sie die Kulturstaaten schon Unsummen gekostet haben, noch heute hat das Erfinden von neuen und immer wieder verbesserten Militärgewehren nicht Halt gemacht.

Hand in Hand mit den Erfindungen, die sich auf die Konstruktion der Gewehre bezogen, ging aber auch die Vervollkommnung der Herstellung der Waffen, die Ermöglichung der Massenfabrikation, und heute steht die Technik der Waffenfabrikation infolge dessen auf einer Höhe, wie kaum irgend eine Industrie, die friedlichen Zwecken gewidmet ist. Es ist so recht bezeichnend für unsere Zeit, die man das „Zeitalter in Waffen" genannt hat, daß die höchste technische Vollendung in der Industrie anzutreffen ist, die sich mit der Beschaffung und Herstellung von Mordwerkzeugen befaßt.

Bis vor wenigen Jahren wurden die Gewehre für die Armeen in den verschiedenen Staaten in Staatswerkstätten hergestellt; die großen Staaten wenigstens waren auf die eigene Fabrikation des notwendigen Ersatzes von Gewehren eingerichtet. Bei den sich drängenden Neubeschaffungen der neuesten Zeit aber langten in keinem Staate die Einrichtungen der Staatswerkstätten in Bezug auf maschinellen

Betrieb und Massenfabrikation für die vorhandenen Bedürfnisse mehr aus. Die Staatswerkstätten mußten sich aus privaten Fabriken Maschinen zur Herstellung der Gewehre besorgen und sogar private Fabriken mit der gesamten Fabrikation betrauen, damit die Neubewaffnung nur so rasch als möglich durchgeführt werden konnte. Es sind durch diese Verhältnisse großartige Privatfabriken entstanden, welche die Bestellungen der Staaten, soweit es sich um Waffen handelt, ausführen, und Deutschland hat nicht nur in der Firma Krupp in Essen die größte und berühmteste *Kanonen*fabrik, sondern auch durch die Firma Ludwig Löwe & Comp. in Berlin nach ihrer Vereinigung mit der Mauserschen Fabrik in Oberndorf die unbestritten größte und besteingerichtete *Gewehr*fabrik der *ganzen Welt*.

Wir laden den Leser ein, mit uns einen Gang durch eines der größten Etablissements dieser Firma zu unternehmen, dessen Besichtigung um so mehr die weitesten Kreise interessieren dürfte, als Gerüchte kursieren, nach denen auch Deutschland daran denken müsse, schon wieder ein neues, verbessertes Gewehr für seine Armee einzuführen, wenn es auf der Höhe seiner militärischen Leistungsfähigkeit bleiben wolle.

Die Firma Ludwig Löwe & Comp. besitzt Fabriken in Berlin, in Charlottenburg bei Berlin, und außerdem gehören dazu die Mauserschen Fabriken in Oberndorf am Neckar. Die Berliner Fabrik in der Hollmannstraße liefert die von der Firma selbst erfundenen und erbauten Maschinen zur Gewehrfabrikation, welche von dort aus nicht nur für die eigenen Fabriken, sondern auch für die Staats- und Privatfabriken des Auslandes geliefert werden. Die Charlottenburger und die Oberndorfer Fabrik beschäftigen zusammen über achttausend Arbeiter in der Gewehrfabrikation und sind im stande, täglich zweitausendfünfhundert

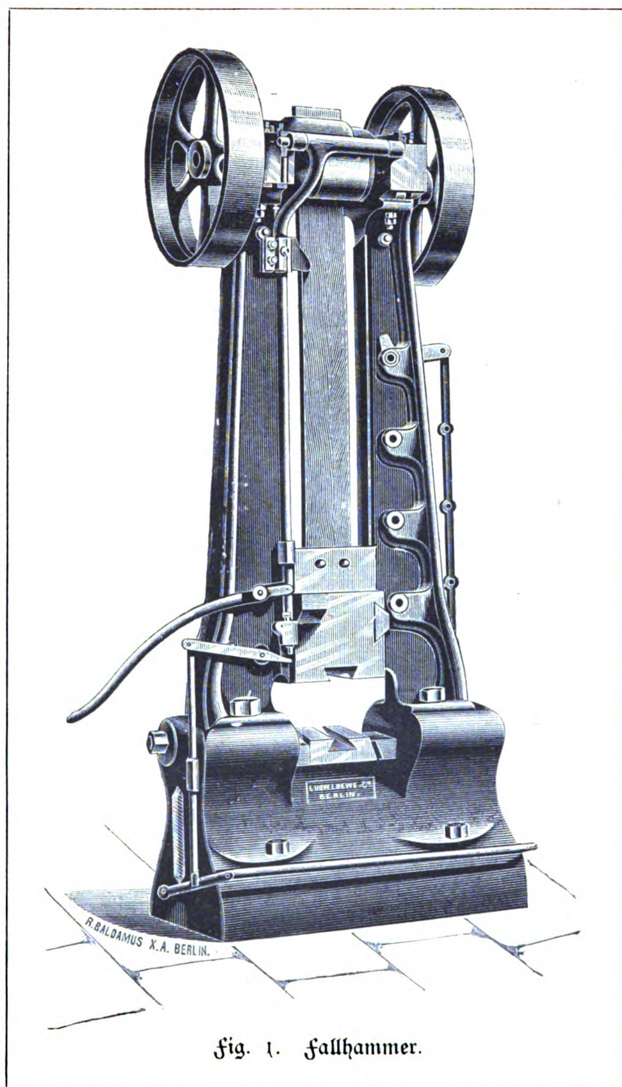


Fig. 1. Fallhammer.

kriegsbrauchbare Gewehre zu liefern. Schon diese Zahlen werden dem Leser einen Begriff von der Leistungsfähigkeit dieser modernsten Industriewerkstätten geben, die Zahlen erhalten aber gewiß in den Augen des Lesers noch mehr Wert, wenn wir ihm mitteilen, daß zur Herstellung eines Gewehrs neuester Konstruktion allein achthundertdreiundzwanzig maschinelle Operationen notwendig sind; dazu kommen noch die mit der Hand vorzunehmenden Operationen beim Zusammensetzen, Anschießen, bei der feineren Arbeit, bei der peinlich genauen, nach jeder maschinellen Operation wiederholten Revision.

Die Fabriken haben nicht nur bei der letzten Neubewaffnung der deutschen Armee mehr als 425 000 Gewehre geliefert, sondern auch im Laufe der letzten Jahre Handfeuerwaffen für die Türkei, für Italien, Argentinien, Chile, Belgien, Schweden, Mexiko, Brasilien.

Wir wollen die Fabrik besichtigen, welche zwischen Berlin und Charlottenburg belegen ist und ein Riesenareal von 155 760 Quadratmeter, von denen 25 300 bebaute Fläche, umfaßt.

Hier werden ungefähr viertausend Arbeiter beschäftigt, und die Fabrik ist im stande, täglich fünfzehnhundert vollständig kriegsfertige Gewehre neuesten Systems herzustellen. Das Werk hat augenblicklich einen großen Auftrag für die spanische Regierung auszuführen, welche wegen des Aufstandes auf Cuba und den Philippinen sehr viel Gewehre braucht. Das für Spanien hergestellte Gewehr ist ein ganz neues, von Mauser konstruiertes Modell, ein kleinkalibriges Gewehr von sieben Millimeter Kaliber, welches besonders in der Konstruktion für die Mehrladevorrichtung große Vorteile, gegenüber dem in der deutschen Armee im Gebrauche befindlichen kleinkalibrigen Mausergewehr, aufweist.

Bevor wir unseren, wie sich die Leser überzeugen wer-

den, hochinteressanten Rundgang durch die ausgedehnten Fabrikgebäulichkeiten beginnen, wollen wir noch erwähnen, daß diese Fabrik nichts anderes als Militärgewehre und eine neue sehr eigentümliche Repetierpistole, die sogenannte „Borchardt-Pistole“, anfertigt, die ihren Namen nach ihrem Erfinder, einem Ingenieur der Firma, trägt.

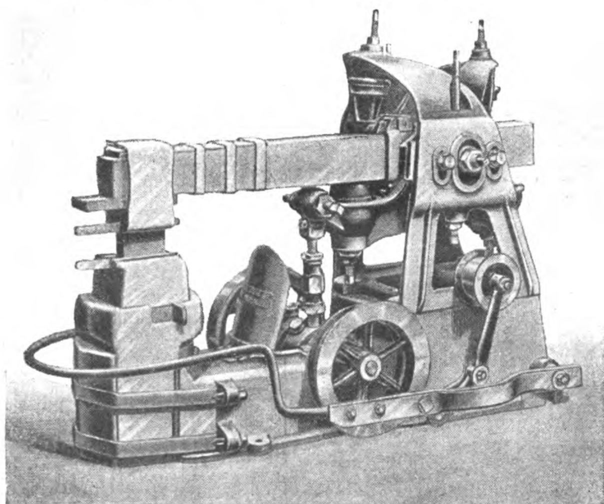


Fig. 2. Auswurfhammer.

Die Massenfabrikation, dann aber auch die höchst saubere und sorgfältige Herstellung der massenhaft produzierten Gewehre ist nur möglich durch die sinnreichste Arbeitsteilung, dann aber vor allem durch die Verwendung der besten, genial und genau nach den beständig sich mehrenden Erfahrungen der Praxis immer wieder aufs neue konstruierten und erbauten Maschinen, unter denen sich wahre Wunderwerke des Menschengeistes befinden. Die Hauptsache aber ist die, jede Maschine so einzurichten,

daß sie nur geringe Aufsicht braucht und fast ganz automatisch arbeitet, dann aber, daß sich jede Maschine nicht nur für eine, sondern für verschiedene maschinelle Operationen verwenden läßt. Vier riesige Dampfmaschinen, zwei zu je fünfhundert, zwei zu je dreihundert Pferdekräften, liefern die Triebkraft für die Maschinen, von denen über dreitausend Spezialmaschinen vorhanden sind.

Ein modernes Militärgewehr besteht aus dem Lauf, an welchen die Hülse angeschraubt ist. In der Hülse ist beweglich die sogenannte Kammer, welche alle Schloßteile enthält. Unter der Hülse liegt die Abzugsvorrichtung mit dem Abzugsbügel und mit der Repetiervorrichtung. Diese sämtlichen Teile ruhen in dem Schaft aus Nußbaumholz. Ringe, Federn, Schrauben, Stifte halten die Gewehrteile untereinander und im Schafte fest. Die Visiervorrichtung mit dem Korn und dem Kornring wird auf dem oberen Teile des Laufes befestigt, um das Zielen zu ermöglichen. Ein Schutzholz umgiebt den Teil des Laufes, der sich unmittelbar über der Hülse befindet, damit der Soldat das Gewehr anfassen kann, selbst wenn der Lauf durch das viele Schießen heiß geworden ist.

Mit dieser Aufzählung haben wir sämtliche Teile, aus denen ein modernes Gewehr besteht, vorgeführt, und wir können nunmehr mit unserem Rundgang beginnen, um zu sehen, wie allmählich diese Teile einzeln gefertigt werden und durch ihre Zusammensetzung schließlich ein gebrauchsfertiges Gewehr entsteht.

Dröhnende Hammerschläge belehren uns, daß wir uns einer Schmiede nähern. Wir betreten einen gewaltigen, saalartigen Raum, in welchem nicht weniger als fünfundzwanzig Dampfhämmer ununterbrochen arbeiten. Diese Dampfhämmer sind teils Freifallhämmer, teils sogenannte Schwanzhämmer. Sie sind auf verschiedene Geschwindigkeit zu regulieren. Wir sehen Arbeiter damit beschäftigt,

lange Stahlstangen von viereckigem und rundem Querschnitt in Schmiedeherden glühend zu machen. Bald dieser, bald jener Arbeiter holt dann eine der glühenden Stahlstangen aus dem Feuer heraus und legt sie mit ihrem glühenden Teil auf den Block des Dampfhammers. Zwei-, dreimal fällt der Dampfhammer auf die glühende Stahlstange und schlägt sie in eine schablonenartige Vertiefung hinein, in welcher der Kopf der Stahlstange eine bestimmte Form erhält.

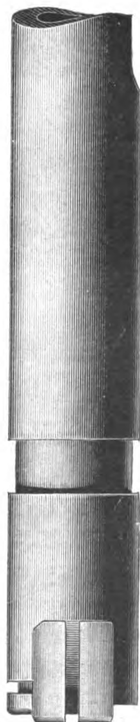


Fig. 3. Kammer ohne Ausziehering.

Die glühende Stahlstange wird nun unter einen zweiten Hammer gebracht, welcher noch einmal ihre glühende Spitze in eine Schablone hineinschlägt, in der sie ganz genaue Abmessungen bekommt. Unter einem dritten Hammer wird die durch die Schablone façonnierte Spitze der Stahlstange abgeschnitten: eine Gewehrhülse ist fertig. Diese Hülse, die in Wirklichkeit und für den Gebrauch vollständig auszubohren ist, zeigt sich uns vorläufig noch als ein massives Stück Stahl. Sie läßt aber an ihrem Aeußern schon alle Nuten, Kanten, Nasen und Ecken wahrnehmen, die für den Gebrauch notwendig sind. Die Geschwindigkeit, mit der sich der Schmiedeprozeß unter den Dampfhämmern vollzieht, ist eine geradezu verblüffende.

Wenden wir uns anderen Hämmern zu, so sehen wir, wie hier die sogenannte Kammer mit dem Kopf, der rechtwinklig zur Kammer steht, ebenfalls lediglich mit Hilfe von Schablonen beziehungsweise Patronen unter den Dampfhämmern zurecht geschmiedet wird. Wenn wir die Thätigkeit in dieser Schmiede einige Minuten beobachten,

wird es uns klar, wie es möglich ist, fünfzehnhundert gebrauchsfertige Gewehre per Tag in dieser Fabrik herzustellen.

Wir verlassen diesen Raum mit seinen klirrenden, den Erdboden erschütternden Dampfhämmern, in welchem Hülsen und Kammern angefertigt wurden, und gelangen in einen Riesensaal, in welchem die Läufe gebohrt werden. Hier stehen Hunderte von Maschinen, die durch von der Decke herabkommende Transmissionen getrieben werden und die mit eigentümlichem Zischen automatisch arbeiten. Verhältnismäßig wenig Arbeiter sehen wir zwischen diesen Maschinen sich hin und her bewegen, um bald hier, bald dort nach dem Rechten zu sehen. Man zeigt uns ein achtkantiges, nach einem Ende sich verjüngendes Stahlstück von der Länge des Laufes. Aus diesem massiven Stahlstück, welches den doppelten, ja, am unteren Ende den dreifachen Durchmesser eines Laufes hat, wird der Gewehrlauf hergestellt. Diese Stahlachtkante kommen aus der Fabrik von Krupp in Essen und bestehen aus dem denkbar besten Schmiedestahl.

Ein solches achtkantiges Stück wird in einer Maschine, die mit der subtilsten Mechanik versehen ist, auf die richtige Länge abgeschnitten. In einer anderen Maschine wird am oberen und unteren Ende ein Stückchen des Achtkants kreisrund abgefräst, um das rohe Stück zum Bohren in die Maschine spannen zu können. Vermittelst genial erdachter Apparate wird dann das Achtkant in einer Maschine derart centriert, daß der Bohrer, der hinein kommen soll, genau durch die Mittellinie des Achtkants gehen muß. Zwei solcher Stahlstücke werden in eine Bohrmaschine gespannt, diese wird in Thätigkeit gesetzt, und vollkommen selbständig vollzieht sich nun innerhalb vierzig Minuten das Ausbohren des Laufes, das Herstellen der sogenannten „Seele" in dem stählernen Achtkant.

Die Bohrer, welche diese ungemeine Genauigkeit und Sorgfalt erfordernde Arbeit verrichten, sind ebenfalls aus härtestem Stahl gefertigt und tragen nur an der Spitze ein Bohrgewinde. Diese Gußstahlbohrer, welche nicht stärker sind als 6,45 Millimeter und nur auf diese Weite vorläufig den Lauf ausbohren, sind ihrer ganzen Länge nach von einem doppelten Kanal durchzogen. In den einen dieser Kanäle dringt aus der Maschine unter einem Druck von vierzig Atmosphären feinstes Rüböl hindurch bis an die Bohrstelle. Dieses unter so kolossaler Gewalt eindringende Oel reißt alle Stahlspäne, die durch das Bohren entstehen, durch den anderen Kanal heraus und giebt gleichzeitig im Inneren des Stahlachtkants die wegen der Erhitzung nötige Feuchtigkeit ab. Die Bohrer stehen fest; die Gußstücke werden gegen die Bohrer hergeführt und immer wieder ein wenig zurückgezogen, und vollkommen automatisch, nur von Zeit zu Zeit kontrolliert, verrichtet die Maschine das Durchbohren ohne Tadel und ohne Fehl.

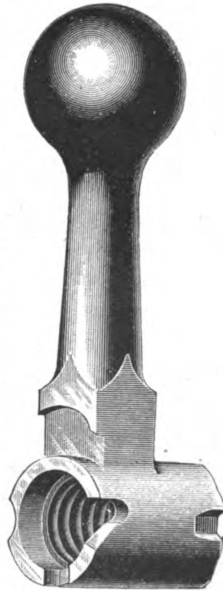


Fig. 4. Rechtsseitige hintere Ansicht der Kammer.

Die auf die Weite von 6,45 Millimeter gebrachten Läufe werden, nachdem die Durchbohrung vollendet ist, in eine zweite Maschine gebracht, in welcher durch eigentümliche, auf einem langen bohrerartigen Instrument sitzende Messer ein weiteres Ausbohren bis auf 6,95 Millimeter erfolgt. Das letzte 5/100 Millimeter der Laufweite wird durch Reibeahlen und vermittelst Schmirgels auf be-

sonders konstruierten Maschinen hergestellt, in welchen immer sechs Läufe gleichzeitig eingespannt werden. Sehen wir nach jeder Bohroperation durch die Hülse im Innern des Stahlachtkants hindurch, so ist es einem einigermaßen aus der Militärzeit geübten Auge möglich, zu sehen, mit welcher Gleichmäßigkeit, Sauberkeit und Sicherheit die Bohrung hergestellt ist. Ist die Bohrung vollendet, so werden die achtkantigen Stahlstäbe auf automatisch arbeitende Drehbänke gebracht, welche sie in dem größten Teil ihrer Länge rund zu der Stärke abdrehen, die der fertige Lauf haben soll.

Im unteren stärksten Teil des Achtkants bleibt ein Stück stehen, welches nicht rund gedreht wird, sondern eine achtkantige Form behält. Es ist das Patronenlager, in welches beim Laden die Patrone hineingeschoben wird und in dem sie auch beim Abschießen explodiert. Dieser Teil hat natürlich beim Schießen durch die Explosion und die plötzliche Ausdehnung der Pulvergase am meisten auszuhalten, und deshalb ist er besonders stark in seinen Wandungen. Die Patrone ist stärker als das Geschoß. Nur der obere Teil unserer Fig. 6 und 7 zeigt uns die Geschoßstärke; der untere Teil ist die Metallhülse mit der Pulverladung. Da das Patronenlager die ganze Patrone aufzunehmen hat, muß es natürlich viel größer sein als der Lauf, den nur das Geschoß zu passieren hat. Dieses Herausarbeiten des Patronenlagers erfolgt wiederum auf besonderen automatisch arbeitenden Maschinen, welche auf 1/100 Millimeter genau die vorschriftsmäßige Weite ausbohren.

Das richtige Funktionieren des Gewehrs hängt sehr von der genauen Dimension des Patronenlagers ab. Es wird daher schon bei diesem Grade der Fabrikation alle Sorgfalt aufgewendet werden müssen, um selbst die geringfügigsten Fehler im Durchmesser des Patronenlagers

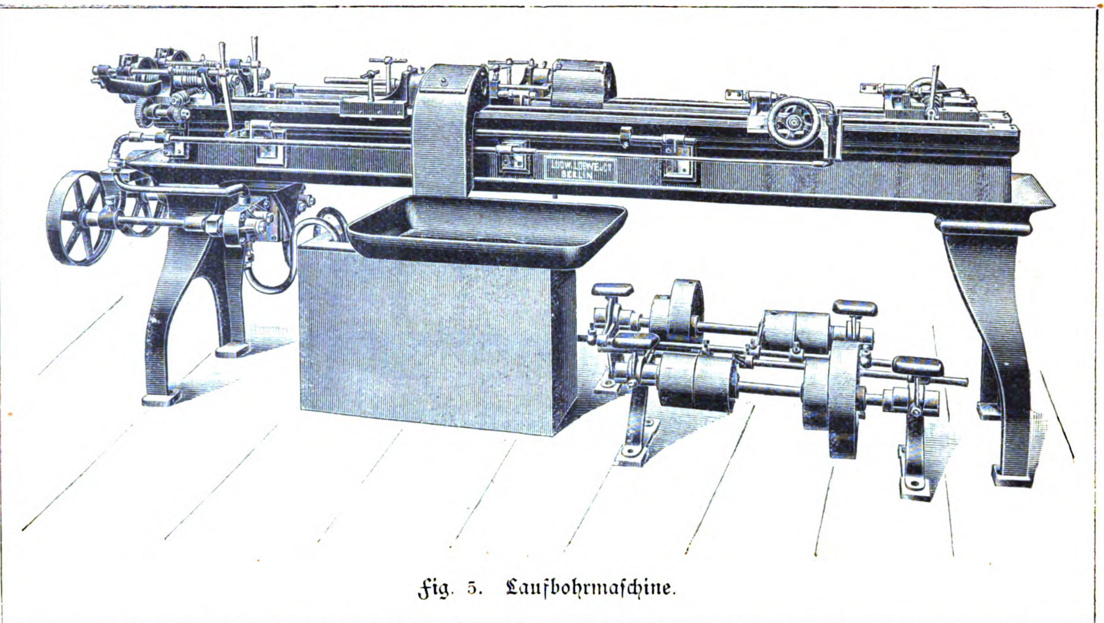


Fig. 5. Laufbohrmaschine.

zu vermeiden. Sobald der Lauf bis hierher fertiggestellt ist, nehmen Arbeiter von dem Inneren des Patronenlagers einen Schwefelabguß und vergleichen diesen mit der ihnen übergebenen „Lehre“.

Unter „Lehren“ versteht man allerlei Instrumente, welche dazu dienen, bei der Arbeit die hergestellten Dimensionen auszumessen. Diese Lehren sind bald flache Stahlplatten, bald sind es vierkantige oder runde Stäbe. Um zum Beispiel die Dimensionen der Laufbohrung zu messen, wird eine Lehre verwendet, welche aus einem Stahlstäbchen von genau 7 Millimeter Durchmesser besteht. An diesem Stahlstäbchen befindet sich ein Handgriff mit einem Ringe. Führt man dieses Stahlstäbchen von oben in den Lauf ein, so muß es genau hineinpassen und muß sich „saugend“ an die Wände des Laufes anschließen. Nimmt man ein zweites Stahlstäbchen, dessen Durchmesser nur um 5/100 Millimeter stärker ist, so darf es nicht mehr in den Lauf hineingehen. Ebenso muß eine Lehre, welche nur um 5/100 Millimeter geringer ist, also nur einen Durchmesser von 6,95 Millimeter hat, ohne weiteres in den Lauf hineinfallen, wenn man sie auf den oberen Teil aufsetzt. Die Lehre für das Patronenlager besteht zum Beispiel aus einem Metallstück, in welches in genauen Dimensionen das Patronenlager hineingearbeitet ist. In dieses Lager muß der Schwefelabguß, den man von dem unteren Teile des Laufes genommen hat, genau hineinpassen.

Neben der Normallehre befinden sich immer Lehren, welche einen Unterschied nach oben und nach unten, also nach der Vergrößerung oder nach der Verkleinerung zeigen. Hat zum Beispiel ein Arbeiter in irgend einen Gewehrteil ein rundes Loch gebohrt, so schiebt er sofort einen runden Stahlstab von den entsprechenden Dimensionen durch dieses Loch hindurch, um zu sehen, ob auch die normale Weite hergestellt ist. Ist diese Normallehre glatt durchgegangen,

so macht er noch einen zweiten Versuch mit einer etwas stärkeren anormalen Lehre, und nur wenn diese nicht durch das Gewehrloch hindurchgeht, darf der Arbeiter überzeugt sein, daß das Loch die vorgeschriebene normale Stärke hat. Toleranzen, das heißt Unterschiede in den Dimensionen,

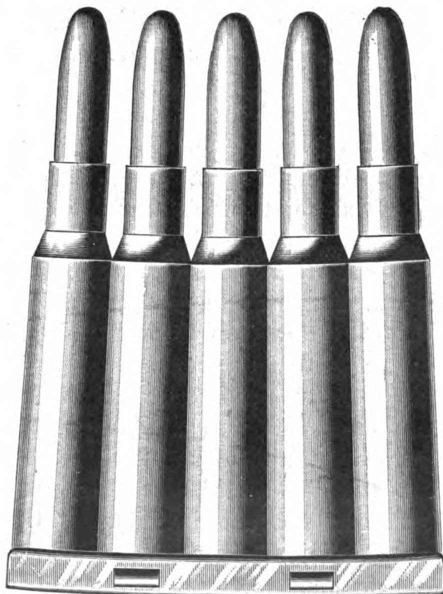


Fig. 6. Ladestreifen mit Patronen. (Natürliche Größe.)

sind überhaupt bei den Lehren nur bis 5/100 Millimeter gestattet.

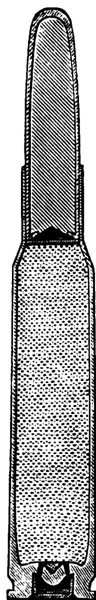
Ist das Patronenlager unten in den Lauf eingeschnitten, so werden die Läufe abermals in Maschinen gebracht und nun die Züge, spiralförmig gewundene Vertiefungen, in die Seele des Laufes hineingeschnitten, welche dem Geschoß die drehende, um sich selbst rotierende Bewegung geben.

Gewehre, welche diese Vertiefungen oder Züge haben, heißen daher gezogene Gewehre, und nicht nur sämtliche Gewehre, die heute im Gebrauch sind, sondern auch alle Geschütze sind gezogene und dadurch den nicht gezogenen Waffen weit überlegen, weil in ihnen das Geschoß eine bohrende Bewegung und dadurch eine viel größere Treffsicherheit wie bei den glatten Waffen bekommt. Ist diese Arbeit vollendet, so wird unten in das Patronenlager ein Gewinde eingeschnitten, auf welches beim Zusammensetzen die Hülse, welche die gesamten Schlußteile aufnimmt, angeschraubt werden kann.

Mit diesen Manipulationen ist der Lauf jedoch noch nicht fertig. Er muß jetzt noch einmal auf das sorgfältigste „gerichtet" werden, nachdem diese Arbeit allerdings schon während der vorherigen Bearbeitung des Laufes sechsmal mit ihm vorgenommen worden ist. Durch das Bohren, das Abdrehen, das Gewinde-Einschneiden, das Ausbohren des Patronenlagers u. s. w. u. s. w. kann nämlich das Stahlstück, aus dem der Lauf besteht, unmerklich von außen ein wenig aus der geraden Richtung gebracht werden. Diese äußere Abweichung von der geraden Linie teilt sich natürlich auch dem Inneren des Laufes, der Seele, mit, und ein Geschoß, das diese dann nicht genau geradlinige Seele passieren würde, müßte natürlich eine Ablenkung vom Ziel erfahren. Sobald also mit dem Laufe irgend eine Manipulation vorgenommen worden ist, das heißt also schon nach dem ersten Bohren, wird das Stahlkant an die „Richter" gegeben. Es sind dies Arbeiter, die ein besonders gutes Auge und große Geschicklichkeit im Sehen haben müssen.

Der „Richter" legt den Lauf schräg nach oben in eine Maschine, welche ihm das untere Ende des Laufes gerade vor seine Augen bringt. Er richtet nun die Höhlung des Laufes wie ein Fernrohr auf eine bestimmte Marke an

einem Fenster, durch welches das volle Tageslicht hineinfällt. Seinem geübten Auge muß, wenn der Lauf vollständig gerade ist, die Bohrung des Laufes durchaus spiegelhell erscheinen. Entsteht an irgend einer Stelle ein Schatten, so ist dort eine Biegung des Laufes eingetreten. Der Arbeiter bringt dann mit großer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit gerade diese Stelle in der Maschine unter einen Quetschhammer, den er durch Treten mit den Füßen auslöst, und durch den Druck, den durch diesen Quetschhammer das Stahlstück erfährt, richtet der Arbeiter das Aeußere und Innere des Laufes wieder vollständig gerade.


Fig. 7. Scharfe Patrone (Durchschnitt, natürliche Größe).

Diese Arbeit ist eine so schwierige, originelle und feine, daß der Laie zuerst gar nicht versteht, um was es sich handelt, und daß es ihm nicht gelingt, auch nur das Geringste zu sehen, selbst wenn er wiederholt und viertelstundenlang durch das Innere der Läufe hindurch blickt. Es handelt sich da um Richtungsunterschiede und Abweichungen von der geraden Linie, die der Laie auch wohl nur mit Hilfe von Instrumenten wahrnehmen würde, die der routinierte und mit vorzüglichem Augenmaß versehene Arbeiter aber doch infolge der eminenten Uebung, die er sich angeeignet hat, ohne weiteres entdeckt.

Ist der Lauf zum siebenten Male gerichtet, so kann er zur Revision an die Kommission des Staates, für den die Gewehre geliefert werden, gegeben werden. Vorher haben folgende Revisionen stattgefunden: jeder Arbeiter hat nach jeder Manipulation mit der Lehre die verschiedenen Dimensionen im Aeußeren und Inneren des Laufes geprüft. Es hat dann der Meister der

Abteilung eine nochmalige Prüfung vorgenommen, und es haben endlich Arbeiter, die im Auftrage der Fabrik die Prüfung vornehmen und welche dafür, daß sie mit größter Genauigkeit ihre Arbeit verrichten, besonders gut bezahlt werden, eine nochmalige Revision vorgenommen.

In diesem Zustand wird der Lauf mit dem Patronenlager an die Kommission gegeben, diese prüft ihn in allen Dimensionen auf das genaueste und versieht ihn dann mit einem Stempel, der stets unter Verschluß und im Besitz der Kommission bleibt. Die Kommission hat natürlich ihren Aufenthaltsort während der ganzen Zeit der Fabrikation innerhalb der Fabrik. Der so fertiggestellte Lauf ist jedoch nur als Stück und gewissermaßen provisorisch angenommen. Ist das fertige Gewehr, das aus lauter gestempelten und von der Kommission revidierten Teilen zusammengesetzt ist, nicht so ausgefallen, wie es die Vorschriften der Kommission verlangen, so hat diese immer noch das Recht, das g a n z e Gewehr als unbrauchbar zu verwerfen.

38 Operationen mit Maschinen waren nötig, um den Lauf mit dem Patronenlager herzustellen. Die Hülse mit dem Schloßhalter und Auswerfer erfordert 156 Operationen. Die Hülse allein ein 105maliges Passieren der Spezialmaschinen.

Wir betreten nunmehr Säle, in denen man hundert wilde Tiere glaubt brüllen zu hören. Es ist ein nerventötendes, wahnsinniges Geräusch, das uns hier umfängt und in welchem die Arbeiter Tag für Tag während der ganzen Arbeitszeit aushalten müssen. Das Geräusch entsteht durch die Fräsen, welche das massive Stück der Hülse vollständig ausbohren, ferner durch die Instrumente, welche das Aeußere der Hülse auf die richtige Dimension bringen, abflachen, abkanten, polieren. Hunderte von Maschinen sind in jedem Raume aufgestellt, Hunderte von Trans-

missionsriemen bewegen sich in sinnverwirrendem Durcheinander von der Decke herab zu den Maschinen. In Oel schwimmt jeder Stahlteil, der von den Maschinen bearbeitet wird, und mit unerschütterlicher Ruhe, die Augen nicht von ihrer Arbeit verwendend, stehen die Arbeiter zwischen den Maschinen, das automatische Werk derselben beobachtend und, wenn es sein muß, regulierend. Jedes fertige Stück prüft der Arbeiter sofort mit den Lehren, die ihm zur Verfügung stehen. Jede herausstehende Nase, jeder Dorn, jede Nute wird mit Hilfe der verschiedenen Lehren auf Tiefe, Breite, Höhe immer und immer wieder gemessen.

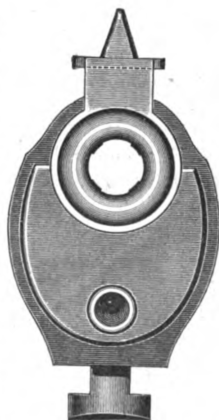


Fig. 8. Vorderansicht des fertigen Gewehrs.

Wir wandern treppauf, treppab, wie es scheint endlos, durch Säle, in denen immer wieder Hunderte von Maschinen stehen, welche kreischen, stöhnen und die einzelnen Teile des Schlosses, der Kammer, des Schlagbolzens, des Visiers, des Korns bearbeiten. Hunderte von Maschinen und Arbeitern sind nur mit der komplizierten Visiereinrichtung beschäftigt, welche ein Schießen mit dem Gewehr auf 2000 Meter Entfernung mit Sicherheit ermöglicht. Die Visiereinrichtung erfordert die genaueste Arbeit, und hier macht weder die Maschine, noch der Arbeiter, der mit der Hand etwaige Fehler der Maschine korrigiert, kaum einige Bewegungen, ohne daß sofort eine Lehre angesetzt wird, um die genauen Dimensionen in den einzelnen subtilen Teilen des Visiers zu prüfen.

Die verschiedenen Teile des Schlosses werden beim Gebrauch des Gewehrs verschiedenartig in Anspruch ge-

nommen. Einzelne haben mehr auszuhalten als die anderen. Es ist daher notwendig, daß diese Teile verschieden gehärtet werden, um sie widerstandsfähiger gegen die Gebrauchsabnützung zu machen.

Wir kommen in einen Raum, welcher stark an die Hölle erinnert. Wir sehen einen riesenhaften achtflächigen und mit acht Thüren versehenen Ofen vor uns, der im Innern mit Gas geheizt wird. Wird eine der Thüren aufgerissen, so sehen wir das Innere des Ofens, das aus Chamottesteinen besteht, in weißglühendem Zustand. Die angenehme Temperatur von 1000° C. herrscht in diesem Ofen, der eine infernalische Hitze ausströmt. In diesem Ofen stehen weißglühende Kästen aus Eisen, mit verkohlten Lederstücken gefüllt, die aus dem besten Kernleder, aus dem man sonst die Stiefelsohlen herstellt, gemacht worden sind und die die intensivste Hitze geben. In diese Kohlen eingepackt liegen die kleinen Gewehrteile, die einer besonderen Härtung unterworfen werden müssen. Wenn sie stundenlang in der Kohle in dem Ofen geglüht haben, wird der ganze weißglühende Kasten herausgezogen, und nun werden die einzelnen Stahlstückchen mit Zangen aus der Kohle herausgenommen und entweder zum langsamen Abkühlen beiseite gelegt oder in Oel beziehungsweise, um den höchsten Grad der Härtung zu erreichen, in Wasser getaucht. Jeder einzelne dieser Teile ist vor und nach der Härtung von dem Arbeiter, von dem Meister, von dem Revisor der Fabrik und von dem Vertreter der Regierung geprüft worden.

Wir haben uns bisher nur mit der Herstellung der Eisenteile am Gewehr beschäftigt. Wir wenden uns jetzt der Herstellung des S c h a f t e s zu. Der Schaft der Militärgewehre wird aus Nußbaumholz gefertigt, und zwar kann nur bestes Kernholz ohne Aeste, Sprünge und Flecken verwendet werden. Dieses Holz kommt aus Südfrankreich, Italien, die beste Qualität aber aus Süddeutschland. Das

Holz muß durchaus trocken sein, und deshalb lagern auf den Böden der Fabrik viele Tausende von Stücken Nußbaumholz, welche, in grober Form zurecht geschnitten, wohl einigermaßen dem Schaft eines Gewehrs ähnlich sehen. Diese Pflöcke haben jedoch mindestens den dreifachen Umfang des Schaftes, der später aus ihnen herausgeschnitten wird. Jedes dieser Holzstücke kostet im Einkaufspreis drei Mark, und so hat das Lager, das auf den Böden auf-

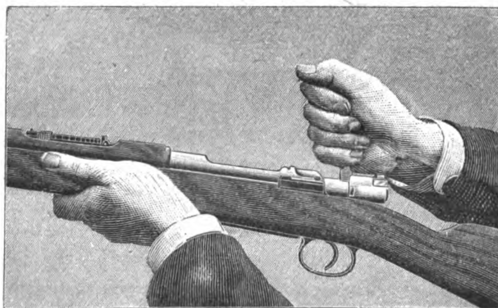


Fig. 9. Das Laden: Oeffnen der Kammer durch Drehen und Zurückführen des Knopfes.

gestapelt ist, einen Wert von mehreren hunderttausend Mark.

Das Stück Nußbaumholz wird zuerst unter eine Dampfsäge gebracht, mit deren Hilfe ein Arbeiter dem Holz im Groben ungefähr die Form giebt, die es als späterer Gewehrschaft haben soll. Mit großer Geschicklichkeit führt der Arbeiter das Holz so an der Dampfsäge vorbei, daß ungefähr ein Drittel des Materials hier von dem Stück Holz abgenommen wird. Das Schaftholz kommt nunmehr auf eine Kopiermaschine. Hier ist horizontal das Modell eines Gewehrschaftes aus Eisen eingespannt. Parallel mit diesem Modell wird das Schaftholz in die Maschine

gespannt, und nun wird ein System von um sich selbst rotierenden Messern auf das Schaftholz gesetzt, welches durch ein Rad geführt wird, das genau um das eiserne Modell des Schaftes herumgeht und welches sich stetig durch Maschinenkraft in der Längsrichtung des Modellschaftes verschiebt. Die Messer haben die fast unglaubliche Geschwindigkeit von 4000 Umdrehungen in der Minute. Sie gleiten über das Schaftholz hinweg und nehmen von seinem Umfange so viel ab, als ihnen die Führung auf dem eisernen Modell vorschreibt.

Für denjenigen, der diese Maschine zum erstenmal sieht, hat ihre automatische und präzise Thätigkeit geradezu etwas Unheimliches. Man glaubt zuerst immer, die Messerwalze, die das Schaftholz bearbeitet, sei ein denkendes Wesen, das einen eigenen Willen besitzt und nach diesem die genaue Form des Schaftes aus dem Holz herausarbeitet. Die Arbeit, bei welcher das Holz wild kreischt und ein wahrer Sprühregen von feinen Holzspänen sich um die Maschine verbreitet, nimmt nur wenige Minuten in Anspruch. Der Schaft ist dann fertig, aber er hat noch keine Höhlung; er ist vollständig massiv. Man bringt ihn sofort in demselben Raume auf eine Fräsmaschine. In dieser liegt, ebenfalls aus Eisen gefertigt, das Modell eines gebohrten Schaftes, in welchem alle viereckigen und runden Vertiefungen, alle Lager, Querschnitte u. s. w. genau angegeben sind. Parallel zu diesem Modell wird der fertige Holzschaft gespannt, und nun wird eine Fräse aufgesetzt, welche eine parallele Führung besitzt. Diese Führung, bestehend aus einem Metallstabe, gleitet an dem eisernen Modell entlang, und wie dieser Metallstab an dem eisernen Modell an den Kanten entlang geführt wird, reißt die Fräse aus dem hölzernen daneben gespannten Schaft die Vertiefungen heraus. Auch diese Arbeit, die sich unter einer Art Wolkenbruch von

Holzspänen vollzieht, ist in wenigen Minuten vollendet. — Der vollständig ausgebohrte, gekehlte, gefräste Schaft geht nun nach einem Nebenraum, wo von geschickten Arbeitern mit der Hand noch die kleinen Stückchen weggenommen werden, die etwa die Fräse bei ihrer groben Arbeit stehen ließ. Mit Hilfe der Lehre wird geprüft, ob alle Durchbohrungen und Kehlungen groß genug sind; nötigen Falls wird mit der Hand nachgeholfen.

Der Schaft erfährt nun Revisionen durch die Meister, durch

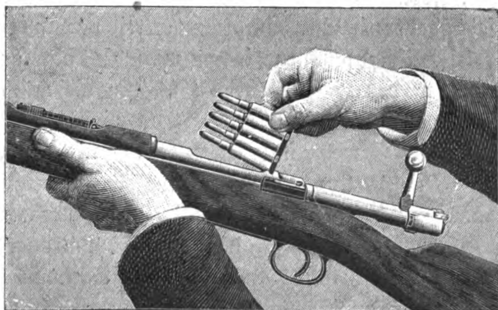


Fig. 10. Das Laden: Einstecken eines Ladestreifens mit fünf Patronen in die Ausfräsung an der Hülse.

die Kontrollbeamten der Fabrik und durch die Kommissare der fremden Regierung. Er erhält von der Regierungskommission einen Stempel. Jetzt wird er mit Leinöl eingerieben und erhält dadurch Glanz und Widerstandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit. Er wandert dann nach der Büchsenmacherei und kommt hier mit all den einzelnen Teilen des Gewehrs zusammen, die in den anderen Abteilungen der Fabrik fertiggestellt worden sind.

Die Büchsenmacherei hat die Aufgabe, die einzelnen Teile zu einem fertigen Gewehr zusammenzustellen, um dieses der Revisionskommission als Ganzes zur Prüfung vorzulegen.

Bevor man jedoch die endgültige Zusammensetzung vornimmt, hat der Lauf beziehungsweise das Patronenlager noch eine harte Probe zu bestehen. Wie bereits mehrfach erwähnt, ist das Patronenlager derjenige Teil, welcher durch Explosion der Pulvergase, die in ihm stattfindet, am meisten auszuhalten hat. Man kann nicht wissen, ob das Patronenlager nicht irgendwo im Innern des Stahls eine weniger widerstandsfähige Stelle hat, welche Ursache werden könnte, daß das Patronenlager sich ausweitet, sobald erst mehrmals daraus geschossen ist. Man setzt daher in der Büchsenmacherei vorläufig das Gewehr teilweise zusammen, indem man die Hülse an das Patronenlager des Laufes schraubt und in die Hülse die fertige Kammer mit allen Schloßteilen einführt. Man ladet jetzt das Gewehr mit einer sogenannten Beschußpatrone. Die Patrone enthält eine besonders starke Pulverladung und wird nur für diese Gewehrprobe angefertigt. Der größte Gasdruck, den sonst das Patronenlager auszuhalten hat, beträgt 3100 bis 3300 Kilogramm. Die Versuchspatrone entwickelt einen Gasdruck von 4500 Kilogramm per Quadratcentimeter; sie nimmt also anderthalbfach das Patronenlager in Anspruch, während es beim gewöhnlichen Schießen nur einfach auf seine Widerstandsfähigkeit beansprucht wird. Da man die Dauerhaftigkeit des Patronenlagers und wohl auch der anderen Schloßteile nicht kennt, so werden, um bei der Probe die diese vornehmenden Leute nicht einer Gefahr auszusetzen, Lauf, Hülse und Schloß in einem eisernen Schrank untergebracht, und der Lauf wird so gerichtet, daß die Kugel, die durch ihn hindurchgeht, in einem tiefen Wasserbassin ihre Bahn endigt. Der Abzug, der natürlich ebenfalls an der Hülse befestigt worden ist, wird mit einem Hebel in Verbindung gesetzt, der in einem Knopfe außerhalb des Schrankes endet. Ist ein Dutzend solcher Probierläufe in dem Schrank untergebracht,

so werden seine eisernen Thüren geschlossen, und nun wird an den außen stehenden Knöpfen gezogen, um die Schüsse in den Gewehren abzufeuern. Springt jetzt auch ein Patronenlager oder erfolgt ein Zerreißen von Schloßteilen durch die außerordentlich starke Pulverladung, so kann doch keiner der Arbeiter oder Büchsenmacher, die diese Probe vornehmen, beschädigt werden, weil die eisernen Wände des Schrankes ihn schützen.

Die probierten Läufe werden aus dem Beschußschranke

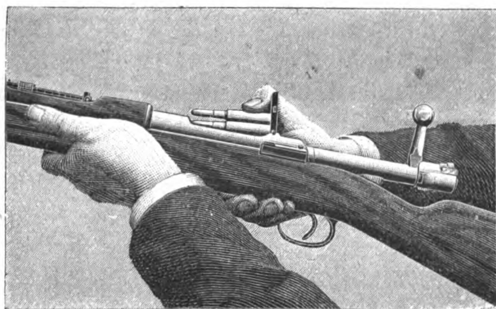


Fig. 11. Das Laden: Herunterdrücken der Patronen in das Magazin.

herausgenommen und gereinigt. Man nimmt darauf von dem Patronenlager, das soeben gebraucht worden ist, einen Schwefelabguß und vergleicht mit den vorhandenen Lehren seine Dimensionen. Hat das Patronenlager auch nur im geringsten sich erweitert, so muß der ganze Lauf ohne weiteres sofort verworfen werden. Ist eine Erweiterung nicht erfolgt, so ist das Patronenlager und der Lauf gebrauchsfähig, und sie kommen nunmehr mit der Hülse nach der Abteilung, welche das Brünieren der Gewehrteile besorgt.

Brünieren heißt: künstlichen Rost erzeugen. Man brüniert die äußeren Teile der Militärgewehre, damit im

Kriege ihr Leuchten und Blitzen nicht verräterisch wird, dann aber, um die Gewehrteile gegen wirklichen Rost zu schützen. Schnee, Regen, Reif erzeugen schon auf dem Gewehr eine leichte Rostschicht. Im Felde ist es oft tagelang nicht möglich, das Gewehr ordentlich zu putzen, und um also gegen den wirklichen Rost die äußeren Gewehrteile zu schützen, giebt man ihnen einen künstlichen Rost. Das Brünieren erfolgt dadurch, daß man die Eisenteile mit einer grauen Masse einschmiert, deren Zusammensetzung Geheimnis der Fabrik ist. Dann kommen diese Teile in einen Röstofen, in welchem die aufgeschmierte Masse durch die Hitze sich mit der Oberfläche des Eisens verbindet. Aus dem Röstofen kommen die Teile dann in ein heißes Wasserbad und werden hier sorgfältig gereinigt. Dann bringt man sie auf Maschinen, in welchen Bürsten aus Metalldraht mit Dampfkraft auf der Brünierung so lange hin und her fahren, bis sie vollständig blank und poliert geworden ist. Die Eisenteile sehen jetzt braunblau glänzend aus, spiegeln jedoch das Licht nicht mehr und werfen keine verräterischen Strahlen.

Die auch nach dem Brünieren und Polieren nochmals revidierten Gewehrteile wandern wieder nach der Büchsenmacherei und werden hier nun mit großer Geschwindigkeit von den besonders eingeübten Büchsenmachern zu vollständigen Gewehren zusammengesetzt. Jedes Gewehr erhält eine Nummer und wird nun der Abnahmekommission überliefert.

Diese Abnahmekommission nimmt dann sofort das Anschießen vor, und auch wir wollen uns diese Probe einmal näher ansehen, obgleich wir warnend für alle Nervenschwachen mitteilen müssen, daß die Halle, in der der Anschuß erfolgt, sie auf eine harte Probe setzen wird.

Wir betreten ein gewaltiges, ungefähr achtzig Meter langes und zwanzig Meter hohes dreischiffiges Gebäude,

das mitten auf dem Fabrikplatz steht, und aus dem ununterbrochen ein dumpfes, kurzes Dröhnen schallt, welches mit dem Dröhnen der Dampfhämmer und der anderen Maschinen gar nicht zu verwechseln ist. Treten wir auf einer der Schmalseiten ein, so sehen wir vor uns zehn Schießstände, aus denen es unaufhörlich knallt. Fünfzig Meter von den Schießständen entfernt, am anderen Ende der Halle, stehen große weiße Scheiben, welche durch elek-

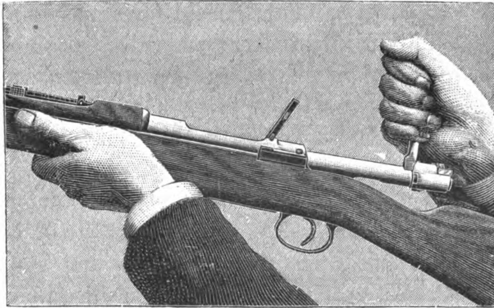


Fig. 12. Das Laden: Vorschieben und Schließen der Kammer.

trische Reflektoren besonders scharf beleuchtet sind. Diese Scheiben laufen auf Rollen und können durch die Arbeiter, die in den rechten und linken Seitenhallen des Gebäudes sitzen, vermittelst Tauen zurückgezogen und wieder vorgeschoben werden. Auf jeder Scheibe ist ein in kleine Quadrate geteilter Bogen Papier befestigt. In der Mitte des Bogens ist durch besonders dicke schwarze Striche ein Rechteck abgegrenzt, welches ungefähr dreißig Centimeter Höhe und zwanzig Centimeter Breite hat. Die unter Aufsicht der auswärtigen Regierungskommission schießenden Leute sind sämtlich frühere Soldaten und besonders gute Schützen, die jetzt als Büchsenmacher und Arbeiter der Fabrik angestellt sind. Der Schießende spannt das Ge-

wehr in eine Art Schraubstock und richtet es auf das Rechteck in der Scheibe. Er schraubt dann die Stellage, in der das Gewehr ruht, fest und feuert den ersten Schuß ab. Wie das Laden bewirkt wird, veranschaulichen unsere Figuren 9 bis 12. Die Stellage ist so eingerichtet, daß sie automatisch den Rückstoß des Gewehrs aufhebt und immer wieder genau in dieselbe Stellung tritt. Es werden noch drei andere Schüsse aus dem Gewehr gefeuert und dann ein Zeichen gegeben, damit die Scheibe zurückgezogen und der auf dieser befestigte Bogen Papier mit den Schußlöchern durch eine kleine Rohrpost nach dem Schießstand zurückgeschickt wird. Von den abgegebenen vier Schuß müssen drei in dem Rechteck sitzen; das Gewehr wird sonst ohne weiteres verworfen und an die Büchsenmacherei zur Aenderung zurückgegeben.

Dasjenige Gewehr, welches die Probe bestanden und drei Schuß in das Rechteck gefeuert hat, erhält den endgültigen Abnahmestempel der Kommission auf den Kolben aufgeprägt. Außerdem wird ihm das Trefferbild auf dem quadrierten Bogen, der eben dieselbe Nummer wie das Gewehr trägt, gewissermaßen als Nationale und Geburtsschein beigepackt.

Die Gewehre, welche nicht sofort die Vorschrift erfüllt haben, wandern in eine neben der Schießhalle befindliche Büchsenmacherei, wo man untersucht, ob der Fehler an der Visierung, am Korn, am Lauf oder an irgend einem anderen Gewehrteile liegt. So rasch wie möglich, aber höchst sorgfältig, werden die etwa aufgefundenen Fehler zu beseitigen gesucht, und das Gewehr geht hierauf nochmals an die Anschußkommission zurück. Wenn in den zehn Schießständen gleichzeitig von früh um acht bis mittags zwölf Uhr und nachmittags von zwei bis abends um acht Uhr ununterbrochen geschossen wird, entsteht dadurch, daß die Schüsse im geschlossenen Raume abgefeuert werden,

ein derartig infernalischer Lärm, daß man sich nur darüber wundern kann, wie Büchsenmacher und Kommissionsmitglieder dieses nervenzerstörende Geräusch auf die Dauer auszuhalten vermögen. Indes thut auch hier die Gewohnheit viel.

Die für gut befundenen, mit dem Trefferbild versehenen Gewehre gehen in einen anderen Raum neben der Schießhalle und werden hier sorgfältig geputzt. Dann werden sie in Gewehrständern im Packraum aufgestellt,

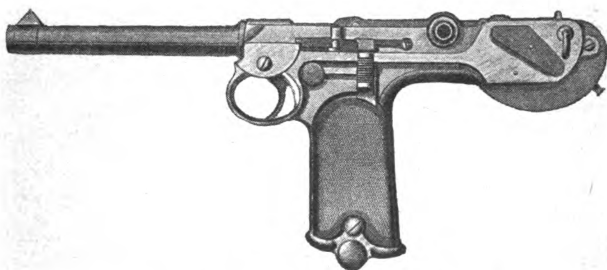


Fig. 13. Die Borchardt-Pistole.

und sobald eine entsprechende Anzahl von ihnen zusammen ist, verpackt man sie in mit Blech ausgefütterte Kisten, welche derartige Einsätze und mit Tuch ausgefütterte Vertiefungen haben, daß fünfundzwanzig Gewehre in ihnen vollkommen sicher und bewegungslos ruhen können. Es werden diesen fünfundzwanzig Gewehren noch fünfundzwanzig als Bajonette dienende Seitengewehre beigepackt, welche indes nicht in unserer Fabrik, sondern in rheinischen Fabriken für blanke Waffen hergestellt werden. Dann wird der innere Blechkasten der Kisten verlötet, deren Deckel aufgenagelt, und die Kisten gehen nun zur See nach Cadiz, um dort an die spanische Regierung beziehungsweise an das Artilleriedepot ausgeliefert zu werden.

Wir thaten oben der Borchardt-Pistole Erwähnung, die etwas ganz Neues ist. Der untere, als Handgriff dienende Querteil dient gleichzeitig zur Aufnahme einer Metallhülse, in welcher acht Patronen enthalten sind. Die Pistole beruht auf demselben Prinzip, auf dem das sogenannte Maximgeschütz und die neuerdings von Kommerzienrat Mauser konstruierte Rücklaufpistole beruht. Man nennt diese Waffen Rücklauf- und Rückstoßwaffen oder Selbstlader, weil sie den durch die Pulvergase bewirkten Rückstoß für das Laden benützen. Jeder Schuß ladet durch den Rückstoß die Pistole wieder zu neuem Schießen; er befördert nämlich durch den Rückstoß der ersten Patrone die nächste Patrone in das Patronenlager. Man kann also, nachdem der erste Schuß heraus ist, siebenmal hintereinander durch einfaches Abdrücken des Abzugs die anderen Schüsse herausjagen, ohne daß, wie beim Revolver, ein neues Laden erfolgt. Die Pistole ist sehr handlich durch den kurzen Quergriff, der als Kolben dient. Man zeigt uns nun, in welch origineller Weise diese Pistole auch als Karabiner zu verwenden ist und wie sie in der That dazu berufen scheint, die leidige Karabinerfrage bei der Kavallerie zu lösen.

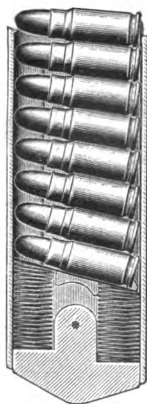


Fig. 14. Metallhülse der Borchardt-Pistole mit acht Patronen.

Seit Jahren bemüht man sich nämlich bei der Kavallerie, den Karabiner so am Pferd oder am Mann zu befestigen, daß er beim Galoppreiten nicht hin und her schlägt und doch im entscheidenden Augenblick mit einem einzigen Griff sofort zur Benützung fertig ist. Beides ließ sich bisher nicht vereinigen. Machte man den Karabiner durch Riemen am Mann oder am Pferd besonders gut fest, so dauerte

es immerhin eine halbe Minute, ehe der Mann die Riemen aufschnallen und den Karabiner schußfertig machen konnte. Befestigte man aber den Karabiner nur lose, so schlug er bei schneller Gangart des Pferdes wild hin und her und beschädigte unter Umständen Roß und Reiter.

Man zeigt uns nun für die Borchardt-Pistole eine Ledertasche, in die sie für den Transport hineingeschoben werden kann. Der Boden dieser Ledertasche bildet einen Karabinerkolben nebst Kolbenhals und einem Stück Schaft.

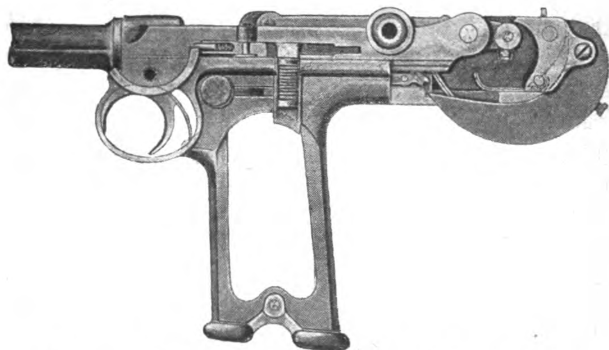


Fig. 15. Innerer Mechanismus der Borchardt-Pistole.

Mit einem Griff zieht man die Borchardt-Pistole aus der Tasche heraus, setzt sie auf den hölzernen Kolbenhals, der sich an der Tasche befindet, auf, und durch zweimalige Umdrehung eines Rädchens (die Umdrehung des Rädchens erfolgt mit einem einzigen beliebigen Finger) hat man die Pistole mit dem Schaft verbunden. Man kann jetzt den auf solche Weise hergestellten Karabiner wie ein Gewehr mit der rechten Hand anlegen und kann mit dem linken Zeigefinger die acht Schuß hintereinander aus der originellen Waffe herausfeuern. Mit einem einzigen Griff, der kaum einen Bruchteil einer Sekunde dauert, löst man

wieder die Pistole von dem Kolben ab, schiebt sie in die Tasche hinein und kann diese beiden kurzen Stücke, welche kaum länger sind als ein Armeerevolver, dann bequem am Gurt des Reiters oder in der Satteltasche des Pferdes unterbringen.

Um uns zu zeigen, mit welcher Sicherheit der Mechanismus der Borchardt-Pistole funktioniert, um uns zu beweisen, wie genau und sorgfältig alle Teile gearbeitet sind, gehen wir noch einmal nach den Schießständen der Anschußhalle. In einem freien Schießstand wird die Borchardt-Pistole in eine Stellage gespannt, und der Büchsenmacher bringt durch Anziehen des Verschlußhebels die Pistole zur Abfeuerung. Ein Rasseln ertönt; acht Patronenhülsen fallen im Bogen wie ein kleiner Springbrunnen aus der Pistole heraus, und wir überzeugen uns an einem Chronometer, daß das Abfeuern dieser acht Schuß netto 22/100 Sekunden, das heißt noch nicht ganz eine Viertelsekunde in Anspruch genommen hat. Das Trefferbild, das sich auf der Scheibe markiert, ist ein sehr eng begrenztes, also höchst günstiges. Natürlich wird man diese Pistole nicht dazu anwenden, um mit derartiger Geschwindigkeit zu schießen. Wie bereits erwähnt, erfolgte diese Probe vor uns nur, um uns davon zu überzeugen, mit welcher Präzision der ganze Mechanismus funktioniert. Unzweifelhaft aber wird diese Borchardt-Pistole, besonders in der Zusammensetzung mit einem hölzernen Karabinerteil, in allerkürzester Zeit die allgemeine Bewaffnung der Kavallerie in den meisten Kulturstaaten bilden.

So macht die Waffentechnik von Tag zu Tag neue Fortschritte, und immer aufs neue und mit immer größerem Erfolge strengt sich der Menschengeist an, Mordmaschinen zu erfinden. In unserer widerspruchsvollen Zeit ist es nicht einer der geringsten Widersprüche, daß die höchste Technik dazu angewendet wird, um Nebenmenschen mit immer vollkommener gestalteten Waffen das Leben zu nehmen.





Die Kolonie Französisch-Kongo.

Bilder aus dem äquatorialen Westafrika. Von H. Behrend.

Mit 7 Illustrationen.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Landschaft am Gabun von Portugiesen entdeckt, die dort eine Niederlassung gründeten und schwunghaften Sklavenhandel trieben. Später wurde jene Niederlassung von ihnen aufgegeben, und das ganze ausgedehnte Küstengebiet geriet sozusagen in Vergessenheit, bis 1842 die Franzosen eine Handelsniederlassung am Gabun errichteten, die sie 1844 bis nördlich und südlich des Flußdeltas erweiterten. 1862 kamen dann Kap Lopez und der untere Ogowe unter ihre Herrschaft und etwas später auch der Mittellauf des Flusses. Nach dem deutsch-französischen Kriege zog Frankreich die früher bewilligte Subvention zurück, so daß die Kolonie auf sich selbst angewiesen blieb.

Schon war von einem Verkauf an England die Rede, da stellte Graf Savorgnan de Brazza, der gegenwärtige Generalgouverneur des französischen Kongogebietes, durch seine kühnen Reisen eine Verbindung der Küste mit dem Kongo her, zeigte die Wichtigkeit jener Gebiete und betrieb mit Eifer und Erfolg die Vergrößerung der ursprünglichen Kolonie Gabun. Gegenwärtig umfaßt die aus

letzterer hervorgegangene und deswegen früher auch Gabonie oder France équatoriale genannte Kolonie Französisch-Kongo an der afrikanischen Westküste nicht weniger als 600 000 Quadratkilometer mit fünf bis sieben Millionen Einwohnern. Sie wurde auf der internationalen Kon-



Graf Savorgnan de Brazza mit seinen schwarzen Begleitern.

ferenz zu Berlin im Februar 1885 von allen Mächten anerkannt und grenzt im Westen an den Atlantischen Ozean, im Norden an die deutsche Kolonie Kamerun bis zum 15. Grade östlicher Länge, im Osten und Süden an den Mobangi, bis Manjanga an den Kongostaat und bei Massabi an der atlantischen Küste an die portugiesische Kolonie Kabinda.



Premierlieutenant Schultze, Chef einer deutschen Forschungsexpedition, mit seinen Leuten.

Dieses große Gebiet, welches erst in neuerer Zeit durch die Reisen von Du Chaillu, Walker, Oskar Lenz, de Brazza, Premierlieutenant Schultze und anderen einigermaßen erforscht wurde, hat eine gleichmäßige und einförmig verlaufende Meeresküste, die nur durch die als offene Weitungen sich darstellenden Mündungen (Aestuarien) einiger Ströme etwas Abwechslung erhält. Außer den bedeutenden Flüssen Gabun, Ogowe und Kuilu fließt zum Meer noch der Njanga. In den Kongo ergießen sich der Sanga, der Likuala (Licona), die Alima und der Lefini. Stromschnellen verhindern die Benützung des Ogowe und Kuilu, sowie der kleineren Flüsse als ununterbrochene Wasserstraßen; schiffbar sind der Gabun, jedoch nur auf eine kurze Strecke, die Alima von Lekeli abwärts und der Sanga.

Man spricht gewöhnlich von einem Gabunfluß; in Wirklichkeit ist er jedoch nur eine siebzig Kilometer lange und bis zu sechzehn Kilometer breite Ausbuchtung des am Monte Crystallo entspringenden Como und des Zuflusses Rembos. Die Bai von Gabun liegt zwischen dem Aequator und einem Grad nördlicher Breite, ist breit und tief und gegen hohe See gut geschützt. Der von der See sich der Küste Nähernde gewahrt am Strande zuerst ein marschiges Tiefland, ferner Dörfer, Wald, Faktoreien, Gartenland, Felder und kleine Prairiestrecken, während in der Ferne Urwald und niedrige blaue Höhenzüge, die in Nebelduft gehüllt sind, den Blick begrenzen.

Am rechten Ufer liegt auf einer zweihundert Meter hohen Terrasse Libreville (auch Plateau geheißen), das gleichzeitig Flottenstation und Hauptort des westafrikanischen Kolonialreiches ist. Dort befinden sich das französische Gouvernementshaus mit den Bureaus und Kasernen, die große französische Mission und einige ebenfalls französische Faktoreien; dahinter liegen Negerhütten. Ungefähr eine

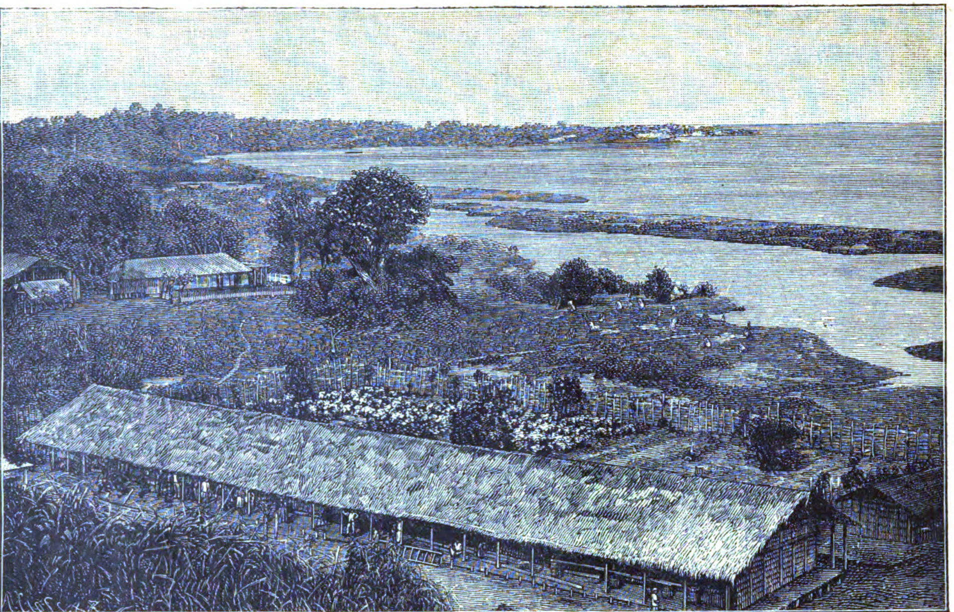


Holländische Faktorei an der Loangoküste.

Viertelstunde weiter liegt Glaß, wo sich die Engländer und Deutschen niedergelassen haben, mit acht bis zehn Faktoreien (darunter C. Wörmann und Jantzen & Thormählen), sowie einer anglikanischen Mission. Glaß ist auch Sitz eines deutschen Konsuls; der größte Teil des Handels befindet sich in deutschen Händen.

Was die klimatischen Verhältnisse von Gabun betrifft, so sind diese nach Doktor Oskar Lenz besser wie ihr Ruf. „Es ist übrigens," berichtet der genannte treffliche Forscher, „eine unter den Europäern an der Westküste verbreitete Eigentümlichkeit, daß jeder den Platz, an welchem er wohnt, für den gesündesten hält. So betrachten zum Beispiel die Faktoristen in Banana, einer sandigen Landzunge an der Kongomündung, diesen kaum drei Fuß über das Meer hervorragenden Sandplatz als außerordentlich gesund und kannten kein schlechteres Klima als die Gabunländer; in den letzteren aber macht man drei Kreuze, wenn der Kongo erwähnt wird. Die Bewohner von St. Paul de Loanda schwärmen für ihre Oberstadt (in der Unterstadt, dicht am Meere, sind nur die Magazine), und andere wieder bezeichnen diese Hauptstadt der portugiesischen Provinz Angola als die größte Pesthöhle der Welt. Leider giebt es keinen Platz an der Westküste, den alle Welt einstimmig als gesund bezeichnete, dafür aber eine Reihe Gegenden, über deren mörderisches Klima niemand im Zweifel ist.

Schädlich ist in Gabun die des Morgens einsetzende Landbrise, welche viel Fiebermiasmen aus den Mangrove Swamps, jenen im ganzen tropischen Westafrika verbreiteten Sümpfen, mit den durch ihre Luftwurzeln ausgezeichneten, immergrünen Mangroven bewachsen, mitbringt; dafür weht aber von nachmittags 3 Uhr an eine heftige Seebrise, die äußerst wohlthuend wirkt. Absolut hohe Temperaturen findet man unter dem Aequator über-



Faktorei in Kabinda.

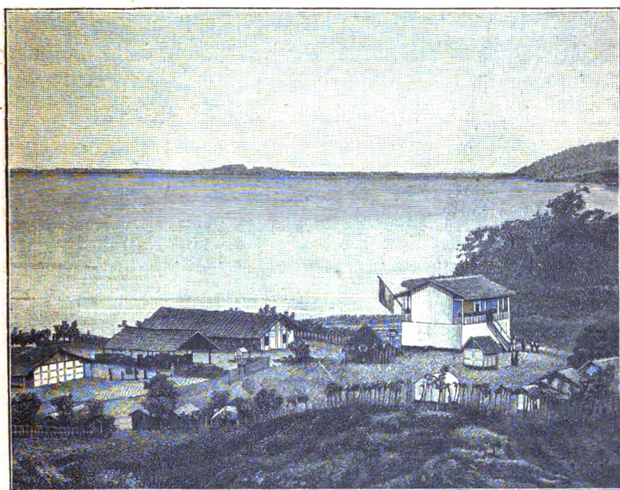
haupt nicht; die mittlere Jahrestemperatur von Gabun ist nicht mehr als 28 Grad Celsius, aber der Umstand, daß das Thermometer selbst in der kältesten Jahreszeit (der trockenen Zeit) fast nie unter 20 oder 21 Grad Celsius herabgeht, macht das Klima schließlich doch für den Europäer erschlaffend."

Weitaus der bedeutendste Fluß des ganzen Gebietes ist der Ogowe, der unter 2° 40′ südlicher Breite und 14° 31′ östlicher Länge v. Gr. auf der niedrigen Wasserscheide gegen den Kongo entspringt, in einem gewaltigen Bogen bis dicht an den Aequator heranreicht und dann eine Anzahl von bedeutenden Zuflüssen aufnimmt, darunter von Süden her den 200 bis 250 Meter breiten Ngunie. Der Ogowe selbst hat dort schon eine Breite von 600 Meter, die sich aber, nachdem er noch den Abfluß des Sonengesees empfangen hat, bis zu 2500 Meter erweitert. Für den Verkehr ist dieser große Fluß aber trotzdem von wenig Nutzen. Er enthält eine Masse Inseln und Sandbänke, verflacht sich mehr und mehr und mündet schließlich, ein 180 Kilometer breites Delta mit dem vorspringenden Kap Lopez bildend, in drei Hauptarmen im Norden des ersten Grades südlicher Breite in den Atlantischen Ozean.

Die wichtigsten französischen Stationen am Ogowe sind: Ndschole, Boué, Madiville und Franceville. Am Kuilu liegen: Rudolfstadt, Stephanieville und Buansa (Philippeville); an der Alima: Dielé, Leketi und Alima-Post; am Kongo: Brazzaville am Stanley-Pool; am Sanga: Woso; am Ubangi: Bangui und am Kemo: Wadda; an der Küste endlich noch: Majumba und Loango.

Zwischen Ogowe und Kongo zieht sich die Loangoküste hin, von der aus seiner Zeit die deutsche Loango-Expedition unter Doktor Paul Güßfeldt vergebens in das Innere vorzudringen suchte, bis sie endlich durch eine unter ihren Leuten ausgebrochene Epidemie zur Rückkehr gezwungen wurde.

Durch die Berliner Konferenz von 1885 und später abgeschlossene Verträge ist diese Landschaft zwischen Frankreich, Portugal und dem Kongostaat derartig verteilt worden, daß ersteres das ganze Gebiet nördlich vom Tschiloango erhielt, das nunmehr mit zu Französisch-Kongo gehört, während sich die beiden anderen Staaten in den



Eine französische Faktorei am Kongo.

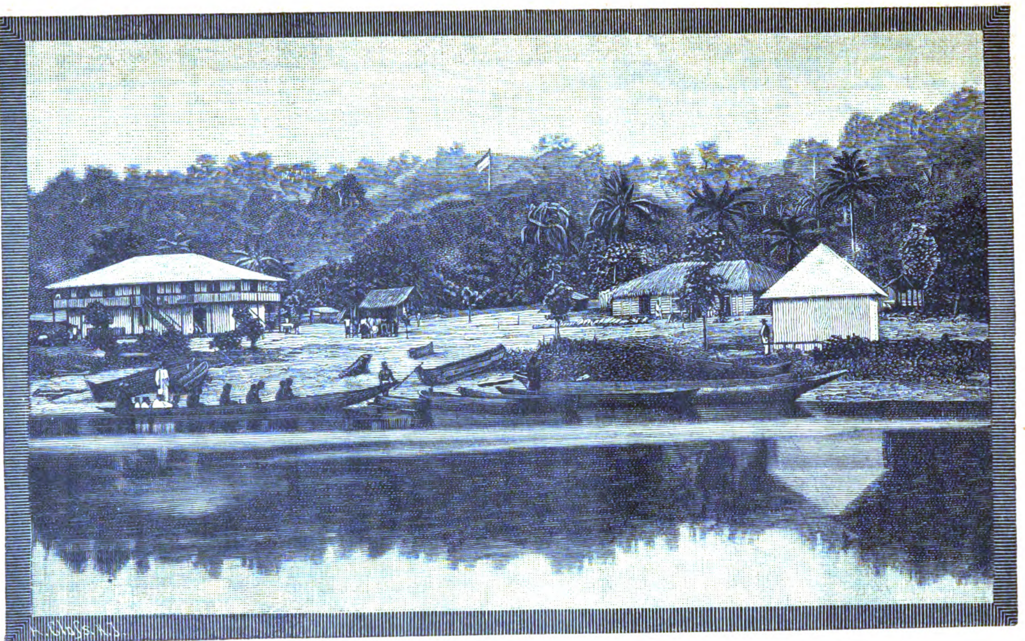
Strich südlich von diesem Flusse zu teilen hatten. Portugal bekam den kleinen Küstenanteil zwischen Tschiloango und Cabolombo, während der Rest dem Kongostaat zufiel.

Die Küste ist zuweilen niedrig und sumpfig; sie fällt an den Buchten von Loango und Kabinda in steilen Klippen zum Meere ab, während sie nach dem Inneren zu terrassenförmig emporsteigt. Lagunen und Sümpfe, parkähnliche Landschaften, Dickichte und Prairien wechseln bunt miteinander ab.

Die Faktoreien, französische und deutsche, englische wie holländische, bieten überall so ziemlich den gleichen Anblick. Von den im Süden des Ogowe liegenden Handelsniederlassungen gehören Massabe, Landana und Kabinda schon nicht mehr zu Französisch-Kongo, sondern sind durch die vorhin erwähnten Uebereinkünfte den Portugiesen zugefallen. Namentlich in Landana aber sind französische Interessen in höherem Grade vertreten, als dies sonst in den meisten übrigen Plätzen des westafrikanischen Kolonialbesitzes der Fall ist. Die Gärten und Pflanzungen der französischen Mission in Landana sind die großartigsten an dieser ganzen Küste, zumal die ausgedehnten Orangenpflanzungen. Unweit von den Missionsgebäuden erhebt sich auf einem Hügel das Haus eines tüchtigen französischen Arztes, Doktor Lucan, der nun schon seit einer Reihe von Jahren mit seiner Familie dort lebt. Ein sich ziemlich weit ins Land hinein erstreckender Sumpf, den die Flut regelmäßig mit Wasser füllt, während er zur Ebbezeit wieder halb austrocknet, macht Landana zu einem etwas weniger gesunden Aufenthaltsort, als es sonst ohne Zweifel sein würde; landschaftlich aber ist es ganz reizend mit seinen grünen Hügeln, die bis dicht an das Meer herantreten, und den zwischen den Baulichkeiten ihre Wipfel im Winde wiegenden Palmen.

Die Vegetation von Französisch-Kongo ist zum Teil echt tropisch üppig, liefert aber ohne besondere Kultur an sich dem Handel keine nennenswerten Erzeugnisse, denn die außerhalb der Plantagen nur spärlich vorkommenden Kokospalmen und Kautschuklianen kommen beim Ueberwiegen von geringwertigen Palmenarten und Drachenbäumen kaum in Betracht.

In den Gärten der von der katholisch-französischen Mission zu Libreville angelegten landwirtschaftlichen Versuchsstation sah Hugo Zöller Kaffeesträucher, Kakaobäume,



Französische Faktorei am Tschiloangofluß bei Landana.

Kokos- und Oelpalmen, ferner Vanille, Erbsen, Bohnen, Spargel, Kohl, Salat, Radieschen, Gurken und auch Weinreben. Letzteren bekommt aber das Klima so wenig, daß sie bloß kleine und fast ganz saftlose Beeren hervorbringen, obwohl doch im Lande selbst eine Art wildwachsender Reben vorkommt. Die Fauna beschränkt sich auf wenige Arten: Leoparden, Büffel, Wildschweine, Krokodile und Flußpferde; am Ogowe haben Gorilla und Schimpanse ihre eigentliche Heimat. Von Hausvieh gedeihen dort Meerschweinchen, Schweine, Truthühner, Hühner, Tauben und Enten, Rinder finden sich nur in den Missionen. Gegenstände der Ausfuhr sind in erster Linie: Kautschuk, Palmöl, Palmkerne, schönes, transparentes, sogenanntes grünes Elfenbein, außerdem Gummikopal, Erdnüsse, Sesamsamen, Eben- und Rotholz und Malachit.

Was die Eingeborenen anbelangt, so gehört die einheimische Bevölkerung von Gabun zur großen Familie der Bantuneger und nennt sich Mpongwe. Wie bei allen westafrikanischen Küstenstämmen treiben die Männer fast ausschließlich Handel — noch lieber freilich thun sie gar nichts, denn sie sind ausnehmend faul; der Ackerbau liegt einzig und allein in den Händen der Frauen. Die Männer sind durchweg gut gewachsen und nicht häßlich; die Frauen entschieden weniger häßlich wie die Fanweiber im Westen der Kolonie, und man findet sogar wirklich anmutige Gesichter unter ihnen. Sie gehen barfuß, hüllen aber den Körper in saubere Tücher von greller Farbe. Besondere Sorgfalt verwenden sie auf ihre Frisur, die meist melonenförmig ist und durch hübsch geschnitzte Pfeile aus den elfenbeinartigen, nur viel härteren Zähnen der Flußpferde noch mehr hervorgehoben wird. Einen besonderen Schmuck bilden Perlenringe, welche um die Unterschenkel getragen werden, so daß diese oft ganz damit bedeckt sind. Bei besonderen Festlichkeiten sieht man die Gabunesinnen sogar

in europäischer Tracht, das heißt mit langen weißen Stiefeletten und federgeschmücktem Hut auftreten, was natürlich auf die Weißen einen höchst komischen Eindruck macht.

Ueberhaupt haben es die Mpongwe zu einer für Negerverhältnisse auffallenden Sittenverfeinerung gebracht. In den viereckigen, schrägdachigen Hütten der Eingeborenen,



Mpongwefrauen von Gabun.

die aus den Blattstielen der Raphiapalme errichtet werden, findet man, wie Zöller erzählt, nicht selten aus Europa bezogene Betten und andere eingeführte Industrieerzeugnisse, was allein schon auf einen höheren Kulturgrad hindeutet, als ihn die übrigen Schwarzen dieser Küste einnehmen. In Libreville giebt es sogar einen schwarzen Photographen, der an der ganzen westafrikanischen Küste bloß noch drei oder vier Berufsgenossen besitzt. Er ist von Natur sehr gut veranlagt, allein meist immer bekneipt.

wieder die Pistole von dem Kolben ab, schiebt sie in die Tasche hinein und kann diese beiden kurzen Stücke, welche kaum länger sind als ein Armeerevolver, dann bequem am Gurt des Reiters oder in der Satteltasche des Pferdes unterbringen.

Um uns zu zeigen, mit welcher Sicherheit der Mechanismus der Borchardt-Pistole funktioniert, um uns zu beweisen, wie genau und sorgfältig alle Teile gearbeitet sind, gehen wir noch einmal nach den Schießständen der Anschußhalle. In einem freien Schießstand wird die Borchardt-Pistole in eine Stellage gespannt, und der Büchsenmacher bringt durch Anziehen des Verschlußhebels die Pistole zur Abfeuerung. Ein Rasseln ertönt; acht Patronenhülsen fallen im Bogen wie ein kleiner Springbrunnen aus der Pistole heraus, und wir überzeugen uns an einem Chronometer, daß das Abfeuern dieser acht Schuß netto 22/100 Sekunden, das heißt noch nicht ganz eine Viertelsekunde in Anspruch genommen hat. Das Trefferbild, das sich auf der Scheibe markiert, ist ein sehr eng begrenztes, also höchst günstiges. Natürlich wird man diese Pistole nicht dazu anwenden, um mit derartiger Geschwindigkeit zu schießen. Wie bereits erwähnt, erfolgte diese Probe vor uns nur, um uns davon zu überzeugen, mit welcher Präzision der ganze Mechanismus funktioniert. Unzweifelhaft aber wird diese Borchardt-Pistole, besonders in der Zusammensetzung mit einem hölzernen Karabinerteil, in allerkürzester Zeit die allgemeine Bewaffnung der Kavallerie in den meisten Kulturstaaten bilden.

So macht die Waffentechnik von Tag zu Tag neue Fortschritte, und immer aufs neue und mit immer größerem Erfolge strengt sich der Menschengeist an, Mordmaschinen zu erfinden. In unserer widerspruchsvollen Zeit ist es nicht einer der geringsten Widersprüche, daß die höchste Technik dazu angewendet wird, um Nebenmenschen mit immer vollkommener gestalteten Waffen das Leben zu nehmen.





Die Kolonie Französisch-Kongo.

Bilder aus dem äquatorialen Westafrika. Von H. Behrend.

Mit 7 Illustrationen.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Landschaft am Gabun von Portugiesen entdeckt, die dort eine Niederlassung gründeten und schwunghaften Sklavenhandel trieben. Später wurde jene Niederlassung von ihnen aufgegeben, und das ganze ausgedehnte Küstengebiet geriet sozusagen in Vergessenheit, bis 1842 die Franzosen eine Handelsniederlassung am Gabun errichteten, die sie 1844 bis nördlich und südlich des Flußdeltas erweiterten. 1862 kamen dann Kap Lopez und der untere Ogowe unter ihre Herrschaft und etwas später auch der Mittellauf des Flusses. Nach dem deutsch-französischen Kriege zog Frankreich die früher bewilligte Subvention zurück, so daß die Kolonie auf sich selbst angewiesen blieb.

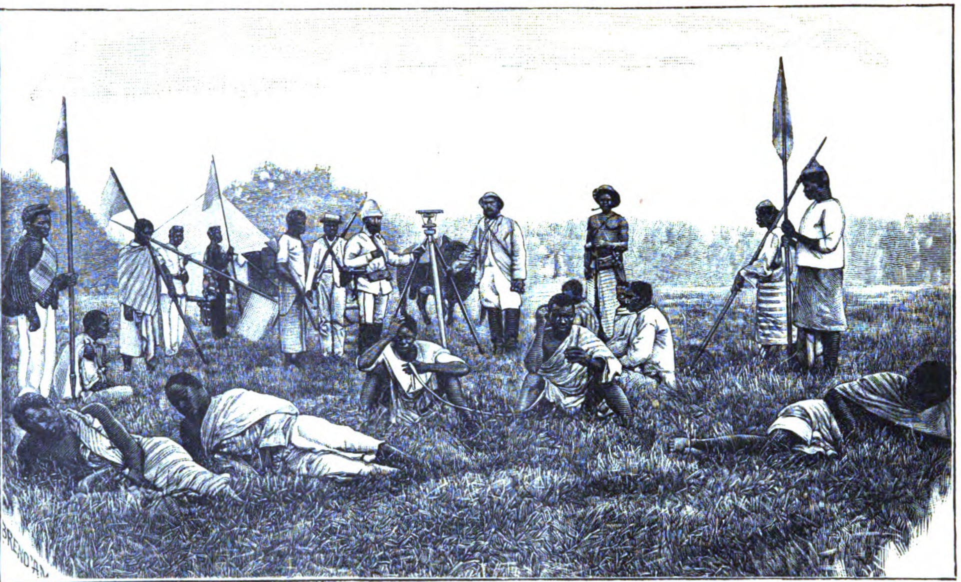
Schon war von einem Verkauf an England die Rede, da stellte Graf Savorgnan de Brazza, der gegenwärtige Generalgouverneur des französischen Kongogebietes, durch seine kühnen Reisen eine Verbindung der Küste mit dem Kongo her, zeigte die Wichtigkeit jener Gebiete und betrieb mit Eifer und Erfolg die Vergrößerung der ursprünglichen Kolonie Gabun. Gegenwärtig umfaßt die aus

letzterer hervorgegangene und deswegen früher auch Gabonie oder France équatoriale genannte Kolonie Französisch-Kongo an der afrikanischen Westküste nicht weniger als 600 000 Quadratkilometer mit fünf bis sieben Millionen Einwohnern. Sie wurde auf der internationalen Kon-



Graf Savorgnan de Brazza mit seinen schwarzen Begleitern.

ferenz zu Berlin im Februar 1885 von allen Mächten anerkannt und grenzt im Westen an den Atlantischen Ozean, im Norden an die deutsche Kolonie Kamerun bis zum 15. Grade östlicher Länge, im Osten und Süden an den Mobangi, bis Manjanga an den Kongostaat und bei Massabi an der atlantischen Küste an die portugiesische Kolonie Kabinda.

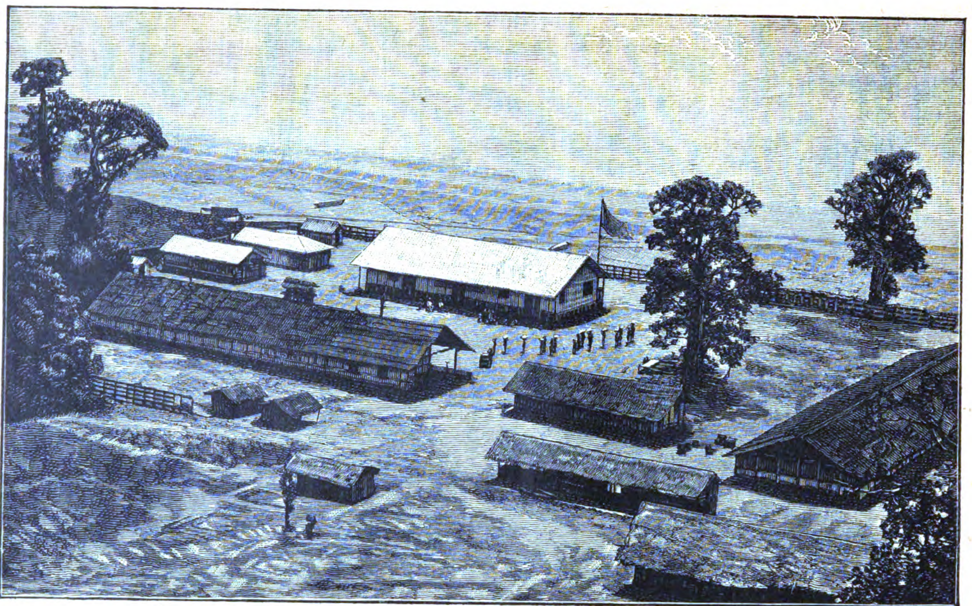


Premierlieutenant Schultze, Chef einer deutschen Forschungsexpedition, mit seinen Leuten.

Dieses große Gebiet, welches erst in neuerer Zeit durch die Reisen von Du Chaillu, Walker, Oskar Lenz, de Brazza, Premierlieutenant Schultze und anderen einigermaßen erforscht wurde, hat eine gleichmäßige und einförmig verlaufende Meeresküste, die nur durch die als offene Weitungen sich darstellenden Mündungen (Aestuarien) einiger Ströme etwas Abwechslung erhält. Außer den bedeutenden Flüssen Gabun, Ogowe und Kuilu fließt zum Meer noch der Njanga. In den Kongo ergießen sich der Sanga, der Likuala (Licona), die Alima und der Lefini. Stromschnellen verhindern die Benützung des Ogowe und Kuilu, sowie der kleineren Flüsse als ununterbrochene Wasserstraßen; schiffbar sind der Gabun, jedoch nur auf eine kurze Strecke, die Alima von Lekeli abwärts und der Sanga.

Man spricht gewöhnlich von einem Gabunfluß; in Wirklichkeit ist er jedoch nur eine siebzig Kilometer lange und bis zu sechzehn Kilometer breite Ausbuchtung des am Monte Crystallo entspringenden Como und des Zuflusses Remboë. Die Bai von Gabun liegt zwischen dem Aequator und einem Grad nördlicher Breite, ist breit und tief und gegen hohe See gut geschützt. Der von der See sich der Küste Nähernde gewahrt am Strande zuerst ein marschiges Tiefland, ferner Dörfer, Wald, Faktoreien, Gartenland, Felder und kleine Prairiestrecken, während in der Ferne Urwald und niedrige blaue Höhenzüge, die in Nebelduft gehüllt sind, den Blick begrenzen.

Am rechten Ufer liegt auf einer zweihundert Meter hohen Terrasse Libreville (auch Plateau geheißen), das gleichzeitig Flottenstation und Hauptort des westafrikanischen Kolonialreiches ist. Dort befinden sich das französische Gouvernementshaus mit den Bureaus und Kasernen, die große französische Mission und einige ebenfalls französische Faktoreien; dahinter liegen Negerhütten. Ungefähr eine

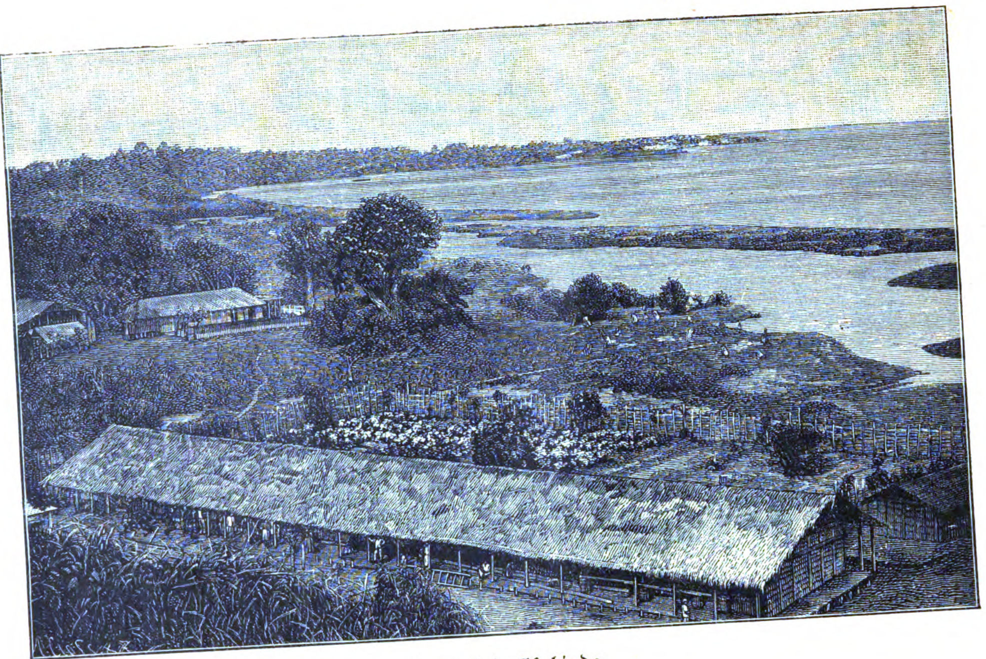


Holländische Faktorei an der Loangoküste.

Viertelstunde weiter liegt Glaß, wo sich die Engländer und Deutschen niedergelassen haben, mit acht bis zehn Faktoreien (darunter C. Wörmann und Jantzen & Thormählen), sowie einer anglikanischen Mission. Glaß ist auch Sitz eines deutschen Konsuls; der größte Teil des Handels befindet sich in deutschen Händen.

Was die klimatischen Verhältnisse von Gabun betrifft, so sind diese nach Doktor Oskar Lenz besser wie ihr Ruf. „Es ist übrigens," berichtet der genannte treffliche Forscher, „eine unter den Europäern an der Westküste verbreitete Eigentümlichkeit, daß jeder den Platz, an welchem er wohnt, für den gesündesten hält. So betrachten zum Beispiel die Faktoristen in Banana, einer sandigen Landzunge an der Kongomündung, diesen kaum drei Fuß über das Meer hervorragenden Sandplatz als außerordentlich gesund und kannten kein schlechteres Klima als die Gabunländer; in den letzteren aber macht man drei Kreuze, wenn der Kongo erwähnt wird. Die Bewohner von St. Paul de Loanda schwärmen für ihre Oberstadt (in der Unterstadt, dicht am Meere, sind nur die Magazine), und andere wieder bezeichnen diese Hauptstadt der portugiesischen Provinz Angola als die größte Pesthöhle der Welt. Leider giebt es keinen Platz an der Westküste, den alle Welt einstimmig als gesund bezeichnete, dafür aber eine Reihe Gegenden, über deren mörderisches Klima niemand im Zweifel ist.

Schädlich ist in Gabun die des Morgens einsetzende Landbrise, welche viel Fiebermiasmen aus den Mangrove Swamps, jenen im ganzen tropischen Westafrika verbreiteten Sümpfen, mit den durch ihre Luftwurzeln ausgezeichneten, immergrünen Mangroven bewachsen, mitbringt; dafür weht aber von nachmittags 3 Uhr an eine heftige Seebrise, die äußerst wohlthuend wirkt. Absolut hohe Temperaturen findet man unter dem Aequator über-



Faktorei in Kabinda.

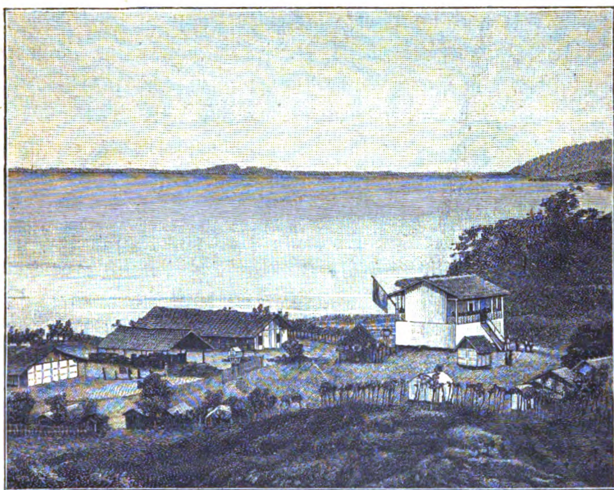
haupt nicht; die mittlere Jahrestemperatur von Gabun ist nicht mehr als 28 Grad Celsius, aber der Umstand, daß das Thermometer selbst in der kältesten Jahreszeit (der trockenen Zeit) fast nie unter 20 oder 21 Grad Celsius herabgeht, macht das Klima schließlich doch für den Europäer erschlaffend."

Weitaus der bedeutendste Fluß des ganzen Gebietes ist der Ogowe, der unter 2° 40′ südlicher Breite und 14° 31′ östlicher Länge v. Gr. auf der niedrigen Wasserscheide gegen den Kongo entspringt, in einem gewaltigen Bogen bis dicht an den Aequator heranreicht und dann eine Anzahl von bedeutenden Zuflüssen aufnimmt, darunter von Süden her den 200 bis 250 Meter breiten Ngunie. Der Ogowe selbst hat dort schon eine Breite von 600 Meter, die sich aber, nachdem er noch den Abfluß des Sonengesees empfangen hat, bis zu 2500 Meter erweitert. Für den Verkehr ist dieser große Fluß aber trotzdem von wenig Nutzen. Er enthält eine Masse Inseln und Sandbänke, verflacht sich mehr und mehr und mündet schließlich, ein 180 Kilometer breites Delta mit dem vorspringenden Kap Lopez bildend, in drei Hauptarmen im Norden des ersten Grades südlicher Breite in den Atlantischen Ozean.

Die wichtigsten französischen Stationen am Ogowe sind: Ndschole, Boué, Madiville und Franceville. Am Kuilu liegen: Rudolfstadt, Stephanieville und Buansa (Philippeville); an der Alima: Dielé, Leketi und Alima-Post; am Kongo: Brazzaville am Stanley-Pool; am Sanga: Woso; am Ubangi: Bangui und am Kemo: Wadda; an der Küste endlich noch: Majumba und Loango.

Zwischen Ogowe und Kongo zieht sich die Loangoküste hin, von der aus seiner Zeit die deutsche Loango-Expedition unter Doktor Paul Güßfeldt vergebens in das Innere vorzubringen suchte, bis sie endlich durch eine unter ihren Leuten ausgebrochene Epidemie zur Rückkehr gezwungen wurde.

Durch die Berliner Konferenz von 1885 und später abgeschlossene Verträge ist diese Landschaft zwischen Frankreich, Portugal und dem Kongostaat derartig verteilt worden, daß ersteres das ganze Gebiet nördlich vom Tschiloango erhielt, das nunmehr mit zu Französisch-Kongo gehört, während sich die beiden anderen Staaten in den



Eine französische Faktorei am Kongo.

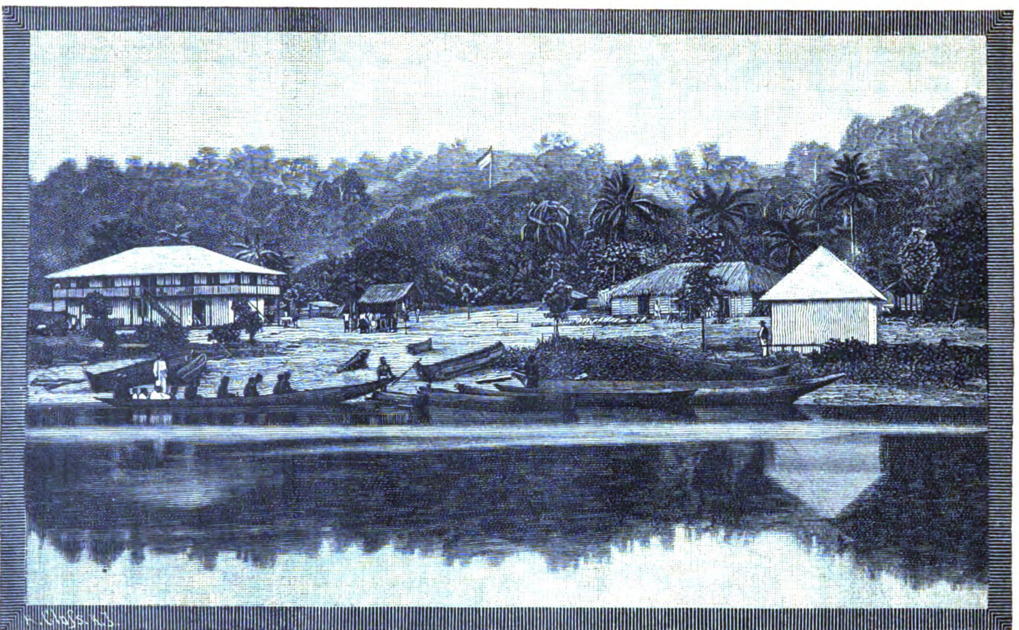
Strich südlich von diesem Flusse zu teilen hatten. Portugal bekam den kleinen Küstenanteil zwischen Tschiloango und Cabolombo, während der Rest dem Kongostaat zufiel.

Die Küste ist zuweilen niedrig und sumpfig; sie fällt an den Buchten von Loango und Kabinda in steilen Klippen zum Meere ab, während sie nach dem Inneren zu terrassenförmig emporsteigt. Lagunen und Sümpfe, parkähnliche Landschaften, Dickichte und Prairien wechseln bunt miteinander ab.

Die Faktoreien, französische und deutsche, englische wie holländische, bieten überall so ziemlich den gleichen Anblick. Von den im Süden des Ogowe liegenden Handelsniederlassungen gehören Massabe, Landana und Kabinda schon nicht mehr zu Französisch-Kongo, sondern sind durch die vorhin erwähnten Uebereinkünfte den Portugiesen zugefallen. Namentlich in Landana aber sind französische Interessen in höherem Grade vertreten, als dies sonst in den meisten übrigen Plätzen des westafrikanischen Kolonialbesitzes der Fall ist. Die Gärten und Pflanzungen der französischen Mission in Landana sind die großartigsten an dieser ganzen Küste, zumal die ausgedehnten Orangenpflanzungen. Unweit von den Missionsgebäuden erhebt sich auf einem Hügel das Haus eines tüchtigen französischen Arztes, Doktor Lucan, der nun schon seit einer Reihe von Jahren mit seiner Familie dort lebt. Ein sich ziemlich weit ins Land hinein erstreckender Sumpf, den die Flut regelmäßig mit Wasser füllt, während er zur Ebbezeit wieder halb austrocknet, macht Landana zu einem etwas weniger gesunden Aufenthaltsort, als es sonst ohne Zweifel sein würde; landschaftlich aber ist es ganz reizend mit seinen grünen Hügeln, die bis dicht an das Meer herantreten, und den zwischen den Baulichkeiten ihre Wipfel im Winde wiegenden Palmen.

Die Vegetation von Französisch-Kongo ist zum Teil echt tropisch üppig, liefert aber ohne besondere Kultur an sich dem Handel keine nennenswerten Erzeugnisse, denn die außerhalb der Plantagen nur spärlich vorkommenden Kokospalmen und Kautschuklianen kommen beim Ueberwiegen von geringwertigen Palmenarten und Drachenbäumen kaum in Betracht.

In den Gärten der von der katholisch-französischen Mission zu Libreville angelegten landwirtschaftlichen Versuchsstation sah Hugo Zöller Kaffeesträucher, Kakaobäume,



Französische Faktorei am Tschiloangofluß bei Landana.

Kokos- und Oelpalmen, ferner Vanille, Erbsen, Bohnen, Spargel, Kohl, Salat, Radieschen, Gurken und auch Weinreben. Letzteren bekommt aber das Klima so wenig, daß sie bloß kleine und fast ganz saftlose Beeren hervorbringen, obwohl doch im Lande selbst eine Art wildwachsender Reben vorkommt. Die Fauna beschränkt sich auf wenige Arten: Leoparden, Büffel, Wildschweine, Krokodile und Flußpferde; am Ogowe haben Gorilla und Schimpanse ihre eigentliche Heimat. Von Hausvieh gedeihen dort Meerschweinchen, Schweine, Truthühner, Hühner, Tauben und Enten, Rinder finden sich nur in den Missionen. Gegenstände der Ausfuhr sind in erster Linie: Kautschuk, Palmöl, Palmkerne, schönes, transparentes, sogenanntes grünes Elfenbein, außerdem Gummikopal, Erdnüsse, Sesamsamen, Eben- und Rotholz und Malachit.

Was die Eingeborenen anbelangt, so gehört die einheimische Bevölkerung von Gabun zur großen Familie der Bantuneger und nennt sich Mpongwe. Wie bei allen westafrikanischen Küstenstämmen treiben die Männer fast ausschließlich Handel — noch lieber freilich thun sie gar nichts, denn sie sind ausnehmend faul; der Ackerbau liegt einzig und allein in den Händen der Frauen. Die Männer sind durchweg gut gewachsen und nicht häßlich; die Frauen entschieden weniger häßlich wie die Fanweiber im Westen der Kolonie, und man findet sogar wirklich anmutige Gesichter unter ihnen. Sie gehen barfuß, hüllen aber den Körper in saubere Tücher von greller Farbe. Besondere Sorgfalt verwenden sie auf ihre Frisur, die meist melonenförmig ist und durch hübsch geschnitzte Pfeile aus den elfenbeinartigen, nur viel härteren Zähnen der Flußpferde noch mehr hervorgehoben wird. Einen besonderen Schmuck bilden Perlenringe, welche um die Unterschenkel getragen werden, so daß diese oft ganz damit bedeckt sind. Bei besonderen Festlichkeiten sieht man die Gabunesinnen sogar

in europäischer Tracht, das heißt mit langen weißen Stiefeletten und federgeschmücktem Hut auftreten, was natürlich auf die Weißen einen höchst komischen Eindruck macht.

Ueberhaupt haben es die Mpongwe zu einer für Negerverhältnisse auffallenden Sittenverfeinerung gebracht. In den viereckigen, schrägdachigen Hütten der Eingeborenen,



Mpongwefrauen von Gabun.

die aus den Blattstielen der Raphiapalme errichtet werden, findet man, wie Zöller erzählt, nicht selten aus Europa bezogene Betten und andere eingeführte Industrieerzeugnisse, was allein schon auf einen höheren Kulturgrad hindeutet, als ihn die übrigen Schwarzen dieser Küste einnehmen. In Libreville giebt es sogar einen schwarzen Photographen, der an der ganzen westafrikanischen Küste bloß noch drei oder vier Berufsgenossen besitzt. Er ist von Natur sehr gut veranlagt, allein meist immer bekneipt.

Als der eben genannte Reisende in der Kolonie weilte, brachte er Joki — so heißt der schwarze „Künstler“ — aber doch dahin, daß er in seinem Dienste ungefähr eine Woche lang ohne alle Unterbrechung thätig war — nur, weil Zöller mit vergnügtem Gesichte zugehört hatte, als er ihm auf einem unbeschreiblichen Harmonium und in deutscher Sprache „Die Wacht am Rhein“ vortrug. Das schmeichelte seiner Eitelkeit, die den wundesten Punkt im Charakter des Negers bildet; wer ihn dabei zu fassen weiß, vermag den Schwarzen um den Finger zu wickeln.

Sogar eine Art von Bällen giebt es in Libreville, auf denen die Negerinnen in europäischem Putz erscheinen. Bei den ursprünglichen Tanzfestlichkeiten der Eingeborenen tragen die zum Tanze antretenden Mädchen über den Fußknöcheln mehrere Dutzend schmaler Kupferringe, die bei jeder Bewegung und besonders beim Aufstampfen des Fußes auf den Boden ein rasselndes Geräusch erzeugen. Zum Hüftentuch kommt noch ein großes, leichtes, hellfarbiges, von der Brust bis zu den Füßen reichendes Stück Tuch, das um den Körper gelegt und vorn in einen Knoten geschlungen wird. In jeder Hand tragen die Mädchen beim Tanzen weiße Tücher, die sie mit zierlichen Armbewegungen auf und nieder bewegen. „Diese Tücher schwenkend, tritt so ein schwarzbraunes Fräulein vor und beginnt mit einer in unglaublich schnellem Tempo erfolgenden Bewegung sich langsam weiter zu schieben. Dabei rasseln und knirschen die kupfernen Ringe, und langsam, in nicht ungraziöser Weise beugt sich der Oberkörper vorwärts und rückwärts. Der Rhythmus des Tanzes wird durch lange, dünne Trommeln angegeben, die man mit urwüchsigen Schlägeln bearbeitet. Dazu singt dann die ganze Gesellschaft, ehe der eigentliche Tanz beginnt, ein paar der Gelegenheit entsprechende Worte, zum Beispiel: „Bolani ntangani!“ (Seid willkommen, ihr weißen Männer!)

oder irgend etwas ähnliches.“ Zum Teil sind die Mpongwe Christen; ihre Sprache ist sehr klangreich, logisch korrekt und schmiegt sich allen Begriffen an. Ihre Zahl geht zurück und soll sich gegenwärtig nur noch auf 1200 bis 1500 Köpfe belaufen. Die gleiche Erscheinung ist bei den Bakalai zu beobachten, die südlicher und an den Ufern des Ogowe wohnen; sie sind rühriger wie die Mpongwe und treiben Schiffahrt und kleinen Handel. Zwischen dem Njanga und Kuilu hat das Mischvolk der Balumbo seine Wohnsitze. Unter den Bewohnern an der Abdachung zum Kongo sind die Bateke hervorzuheben, die als Träger den Warenverkehr zwischen dem oberen Ogowe und der Alima unterhalten. Sie ziehen selbst als Händler in großen Karawanen nach Okanga im Westen oder nach Majombe im Süden und treiben auch Ackerbau.

Immer weiter südlich schieben sich die Ubangi oder Bapfuru am Unterlaufe der Alima und des Likuala vor; es sind schön gebaute Bantuneger, die schlau im Handelsverkehr und der Schiffahrt kundig sind und das Zusammenwohnen in Dörfern von 2000 bis 3000 Einwohnern lieben. Neben den wilden Abossi an der Alima erregen die Abongo (Obongo, Opongo oder Aschango), die auf der östlichen Hochfläche umherstreifen, ein besonderes ethnographisches Interesse wegen ihrer gelblichen Hautfarbe und zwergartigen Erscheinung. Ihre Körpergröße geht nicht über 1,32 bis 1,53 Meter hinaus; sie halten sich scheu in den Wäldern versteckt und leben von der Jagd.





Mannigfaltiges.

Eine Pariser Kutscherrevolte im vorigen Jahrhundert. — Von jeher gehörten die Droschkenkutscher zu den Menschen, die am häufigsten mit der Polizeigewalt in Konflikt zu geraten das Unglück haben. Sie müssen eben gar so viele Vorschriften aller Art beobachten im Interesse der Straßenordnung und des lieben Publikums.

So geschah es zu Paris im Sommer 1770, daß die dortigen Fiaker oder Droschkenkutscher in größte Unzufriedenheit gerieten über ein neues, noch schärferes Reglement, welches die Polizei für sie erlassen hatte. Sie hielten deshalb Versammlungen ab und reichten eine schriftliche Beschwerde ein; doch blieb dieselbe ohne Erfolg. Da beschlossen sie — ihrer neunhundert an der Zahl — allesamt mit ihren leeren Wagen nach Choisy zu fahren, wo König Ludwig XV. sich gerade aufhielt, um sich direkt bei ihm zu beschweren.

Eines schönen Morgens rasselten durch verschiedene Thore und Barrieren sämtliche Fiaker aus Paris, und nach einer Viertelstunde war kein einziger mehr für Geld und gute Worte zu haben. Alle waren verschwunden. Die Pariser zerbrachen sich die Köpfe über diese unbegreifliche Seltsamkeit. So etwas hatten sie noch nicht erlebt.

Die neunhundert Kutscher aber hatten sich draußen vereinigt und fuhren nun in einem reichlich halbmeilenlangen Zuge die Landstraße entlang.

Unterwegs wurde fleißig eingekehrt, um sich Mut und Be-

geisterung für das Unternehmen immer wieder zu erneuern, und mancher tüchtige Schluck genommen, so daß die meisten stark angeheitert waren, als den Vordersten des langen Zuges das Schloß Choisy in Sicht kam.

Dies hübsche Schloß, ein Lieblingsaufenthalt Ludwigs XV., liegt zwei Meilen südlich von Paris, und man hat von der Terrasse desselben eine weite und sehr schöne Aussicht nach Norden hin über die reizvolle Gegend.

Die Schildwachen schlugen Lärm, als der lange Wagenzug sich näherte, und auch der König erhielt davon Kenntnis.

„Man erkundige sich!" befahl er.

Ein Kammerherr begab sich hinunter und befragte den Hauptanführer der Kutscher, einen gewissen Benoit, der ziemlich viel über den Durst getrunken hatte.

„Wir wollen Seine Majestät sehen, ihm eine Bittschrift überreichen, auch uns mündlich bei ihm beschweren über die Pariser Polizei, die uns chikaniert."

„Mann, Ihr seid ja betrunken!"

„Ganz egal! Das macht nichts. Larifari! Seine Majestät selbst hat wohl auch manchmal einen Haarbeutel."

Jetzt mischten sich noch vier andere Rädelsführer ins Gespräch. Sie verlangten, mit Benoit als Deputation zum König geführt zu werden. Das Begehren wurde ihnen rund abgeschlagen.

Darauf fingen die sämtlichen neunhundert Kutscher vor Wut gewaltig mit ihren neunhundert Peitschen zu knallen an, was einen schrecklichen Lärm verursachte.

„Man verhafte die ganze Bande!" befahl der herzueilende Gardekapitän.

Das war nun freilich nicht so leicht. Die Kutscher sahen recht entschlossen und rauflustig aus. Und es befanden sich zur Zeit nur wenige Schweizergarden in Choisy.

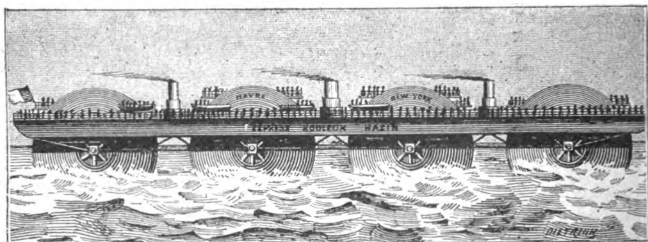
Der König erfuhr endlich, was vorging. „Man wende keine Gewalt an," gebot er, „sondern versuche die Leute gütlich fortzubringen. Sehen will ich die Trunkenbolde nicht; ihre Bittschrift soll mir aber gebracht werden. Wir können doch diese ganze Armee von Kutschern hier nicht einsperren. Zurück sollen sie samt und sonders nach Paris!"

Es geschah nach des Königs Befehl. Doch kostete es Mühe genug, diesem Befehle Gehorsam zu verschaffen bei den störrigen und angeheiterten Bittstellern.

Die Bittschrift wurde angenommen und das Versprechen gegeben, daß die Beschwerde baldigst untersucht werden solle.

Einigermaßen befriedigt von diesem vorläufigen Erfolg fuhren dann die neunhundert Kutscher mit ihren Fiakern nach der Hauptstadt zurück.

Die Beschwerdeschrift wurde in der That sorgsam geprüft und für gerechtfertigt anerkannt. Das Reglement wurde, den Wünschen



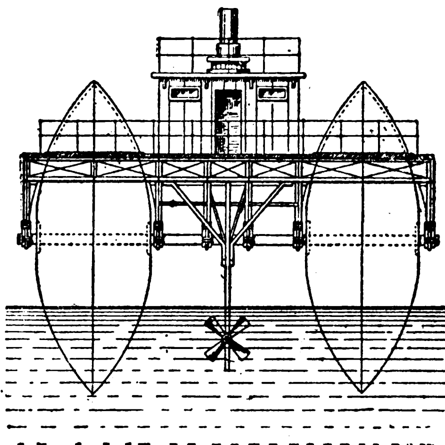
Seitenansicht des Bazinschen Rolldampfers.

der Kutscher gemäß, abgeändert, und die hohe Polizeibehörde erhielt eine gehörige Nase.

In Paris wurden viele Witze, einige Chansons und mehrere Karikaturen gemacht über diesen merkwürdigen Vorfall, der auch von dem alten Mercier in seinem „Tableau de Paris" erwähnt wird. F. L.

Neue Erfindungen: Der Bazinsche Rolldampfer. — „Zu Schiffe fahren" ist eigentlich ein unrichtiger Ausdruck, denn die Bewegung der Schiffe durch das Wasser ist ein Gleiten, dem Schwimmen der Fische ähnlich. Wenn dagegen die Neuerung, welche der französische Ingenieur E. Bazin im Schiffsbau einzuführen trachtet, sich bewährt, so werden wir künftighin im wahren Sinne des Wortes zu Schiffe fahren. Denn Bazin beabsichtigt nichts weniger, als alle Dampfer künftighin auf Räder zu setzen. Durch langjährige Versuche ist er zu der Ueberzeugung

gekommen, daß, wenn man einen Schiffskörper auf große, wasserdichte Hohlräder setzte, sich eine bedeutend höhere Geschwindigkeit bei geringerer Maschinenkraft erzielen lasse, als bei dem gegenwärtigen System. Die Erfindung ist so aussichtsvoll, daß eine Gruppe amerikanischer Kapitalisten sich in der That entschlossen hat, dem französischen Ingenieur die zur Erbauung eines Versuchsdampfers nötige Million Franken vorzustrecken, und bereits am 19. August 1896 ist das eigenartige Fahrzeug, das den Namen seines Erfinders trägt, vom Stapel gelaufen. Unsere beiden Abbildungen zeigen eine Seitenansicht des Bazinschen Rolldampfers, sowie einen schematischen Durchschnitt durch eines der Räderpaare. Wie man daraus ersieht, trägt der Dampfer auf den durch stählerne Achsen verbundenen Schwimmrädern eine Plattform, auf welcher die Maschinen und die Räume für Mannschaft, Passagiere u. s. w. erbaut sind. Die Plattform ist 40 Meter lang und 12 Meter breit. Jedes der Räder hat 10 Meter Durchmesser und taucht nur 3,3 Meter tief ins Wasser ein, dessen Oberfläche daher die Plattform nirgends berührt. Zwei Dampfmaschinen von zusammen 700 Pferdekräften besorgen die Fortbewegung. Die eine von 550 Pferdekräften treibt eine Schraube, die auf unserem schematischen Durchschnitt sichtbar ist; die zweite von 150 Pferdekräften giebt den Schwimmrädern



Schematischer Durchschnitt durch eins der mittleren Räderpaare.

38 Umdrehungen in der Minute, wodurch die Reibung derselben auf ein Minimum verringert wird. Der Dampfer wird jetzt in Rouen völlig ausgerüstet und soll dann einige Probefahrten im Kanal machen, welche ergeben werden, ob die Berechnungen des Erfinders richtig sind. Bazin hofft, sein Rolldampfer werde mit Leichtigkeit 18 bis 20 Seemeilen in der Stunde zurücklegen, größere Schiffe solcher Art mit starken Maschinen aber gar 30 Seemeilen machen. Sollte sich das bewahrheiten, so steht eine Umwälzung im gesamten Schiffsbau bevor, wie sie nicht dagewesen ist, seit der Dampf die Segelkraft und der Eisenschiffsbau den Holzschiffsbau verdrängte.

Was den Papuas gefällt. — Wie wir selbst, so haben auch unsere braunen Landsleute in der Südsee, die Papuas auf Neu-Guinea, Kaiser Wilhelms-Land, dem Bismarck-Archipel, einen sehr bestimmt ausgesprochenen Geschmack, der sich keineswegs durch die Anpreisungen der Europäer beeinflussen läßt. Die verschiedenen Forscher, die diese Gebiete besuchten, haben darüber sehr merkwürdige Erfahrungen gemacht. So fand Hugo Zöller eine Ortschaft auf dem Bismarck-Archipel, wo das sonst bei Naturvölkern so geschätzte Bandeisen, das zur Herstellung von Aexten verwendet wird, durchaus nicht an den Mann zu bringen war. Dagegen wurden alte Hüte eifrigst begehrt, mit denen natürlich der Reisende nicht versehen war. Eine ganz ähnliche Beobachtung konnte Otto Finsch machen. Er hatte an Bord seines Dampfers einen Apparat zur Herstellung von kohlensaurem Wasser. Das Glas zersprang aber, und es blieb nur das hohe birnenförmige Drahtgeflecht davon übrig. Dieses schenkte er mit roten Zeugstreifen umwunden einem Eingeborenen, der es als Kopfbedeckung benutzte. Es erfreute sich eines solchen Beifalls der übrigen Papuas, daß ein jeder sich einen gleichen Schmuck ausbat.

Launig äußert sich derselbe Reisende über seine Begegnung mit den Eingeborenen von Kaiser Wilhelms-Land. „Um mich für die freundliche Aufnahme am Land zu revanchieren,“ schreibt er in seinem Werk über die Südsee, „versuchte ich die Eingeborenen mit allerlei Erzeugnissen der Zivilisation bekannt zu machen. Außer Cigarrenstummeln ließen Genußmittel ziemlich teilnahm-

los. Mehr Interesse erregten Nützlichkeitsgegenstände, und ich hatte auch hier wieder Gelegenheit, die individuell verschiedene Auffassung zu beobachten. Das Ticken einer Taschenuhr ruft meist freudiges Erstaunen, wie bei Kindern, aber auch nicht selten Schreck hervor, ganz so wie dies mit der Musik einer Spieluhr der Fall ist. Aber die fröhlichen Weisen, die ich auf einer Mundharmonika vorspielte, fanden überall Beifall und erregten die Bewunderung der Eingeborenen. Streichhölzer versetzen immer in Erstaunen. Spiegel, und zwar jene runden Taschenspiegel in Blech- oder Zinnfassung, wie sie hauptsächlich im Tausch üblich sind, werden sehr verschieden beurteilt. Manchmal machen sie viel Spaß, häufig aber werden sie nur für glänzende Zieraten, Brust- oder Stirnschmuck, gehalten. Denn der Naturmensch muß ja erst lernen, sein Abbild im Spiegel zu erkennen, den er gewöhnlich so nahe oder so entfernt hält, daß dies nicht möglich ist. Einen viel größeren Eindruck machen Brenngläser; aber auch bei diesen weiß der Eingeborene den Brennpunkt nicht leicht zu finden, und sie verursachen nur Mühe, denn jeder will das Brennen auf seiner Hand fühlen. Zur Belohnung gab ich den Bewohnern von Rabun noch eine Extravorstellung meiner Spielsachen zum besten, wie ich zuweilen bei besserer Bekanntschaft mit Eingeborenen zu thun pflegte. Kinderspielzeug, Tiere aus Guttapercha, deren Quietschtöne zuweilen Krieger erschreckt über Bord jagten, fanden hier wenig Anklang. Dagegen machte ein Kreisel mit Musik viel Spaß, der sich, wie überall, unendlich steigerte, als ich eine schöne, gut angekleidete Mädchenpuppe mit Haar zeigte. Und nun gar erst die Freude über das Gegenstück dieser Europäerin, eine niedliche kleine Negerin mit Wollkopf, rotem Röckchen und Perlhalsband! Eine gefeierte Schauspielerin bei uns kann nicht mehr applaudiert werden als diese Puppe hier, jeder wollte sie besitzen und würde alles dafür gegeben haben. Wie bei allen Vorstellungen hatte ich das Glanzstück zum Schluß vorbehalten, und zwar die Elektrisiermaschine. Sie bildete, wie überall, wo ich Eingeborene mit ihr bekannt machte, auch hier den Knalleffekt, und ihre Wirkung äußerte sich auf dieselbe Weise. Die Leute wollten schier vor Lachen zerbersten, wenn der erste Kühne, welcher die Metallkolben in den Händen hielt, sprachlos vor

Ueberraschung anfing, allerhand Grimassen zu schneiden und Sprünge zu machen. Aber kaum hatte ich den ersten erlöst, so nahm auch ein zweiter seine Stelle ein, was, wenn auch zunächst auffallend, doch leicht erklärlich ist. Denn auch diese Naturkinder machten es ganz so, wie es in ähnlichen Fällen bei uns zu geschehen pflegt. Nämlich jeder sagte dem anderen, daß die Sache sehr schön sei, und so fielen am Ende alle der allgemeinen Heiterkeit zum Opfer." Th. S.

Ein kostspieliges Gitter. — Als im Jahre 1714 Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, unter dem Namen Georg I. zum König von England, Schottland und Irland gekrönt worden war, wohnte er zwar einen großen Teil des Jahres in London, aber er fühlte sich niemals in England recht heimisch, sondern gedachte immer mit Wehmut des Aufenthalts in Hannover, wo er als unumschränkter Monarch geherrscht hatte und wohin er auch von England reiste, so oft es irgend möglich war. Besonders scheint ihn in England die Ungeniertheit, mit welcher das Volk sich in der Nähe des Königs bewegte, peinlich berührt zu haben. So konnte er sich gar nicht daran gewöhnen, daß der St. Jamespalast, in welchem er residierte, nicht abgesperrt war, sondern als Passage benutzt wurde, und er strebte danach, dies zu ändern. Eines Tages sprach er darüber mit seinem Lieblingsminister, Lord Robert Walpole, und beauftragte ihn, einen Voranschlag machen zu lassen, wie viel ein Gitter kosten würde, welches den St. Jamespalast von dem Londoner Verkehr absperre.

„Ein solcher Kostenanschlag ist schnell gemacht," antwortete der Minister; „das Gitter würde Sie nur drei Kronen kosten, freilich Ihre Kronen von England, Schottland und Irland."

Von einer Absperrung war fortan nicht mehr die Rede. H. Th.

Der Anbau heimischer Arzneigewächse. — Während früher unsere heimische Pflanzenwelt im Arzneischatz sehr stark vertreten war, ist sie gegenwärtig durch die Heranziehung tropischer Gewächse und die Ausnutzung chemischer Mittel leider wissenschaftlich in den Hintergrund gedrängt worden. Dagegen erfreuen sich noch zahlreiche Pflanzen als Volksmittel großer Beliebtheit. Es giebt denn auch in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes

eine stattliche Reihe von Orten, wo der Anbau von Arzneigewächsen gewerbsmäßig betrieben wird.

Man legt für den Anbau teils Gartenkulturen an, teils bestimmt man dazu ganze Felder. Der Hauptpunkt der ersteren Anbauart ist das Dörfchen Jenalöbnitz in der Nähe Jenas. Nichts ist anmutiger, als eine Wanderung durch die Umgebung von Jenalöbnitz zur Zeit der Blüte dieser Arzneipflanzen. Von den umliegenden Bergen sieht es aus, als sei das Dörfchen auf einem türkischen Teppich aufgebaut. In den Gärten und auf den Feldern ist alles in kleinen, oft nur einige Quadratmeter großen Flächen angepflanzt, die sechzig und mehr Pflanzenarten enthalten. Da leuchten neben den mattblauen Blüten der Althäa die prachtvollen gelben Blütenkörbe des Alant aus dem grauen Laube hervor, neben dem Lack steht die Klette, neben dem Fenchel der Pastinak und Boretsch, und selbst die farbenglühenden Helme des Akonits fehlen nicht. Die schönen Blüten der Scorzonera bilden einen anmutigen Gegensatz zu den hellen Blütenkörben der römischen Kamille, den prächtigen Blüten des Altermannsharnisch und dem duftigen Diptam. In den Gärten steht die bienenumschwärmte Asklepias und der giftige Roß, der nur mit Handschuhen gepflückt werden darf, neben dem Lattich Spilanthes und Minze, an den Berghängen aber ziehen sich bunte Streifen von Päonia hin, neben grauer Salbei und zarter Pfefferminze und Melisse.

Außer den schon genannten Gewächsen pflanzt man noch Kardobenedikten, Raute, Schabab und Serge.

Je nach der Pflanzenart erntet man die Wurzeln, Blätter, Blüten und Samen, die getrocknet und dann an die Droguenhändler verkauft werden. Welche bedeutende Mengen von diesen Arzneipflanzen gewonnen werden, kann man daraus ersehen, daß von Jenalöbnitz zum Beispiel an Boretsch jährlich 2500 bis 3000 Kilogramm und von Päonienblüten 1000 bis 1200 Kilogramm versandt werden. Der Umsatz von Jenalöbnitz erreicht durchschnittlich gegen 10000 bis 15000 Mark, derjenige des benachbarten Frauenprießnitz nicht viel weniger. Rings um Jenalöbnitz herum bauen außerdem zahlreiche Ortschaften Arzneigewächse, so daß die jährliche Ausfuhr im ganzen einen Betrag von 100000 bis 120000 Mark ausmacht.

Um vieles ausgedehnter noch ist der Anbau heimischer Arzneigewächse in der Umgebung von Cölleda. Hier blüht die Feldwirtschaft. Cölleda, wohin die sogenannte Pfefferminzbahn führt, ist eine kleine freundliche Ortschaft und seit Anfang dieses Jahrhunderts Kulturort für Arzneipflanzen. Sie streitet mit dem benachbarten Neuhausen um den Ruhm der Einführung der Arzneipflanzenkultur. Die einen bezeichnen einen Landwirt Namens Vogel in Neuhausen, die anderen den Ackerbürger Engelhardt in Cölleda als den Begründer der Kulturen im Jahre 1817. Sicher ist, daß von den beiden Mittelpunkten Cölleda und Neuhausen sich der Gedanke, Arzneipflanzen im großen anzubauen (Botanisie zu treiben, wie man sich dort ausdrückt), bald über die ganze Gegend verbreitete. Zur Zeit pflegen mehr als ein Dutzend Dörfer, die im Umkreise von drei bis vier Stunden um Cölleda herum liegen, den Arzneipflanzenanbau. Große Strecken von vielen Morgen werden mit ein und derselben Pflanze bestellt, doch bauen nicht alle Orte dieselben Arten. So findet man in Cölleda vorwiegend Pfefferminze und Krauseminze, Angelika, Liebstock und Wermut; Neuhausen baut Baldrian, andere Orte Melisse, Meiran, Malven, Alant, Salbei und Seifenwurzel. Fast jeder Ort hat seine Spezialität; die ganze Ernte geht aber nach Cölleda, wo die Großhändler ihren Sitz haben.

Die wichtigste Arzneipflanze der Gegend ist die Minze in ihren beiden Abarten der Pfefferminze und Krauseminze. Die bebaute Fläche schwankt je nach den Aussichten, die der Absatz bietet, zwischen 100 und 150 Morgen. Man gewinnt jährlich 1000 bis 2000 Zentner Pfefferminze und 300 bis 500 Zentner Krauseminze.

Nächst der Minze nimmt die Angelikawurzel die wichtigste Stelle ein. Man bestellt damit gegen 150 Morgen und erntet 2000 bis 3000 Zentner. Ebenfalls eine große Rolle spielt der Baldrian, der auf 200 bis 250 Morgen angebaut wird und einen Ertrag von 2000 bis 3000 Zentner bringt, und der Wermut, von dem man etwa ebensoviel erntet.

Andere Mittelpunkte des Arzneipflanzenanbaus im Feldbetrieb, wenn auch in kleinerem Maßstabe, sind Schneeberg im sächsischen Erzgebirge und in Süddeutschland Schweinfurt und

Nürnberg. Hier wird vornehmlich die Eibischwurzel angepflanzt. Einen größeren Umfang erreicht noch die Fenchelkultur in der Gegend von Markranstädt im Königreich Sachsen und in der Umgebung von Weißenfels an der Saale.

Keine Feldfrucht verlangt so viel Arbeit wie die Arzneipflanzen. Schon die Auswahl des Samens ist schwierig und zeitraubend, ebenso das Aussäen und Pflanzen und später die Bearbeitung, das Einsammeln und Trocknen, so daß zu der sachgemäßen Kultur ein hohes Maß eigenartiger Kenntnisse gehört, die nur auf Grund jahrelanger Erfahrungen erworben werden können. Th. S.

Eine unvorbereitete Illumination. — Der spätere Großherzog Ludwig I. von Baden, der letzte Sproß des alten Zähringer Hauses, kam am 9. Februar 1763 mitten in der Nacht, der Bevölkerung von Karlsruhe ganz unerwartet, zur Welt. Nur der nahe am Schloß wohnende Oberhofmarschall sollte sofort von der Niederkunft der Frau Markgräfin benachrichtigt werden. Da aber Seine Excellenz nebst Dienerschaft äußerst fest schlief, wurde der Lärm, den der Hofbediente machen mußte, um die Leute zu erwecken, zuletzt so groß, daß die Nachbarn ebenfalls erwachten und an die Fenster eilten, um von der neuen Mär etwas zu erschnappen. Sie konnten aber nicht viel erfahren; denn als endlich der Oberhofmarschall am Fenster erschien und der Hofbediente seinen Auftrag, wie ihm befohlen war, ganz in der Stille und mit einigen Worten ausrichtete, fragte ihn der Maschall: „Und was ist's denn?"

Schon im Fortlaufen rief der Bediente: „Ein Prinz."

Dieses Wort mißverstanden aber die benachbarten Fenstergucker und glaubten, es heiße: Es brennt! Flugs wurden nun, so wie es die Feuerordnung der Stadt von den Bewohnern verlangte, die Fenster von oben bis unten mit Lichtern besetzt, ein Gesetzesgehorsam, der sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt verbreitete. Urplötzlich entstand eine allgemeine, völlig unvorbereitete Illumination. Ja, die Beleuchtung wurde bald noch glänzender, als sich der Irrtum aufklärte. Nach ausgestandener Angst trug man jetzt, in freudiger Erregung, nur um so lieber noch alle übrigen Lichter zusammen, um dem Neuangekommenen die größtmögliche Ehre zu erweisen. Die Erleuchtung der Stadt

bei der Geburt des Prinzen Ludwig soll die schönste gewesen sein, die Karlsruhe bis dahin gesehen hatte. D—l.

Aus dem Leben der Forelle. — Einer der gefräßigsten Raubfische unserer süßen Gewässer ist die Forelle, die in manchen unserer Gebirgsbäche zahlreich vertreten ist. Wer diesen Fisch nur oberflächlich in seinem Element beobachtet hat, wird kaum vermuten, daß derselbe ein sehr lebhaftes Gefühl für Zuneigung und Liebe in sich birgt. Neuerdings hat indessen Dr. A. v. Clausen, der Gelegenheit hatte, in einer geschlossenen Forellenlaichanstalt über das Benehmen dieses Edelfisches eingehende Beobachtungen zu machen, einen höchst interessanten Bericht über das Liebesleben desselben erstattet. In einer solchen Anstalt kann man nach v. Clausens Versicherung von Oktober bis Ende Januar zu jeder Tageszeit auf das unzweideutigste wahrnehmen, wie gerade die Forellen mit äußerster Leidenschaftlichkeit lieben und hassen, und mit welch unendlicher Sorgfalt sie für ihre Eier sorgen. Männchen und Weibchen ergehen sich in der Laichzeit in den wunderlichsten und interessantesten Schwimmkunststückchen und umschwärmen sich in zierlichen Windungen und Schwingungen, die man zu keiner anderen Zeit als gerade zur Laichzeit beobachten kann. Dieses reizende Spiel wird jedoch bisweilen und besonders dann jedesmal unterbrochen, wenn ein dritter Fisch neugierig einem solchen Paar zu nahe kommt. Dann ist auf einmal alle Lust zum Tändeln und Spielen erloschen und schnell wie der Blitz schießt bald das Männchen, bald das Weibchen auf den Unberufenen los und jagt ihn mit einem heftigen Anprall oder mittels des scharfen Gebisses in die Flucht. In den meisten Fällen jedoch nimmt das Männchen allein den Kampf auf, während das Weibchen ruhig zuschaut. Ist die Laichzeit herangekommen, so bereitet das Weibchen sein Laichbett, während das Männchen sich als schützende Wache in der Nähe aufhält und jeden, der sich zu nahe an das Heiligtum heranwagt, mit Heftigkeit angreift.

Geschieht es in einem unbewachten Augenblick, daß ein fremder Eindringling den Eingang erzwingt, so wird er in der Regel durch die vereinten Anstrengungen des zurückgekehrten Männchens und Weibchens arg zerzaust und verwundet wieder hinausgeworfen. Ein solch erbitterter Kampf zwischen drei Forellen ist selbst für

den praktischen Fischzüchter ein aufregender Sport. Man sieht dabei oft, daß die Forelle ihr ungemein scharfes Gebiß tief und fest in das zarte Fleisch des Eindringlings einschlägt und denselben für eine geraume Zeit unter sich festhält, gerade so wie das kämpfende Bulldoggen, Gänse, Schwäne u. s. w. untereinander ebenfalls zu thun pflegen. Daher kommt es, daß man zur Laichzeit selten unverletzte Männchen sieht; denn sie tragen dann meist ziemlich große, offene und blutigrote Wunden am Rücken, sowie in der Kiemengegend. Auch erblickt man zu dieser Zeit nicht selten verwundete Weibchen, die sich aus zärtlicher Zuneigung zu ihrem Männchen, sowie zu ihrer Nachkommenschaft am Kampfe beteiligen. Uebrigens ist bei manchen anderen Fischarten die Liebe und Sorge für ihren Laich noch stärker entwickelt als bei den Forellen. L. H.

Der ehrende Tadel. — Zar Paul I. von Rußland (1796 bis 1801) war bekanntlich ein wunderlicher Herr und pflegte unter anderem auch seine Getreuen in ganz ungewöhnlicher Weise zu tadeln. So war er einmal mit dem Grafen Panin, einem seiner Minister, unzufrieden, weil derselbe dem österreichischen Gesandten Grafen Cobenzl einen Reisepaß ausgestellt hatte, ohne ihn, den Zaren, um die Erlaubnis zu fragen. Sofort ließ er einen Adjutanten rufen und herrschte ihn an: „Du wirst dich sogleich zu Panin begeben und ihm melden, daß er ein Einfaltspinsel sei. — Jawohl, ein Einfaltspinsel," fügte der Selbstherrscher hinzu, da er den Adjutanten stutzig werden sah, „obwohl ich sehr gut weiß, daß er mehr Verstand hat, als ich selbst. Sage ihm dies also!"

Der Adjutant that, wie ihm geheißen, und wunderte sich nicht wenig, daß Panin gegen solch ehrenden Tadel entschieden protestierte. R. M.

Gefangene Dichter. — Es ist vielleicht nicht uninteressant, einige Namen von berühmten litterarischen Werken zusammenzustellen, welche im Gefängnis unter eigentümlichen Umständen geschrieben worden sind. Da sind zuerst die „Jesuiten — Memoiren" von Charlois, die der unglückliche Dichter mit einer Komposition von Wasser, Ruß, Essig und Zucker niederschrieb. Cervantes, den die Chronisten auch eine Zeitlang auf den Ga-

leeren Barcelonas schmachten lassen, befand sich eines ungerechtfertigten Verdachtes wegen eine Zeitlang im Gefängnis zu Valladolid, und dort begann er seinen unsterblichen Don Quixote. Das Vorbild dazu soll Cervantes einem lächerlichen Hidalgo des Ortes entnommen haben, den er täglich von seinem Gefängnis aus beobachten konnte. Silvio Pellico († 1854) schrieb seine berühmten „Prigioni", worin er die Leiden seiner Gefangenschaft schilderte, ebenfalls im Kerker. Das herrliche Gedicht „Das Meer, die Felsen und die Gärten" von dem Puritaner Prynn ist in dem Felsenkastell von Jersey verfaßt. —dn—

Die Macht des Blickes. — Der berühmte Löwenbändiger Ambourgh wurde eines Tages in einem Restaurant von einem Bekannten gefragt, wie er es nur anfange, um eine so große Gewalt über die Tiere zu erlangen.

„Ich zeige ihnen, daß ich nicht die geringste Furcht vor ihnen habe," versetzte er, „und halte beständig mein Auge auf sie gerichtet. Von der Macht meines Blickes werde ich Ihnen übrigens gleich ein Beispiel geben."

Mit diesen Worten deutete er auf einen Herrn, der an einem Nebentische saß, und fuhr fort:

„Sehen Sie diesen Mann? Ich werde ihn sofort veranlassen, zu mir zu kommen, ohne eine Silbe mit ihm zu sprechen."

Der Löwenbändiger sah hierauf den Fremden scharf und durchdringend an. Nach einer Weile stand derselbe auf und ging langsam auf den Löwenbändiger zu. Als er ganz nahe herangekommen war und Ambourgh immer noch den Blick auf ihn gerichtet hielt, erhob der fremde Herr mit rascher Bewegung seinen Arm und versetzte Ambourgh eine schallende Ohrfeige, indem er mit großer Ruhe hinzufügte: „Wenn Sie mich noch länger so anstarren, wird die zweite sofort nachfolgen."

Ambourgh soll seitdem nie wieder versucht haben, die Macht des Auges an Menschen zu erproben. L—n.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1044

